**Historische Mehrsprachigkeit**

# Studia Linguistica Germanica

Herausgegeben von
Christa Dürscheid, Andreas Gardt
und Oskar Reichmann

## Band 146

# Historische Mehrsprachigkeit

Europäische Perspektiven

Herausgegeben von
Rita Franceschini, Matthias Hüning und Péter Maitz

DE GRUYTER

Studia Linguistica Germanica
Begründet von Ludwig Erich Schmitt und Stefan Sonderegger

**Wir widmen diesen Band Georges Lüdi (1943–2022)**

Die Publikation wurde ermöglicht durch eine Ko-Finanzierung für Open-Access-Monografien und -Sammelbände der Freien Universität Berlin.

Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 International (CC BY 4.0). Weitere Informationen finden Sie unter https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz für die Weiterverwendung gelten nicht für Inhalte (z. B. Grafiken, Abbildungen, Fotos, Auszüge usw.), die nicht Teil der Open-Access-Publikation sind. Diese erfordern ggf. die Einholung einer weiteren Genehmigung des Rechteinhabers. Die Verpflichtung zur Recherche und Klärung liegt allein bei der Partei, die das Material weiterverwendet.

ISBN 978-3-11-133854-5
e-ISBN (PDF) 978-3-11-133866-8
e-ISBN (EPUB) 978-3-11-133886-6
ISSN 1861-5651

**Library of Congress Control Number: 2023944432**

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

© 2023 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

# Dank

Die Entstehung dieses Bandes hat sich über einen langen Zeitraum hingezogen. Wir danken allen Beitragenden für die ausgesprochen angenehme Kooperation und für die Geduld.

Wir bedanken uns ganz herzlich bei Sarah Schön und Maximilian Kindler-Mathot für die unschätzbare Hilfe bei der Aufbereitung des Buchmanuskripts und bei der Erstellung des Registers.

Für die reibungslose Zusammenarbeit danken wir den Mitarbeiterinnen des De Gruyter-Verlags, insbesondere Eti Antonova Baumann, Anne Hirschelmann und Albina Töws.

Rita Franceschini, Matthias Hüning & Péter Maitz

# Inhalt

Rita Franceschini, Matthias Hüning und Péter Maitz
**Historische Mehrsprachigkeitsforschung: ein Vorwort —— 1**

## Sprachwandel durch Mehrsprachigkeit: Kontexte, Prozesse, Effekte

Kurt Braunmüller
**Wenn Mehrsprachigkeit zu mehr Komplexität führt —— 19**

Brenda Assendelft, Gijsbert Rutten and Marijke van der Wal
**Tracing Frenchification. A sociolinguistic analysis of French loan suffixes in a historical corpus of Dutch —— 37**

Claudia Maria Riehl
**Sprachmischung in historischen Texten – eine Herausforderung an die kontaktlinguistische Theoriebildung? —— 57**

Péter Maitz
**Kontaktsprachengenese: Über die sprachökologischen Folgen kolonialer Gesellschaftsordnung —— 77**

## Wege zur Mehrsprachigkeit: Fremd- und Zweitspracherwerb

Peter Auer
**Inszenierung der Volkssprache: Zur vertikalen Differenzierung des Hochdeutschen im bilingualen Berlin des späten 16. Jahrhunderts —— 107**

Ulrike Vogl und André Kött
**Die *Colloquia, et dictionariolum* als Beispiel für „Foreign Language Making“ in der Frühen Neuzeit —— 129**

Johanna Miecznikowski und Annalisa Carlevaro
**Deutsch-italienischer Sprachkontakt in der Schweiz im 20. Jahrhundert: Schweizerische Italienischlehrbücher als Zeitzeugnisse —— 151**

## Aspekte gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit

Wolfgang Haubrichs
***Rustica Romana lingua* und *Theotisca lingua* – Frühmittelalterliche Mehrsprachigkeit im Raum von Rhein, Maas und Mosel —— 179**

Andres Kristol
**François Bonivard (1493–1570), vielsprachiger Humanist und Zeuge der Genfer Sprachsituation im 16. Jahrhundert —— 207**

Stefan Michael Newerkla
**Sprachliche Selbstzeugnisse böhmischer adeliger Damen des 17. Jahrhunderts und ihre Einstellungen zur Mehrsprachigkeit —— 225**

Chiara Meluzzi
**Traders of goods, traders of languages: a historical sociolinguistic investigation of Bolzano archives —— 243**

Roland Marti
**Mehrsprachigkeit als Anfang vom Ende der Mehrsprachigkeit? Der Fall des Sorbischen —— 265**

Philipp Krämer
**Ein Jahrhundert der Mehrsprachigkeit im Saarland: Historische Dimensionen der Sprachpolitik von den Nachkriegszeiten bis zur Frankreichstrategie —— 285**

Gualtiero Boaglio
**Mehrsprachigkeit im Landtag von Görz-Gradisca (1861–1914) —— 315**

Georges Lüdi †
**Mehrsprachigkeit in der Wissenschaft im 18. Jahrhundert am Beispiel der Basler Mathematiker und Naturwissenschaftler Daniel Bernoulli und Leonhard Euler —— 337**

**Register —— 353**

Rita Franceschini, Matthias Hüning und Péter Maitz

# Historische Mehrsprachigkeitsforschung: ein Vorwort

## 1 Lesepfade durch den Band

Man kann diesen Sammelband als ein Kaleidoskop lesen und sich vorstellen, dass dem Buch mehrere Ordnungsprinzipien zugrunde liegen, sodass man sich den Inhalt über mehrere Pfade erschließen kann.

Ein Pfad kann dem Raum-Prinzip nachgehen: Die Beiträge führen in die Schweiz, in die Niederlande, nach Berlin und ins Saarland oder quer durch (Mittel-) Europa und bis in den Pazifik.

Ein weiterer folgt dem Zeit-Prinzip: Die Beiträge reichen vom frühen Mittelalter bis in die Anfänge des 20. Jahrhunderts und bieten somit einen Einblick in die Diversität der Ausmaße und Erscheinungsformen von Mehrsprachigkeit im Zuge der europäischen Geschichte.

Ein anderer Pfad lässt sich durch die Dimensionen der Mehrsprachigkeit leiten: von Analysen individueller Mehrsprachigkeit, über den Erwerb mehrerer Sprachen, vom Umgang mit Mehrsprachigkeit in Gruppen, sowie Ausgestaltungen von Mehrsprachigkeit in Institutionen. Was auf den Umgang mit Mehrsprachigkeit in Gesellschaften schließen lässt, kann man sich in den folgenden Beiträgen über die Vielfalt dieser Analyseebenen erschließen.

Historische Mehrsprachigkeit, wie jeder andere linguistische Gegenstand auch, kann vor dem Hintergrund einer ganzen Reihe von unterschiedlichen Erkenntniszielen interessieren. Philologisch etwa, wenn es zunächst darum geht, aus den überlieferten Quellen einschlägige und relevante (sprach)historische Fakten zu erschließen bzw. zu rekonstruieren; dann auch sprachhistorisch, wenn man Phänomene historischer Mehrsprachigkeit stattdessen bereits im Zusammenhang einer nationalen, europäischen (vgl. Mattheier 2010) oder auch kolonialen Sprachgeschichte betrachtet und zu verorten sucht; aber auch sprachtypologisch, sowohl historisch-synchron als auch diachron, wenn es um den Einfluss von Mehrsprachigkeit auf das strukturtypologische Profil einer Sprache oder dessen Wandel geht; und natürlich auch sprachtheoretisch, wenn man einschlägige historische Daten

**Rita Franceschini**: Freie Universität Bozen, E-Mail: rita.franceschini@prof.senior.unibz.it
**Matthias Hüning**: Freie Universität Berlin, E-Mail: matthias.huening@fu-berlin.de
**Péter Maitz**: Universität Augsburg/Universität Bern, E-Mail: petermaitz@icloud.com

https://doi.org/10.1515/9783111338668-001

Open Access. © 2023 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. CC BY
Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.

und Evidenz für eine allgemeine Theorie von Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit fruchtbar machen will. All diese – und auch weitere – Forschungsperspektiven und Erkenntnisinteressen sind auch im vorliegenden Sammelband vertreten, sodass sich zwischen den Beiträgen auch ein weiterer Pfad entlang der unterschiedlichen forschungsleitenden Erkenntnisziele ziehen lässt.

So wie es allgemein für die internationale Sprachkontakt- und Mehrsprachigkeitsforschung gilt, so gilt es auch für die Erforschung von historischer Mehrsprachigkeit, dass sie in jüngerer und vor allem jüngster Zeit hauptsächlich im sprachtheoretischen und methodologischen Rahmen der Soziolinguistik stattfindet. Die Dominanz bzw. Präferenz dieser Betrachtungsperspektive spiegelt sich auch im vorliegenden Band wider, sodass sich die Beiträge gewissermaßen auch als eine Rückschau auf die Geschichte des Interesses an historischer Kontaktlinguistik soziolinguistischer Prägung lesen lassen. Diese nimmt den Anfang bei einer soliden Datenlage, die mit dem historischen Kontext in einer komplexen Weise verbunden ist. Historische Daten sind von ihrer materiellen Verfügbarkeit abhängig, die Quellenlage ist oft dürftig und führt zu umsichtigen Schlussfolgerungen, während man sich auf einer reinen Beschreibungsebene wohl sicherer fühlen würde. Das Dilemma ist im *bon-mot* von Labov (1994: 11) gut und konzis skizziert: „Historical linguistics can then be thought of as the art of making the best use of bad data." Aus einer misslichen Datenlage muss man das Beste machen (vgl. auch Nevalainen 1999). Eine an historischer Sprachwissenschaft interessierte Person ist in dieser Hinsicht mit einem Anthropologen zu vergleichen, der bei jedem Knochenfund seine Annahmen zu revidieren fürchtet.

Eine der Methoden, die dieses Prinzip der Lückenhaftigkeit der Daten schon früh beherzigt hat, ist die Philologie, die mit Rekonstruktionen und reichem Kontextwissen Lücken zu füllen versucht. So kann man denn den Band auch als einen Aufriss über die verschiedenen Methoden lesen, die an den Gegenstand – historische Mehrsprachigkeit – herangetragen worden sind. Von philologischen über textanalytische bis hin zu ideologiekritischen und sprachtheoretisch orientierten Beiträgen ist in diesem Band auch der methodische Ansatz eine Perspektive, die man der Lektüre unterlegen kann.

Doch stellt sich alsbald die Frage, ob ‚historische Mehrsprachigkeit' ein eigenständiger Gegenstand ist oder ob es vielmehr um eine Perspektive geht, die sich verschiedener Methoden bedienen kann, die aber weder sprachtheoretisch noch methodologisch als autonomes und klar abgrenzbares Forschungsgebiet konstituiert werden kann.

## 2 Zur Geschichte der historischen Soziolinguistik

Wie bereits erwähnt, fügt sich der wohl größte Teil der Beiträge dieses Sammelbandes in den größeren Rahmen der historischen Soziolinguistik ein (vgl. hierzu vor allem die hervorragende Übersicht von Auer et al. 2015 im ersten Heft des *Journal of Historical Sociolinguistics*). Es war die wegweisende Dissertation von Uriel Weinreich (1951, erschienen 1953) und vor allem die Abhandlung von Weinreich, Labov & Herzog (1968), die die Türen für eine historische Anwendung soziolinguistischer Prinzipien öffneten und eine neue Betrachtung des Sprachwandels ermöglichten. Das Interesse, die soziolinguistische Perspektive auch auf eine historische Dimension auszuweiten und den Sprachwandel zu erklären, erwies sich in den Folgejahren als fruchtbar. Es waren maßgeblich die Arbeiten Suzanne Romaine (vgl. vor allem Romaine 1982, dann auch 2005), die diese Ausrichtung mitprägten. Für die Etablierung des Begriffs ‚historische Soziolinguistik' ist insbesondere Milroys Monographie (1992) zu nennen.

Zur Verbreitung des Interesses insbesondere in der europäischen Forschungslandschaft hat dann das *Historical Sociolinguistics Network (HiSoN)* mit seinen internationalen Konferenzen und Workshops maßgeblich beigetragen. Aus diesem Netzwerk ist eine Reihe weit beachteter Publikationen hervorgegangen (z. B. Elspaß et al. 2007, Langer et al. 2012, van der Wal & Rutten 2013, Rjeoutski et al. 2014, Havinga & Langer 2015). In diese Zeit fallen auch Publikationen, die man als Einführung in die historische Soziolinguistik lesen kann (wie Nevaleinen & Ramoulin-Brunberg 2003, Conde-Silvestre 2007). Ein wichtiger Meilenstein war das 2012 erschienene *Handbook of Historical Sociolinguistics* von Hernández-Campoy & Conde-Silvestre, und im Hinblick auf die Lehre ist das im gleichen Jahr erschienene Einführungsbuch für Studienanfänger von McColl Millar (2012) zu nennen.

Auer et al. (2015) halten in ihrem Beitrag wichtige Grundprinzipien der historischen Soziolinguistik fest, die wir auch mit unserem besonderen Fokus auf Mehrsprachigkeit mittragen können. Diese Prinzipien orientieren sich *grosso modo* immer noch an den grundsätzlichen Leitfragen zum Sprachwandel (zu *transition, embedding* und *evaluation*), wie sie in Weinreich, Labov & Herzog (1968) schon formuliert wurden, nämlich:

- Wie wird der Wandel von einem zum anderen Sprechenden übertragen?
- Wie werden neue Formen in einer Gesellschaft aufgenommen, entlang Altersgruppen, sozialen und Berufsgruppen?
- Wie beeinflussen Prestige, Normen und Einstellungen der Sprechenden den Wandel?

Diese Prinzipien haben eine sehr allgemeine Gültigkeit, sind also auch in historischer Perspektive wirksam, sozusagen als universelle Kräfte. Doch sollte dies ‚Uni-

formitätsprinzip' nicht überstrapaziert werden und bis in Spezifika von Situationen übernommen werden. Es besteht die Gefahr anachronistisch zu werden, wenn man die historische Universalität beispielsweise von sozialer Klasse, Geschlecht oder Prestige an historische Daten unhinterfragt anwendet. Solche Kategorien sind doch maßgeblich von einer Sichtweise aus der modernen westlichen Welt heraus geprägt. Will man den Anachronismus vermeiden, begegnet man jedoch einem Paradox: Wir wissen, dass die Vergangenheit zwar anders war, doch wir wissen nicht genau *wie* (schon Labov 1994: 11).

Man ist deshalb auf eine akkurate Datensammlung und vertiefte Einbettung in historische Fakten angewiesen, um sich gewahr zu werden, wo Gefahr besteht, dass man unzulässige heutige Vorstellungen überstülpt.

Daher ergibt sich die Notwendigkeit, den Datensammlungen höchste Aufmerksamkeit zu schenken, bei jedem Interpretationsschritt, sei er qualitativer Art oder quantitativ orientiert. Konstitutiv ist dabei die Beschäftigung mit den Bedingungen, unter denen die festgehaltenen Texte – denn nur um solche kann es sich handeln – entstehen konnten: Wer hat geschrieben/gemeisselt/gemalt? Welches Alter, Geschlecht, welcher soziale Stand, welche Art von Erziehung könnte vorliegen? Und in alledem: bildet die Mehrheit der bewahrten Daten nicht eher die oberen, mächtigen Gesellschaftsgruppen ab? Wir schließen uns Auer et al. (2015: 5) an: Kreativität in der Betrachtung und Auffindung von Material ist gefragt, um Lücken zu füllen, die in Bezug auf Daten zu unteren Schichten, Illiteraten und im Hinblick auf Frauen offenkundig sind.

Auch zu den bislang behandelten Themen und Ansätzen bieten Auer et al. (2015: 6–8) einen guten Überblick. Bei den Datensammlungen stechen Briefsammlungen hervor (Nevalainen & Raumolin-Brunberg 2003). Beachtenswert sind vor allem die, die von nicht-privilegierten unteren Schichten stammen (Vandenbussche & Elspaß 2007; Rutten & van der Wal 2014). Konzepte wie das der sozialen Netzwerke und das der *communities of practice* spielen eine große Rolle, und methodisch wird vielfach auf statistische Auswertungen des Materials gesetzt.

Lücken klaffen in Bezug auf die Mündlichkeit, wäre diese doch so wichtig zur Beurteilung des Sprachvariation und des Sprachwandels. Private Korrespondenz, Theaterdialoge, Zeugenaussagen oder andere Darstellungen mündlicher Rede sind letztlich doch nur Surrogate. Sie können aber durchaus gewinnbringend genutzt werden. Wie dies gelingen kann, zeigt sich in einem Ansatz, der sich auf EGO-Dokumente konzentriert und dies mit einer ‚Geschichte von unten' („history from below") zu kombinieren weiß (wie etwa Elspaß 2012 oder van der Wal & Rutten 2013).

Weitere wichtige Themen waren etwa die Entstehung sozialer Ungleichheiten, die Entwicklung von Sprachideologien, der Einfluss der Nationenbildung, Urbanisierung, Industrialisierung und die vertikale Schichtung der Gesellschaften (siehe beispielsweise del Valle & Gabriel-Stheeman 2002, Watts 2011, Langer & Nesse 2012).

Die historische Mehrsprachigkeit, der das Interesse des vorliegenden Bandes gilt, wird von Auer et al. (2015) ebenfalls zumindest kurz angesprochen. Sie rechnen dieses Thema einer eher makro-soziolinguistischen Perspektive zu und besprechen es in einem Zug mit der Institutionalisierung und Standardisierung von Sprachen (vgl. dazu u. a. auch Hüning, Vogl & Moliner 2012). Wichtig ist in diesem Zusammenhang, wie mehrere Sprachen und Varietäten in komplexen Gesellschaften integriert sind und interagieren. Es geht dabei um Themen wie Codeswitching oder die Entstehung von Pidgins und Kreolsprachen. Sprachkontakt durch Migration aber auch durch Kolonisierung ist hierbei ein zentrales Thema.

Es sollte bis hierher deutlich geworden sein, dass die historische Soziolinguistik aus dem Kreuzfeld innersprachlicher und außersprachlicher Faktoren seine Berechtigung zieht und dass sie sich – wenn historisch dekliniert – einer Vielfalt von Methoden und Ansätzen bedienen muss. Sie ist in hohem Maße darauf angewiesen, Einsichten aus weiteren Disziplinen einzubeziehen, und zwar nicht allein aus der Geschichtswissenschaft, sondern auch aus der Kulturwissenschaft, der Paleographie, der Philologie, der Korpuslinguistik sowie der Soziologie und Sozialpsychologie, moderne quantitative und qualitative Herangehensweisen sinnvoll verbindend.

Die historische Soziolinguistik stellt also ein multidisziplinäres Forschungsfeld dar, in dem es darum geht,

> to study language use, as provided by individual language uses, embedded in the social context in which these language users operate, and understood not only from a communicative angle but also as conscious or unconscious acts of identity and social distinction. (Auer et al. 2015: 9)

Ziel der Unternehmung sei es, im Sinne Peter Burkes (2004; 2005), zu einer Sozialgeschichte der Sprache beizutragen.

In dieser Definition können wir uns erkennen, wenn man sie denn sprachlich plural denkt, was unseres Erachtens problemlos möglich ist. Der Sprachgebrauch („language use“) als zentrales Untersuchungsobjekt kann in einer Gesellschaft, in einer Institution, in einer Gruppe mehrere Sprachen/Varietäten umfassen, die als distinkt wahrgenommen werden (im Sinne von Identitätsmarkern).

Die drei genannten Fragen zu *transition, embedding* und *evaluation* (s. o. Weinreich, Labov & Herzog, 1968) lassen sich für eine historische Soziolinguistik der Mehrsprachigkeit spezifizieren. In etwa:

– Wie wird der Wandel von einem zum anderen Sprechenden übertragen, wenn der Kontakt über unterschiedliche Sprachen abläuft? Welche Eigenschaften sind dabei determinierend (Alter, Geschlecht, Bildung, kulturelle/religiöse Zugehörigkeit)? Wie wirkt sich ein Kompetenzgefälle auf die Übertragung aus?

– Wie werden neue Sprachformen aus anderen Sprachen in einer Gesellschaft aufgenommen, beispielsweise entlang Altersgruppen, sozialen und Berufsgruppen, identitären Zugehörigkeiten?
– Wie beeinflussen beim Sprachwandel die Sprechenden das Prestige, die Normen und Einstellungen der in Kontakt stehenden Sprachen? Wie werden funktionale Rahmen für jede Sprache abgesteckt? Wird ein Gefälle konstruiert?

# 3 Der Fokus auf die historische Mehrsprachigkeitsforschung

Es ist ein gängiges Klischee der (Sozio)Linguistik, dass unsere (europäischen) Gesellschaften heute mehrsprachiger sind denn je zuvor. Unter dem von Blommaert & Rampton (2011) in die Linguistik eingeführten Schlagwort der ‚Superdiversität' werden die Herausforderungen, die Mehrsprachigkeit an heutige Individuen und Gesellschaften stellt, als quantitativ und/oder qualitativ neu bzw. größer dargestellt als in der Vergangenheit. Wie Pavlenko (2023), die sich mit der jahrtausendealten Geschichte der Mehrsprachigkeit als einem sozialen, institutionellen und demographischen Phänomen beschäftigt, möchten auch wir die Aufmerksamkeit auf die Vergangenheit lenken und Mehrsprachigkeit als ein schon immer dagewesenes Phänomen verstanden wissen, auch in ihrer komplexen und superdiversen Form.

Mehrsprachigkeit entsteht immer dann, wenn Personen und Gruppen – bis hin zu Institutionen – miteinander in Kontakt treten, die verschiedene Sprachen nutzen. Dass die damit verbundenen Kontaktphänomene je nach sozialem Kontext unterschiedlich ausfallen, macht den Gegenstand so wichtig für die Entwicklung einer belastbaren Sprachkontakttheorie, die historische Aspekte der Mehrsprachigkeit reflektiert.

Wenn in Umrissen skizziert wurde, worin innerhalb einer historischen Soziolinguistik die historische Mehrsprachigkeitsforschung – genauer: die historische Soziolinguistik der Mehrsprachigkeit – besteht, dann fehlt bisher aber eine Definition eben dieser Mehrsprachigkeit. Was soll darunter verstanden werden? Der Begriff ist dermaßen umfassend, dass es nötig ist, Ebenen zu unterscheiden; hier deren vier:

> Unter Mehrsprachigkeit wird die Fähigkeit von Gesellschaften, Institutionen, Gruppen und Individuen verstanden, die in Raum und Zeit einen regelmäßigen Umgang mit mehr als einer Sprache in ihrem Alltag haben.

Zudem muss festgehalten werden, dass die Mehrsprachigkeit nicht etwas Außergewöhnliches ist, wie es in der Vergangenheit mehrheitlich behandelt worden ist.

> Mehrsprachigkeit beruht auf der grundlegenden menschlichen Fähigkeit, in mehreren Sprachen kommunizieren zu können.

Ferner ist der kulturellen Dimension Rechnung zu tragen.

> Sie ist ein in kulturelle Entwicklungen eingebettetes Phänomen und ist somit durch hohe Kultursensitivität geprägt. (Definition aus: Franceschini 2009)

Wobei der Begriff ‚Sprache' hier als einschließender Begriff verstanden wird, d. h. Varietäten wie Regionalsprachen und Dialekte einschließend.

Diese Definition, die ursprünglich im Rahmen einer synchronen Soziolinguistik entstanden ist, scheint auch für eine historische Betrachtung angebracht zu sein. Sie hält einen allgemeinen Rahmen fest.

In einem florierenden Feld der historischen Soziolinguistik, das im vorausgehenden Abschnitt kurz skizziert wurde, schlagen wir nun vor, einen spezifischen Fokus auf die Mehrsprachigkeit zu setzen. Wie schon angemerkt gehen wir dabei von der Annahme aus, dass Mehrsprachigkeit nicht allein ein modernes Phänomen ist, sondern sich auch in der Vergangenheit überall dort entwickelt hat, wo unter anderem die folgenden direkten oder medialen Kontaktsituationen vorhanden waren (Franceschini 2022):

- Sporadischer oder lang andauernder Kontakt zwischen Bevölkerungen bspw. in Nachbarregionen
- Kohabitation
- Handel
- Heiratsverhalten über territoriale/sprachliche Grenzen hinweg
- Eroberungen
- Migration
- Minderheitensituationen
- Exploration und Kolonisierung
- Reisen
- Gemeinsame religiöse und kulturelle Interessen
- Interesse, geschriebene Texte zu studieren
- Religiöse Praktiken in anderen Sprachen als den alltäglich verwendeten
- administrative Praktiken in anderen Sprachen als den alltäglich verwendeten
- Lehrpersonen und andere Mediations-Figuren
- Didaktische Materialien (s. schon sumerische Tontafeln für die Ausbildung von Beamten, ca. 3'000 v. Chr.).

Diese Auflistung gibt einen ersten Einblick in die ganze Vielfalt und Breite der möglichen Kontaktsituationen, die historisch immer wieder zu Mehrsprachigkeit geführt haben.

# 4 Die Beiträge

Die hier zusammengebrachten Artikel gehen auf den intensiven Austausch der Beitragenden zurück. Dieser Austausch fand in Prä-Corona-Zeiten unter anderem im Rahmen mehrerer Workshops zu Aspekten historischer Mehrsprachigkeit an der Freien Universität Bozen statt (zweijährlich, von 2012 bis 2018). Ziel und Funktion dieser Workshopreihe bestand darin, Forschungen zur historischen Mehrsprachigkeit anzuregen und zu bündeln, und ein internationales Diskussionsforum für einschlägige wissenschaftliche Ideen, Ansätze und Ergebnisse zu schaffen.

Die Beiträge des vorliegenden Bandes gehen insbesondere auf den letzten Workshop im Jahre 2018 zurück. Sie sollen einige Ergebnisse der weitgehend konstanten internationalen Arbeitsgruppe, die sich an den Workshops beteiligt hat, dokumentieren und der internationalen wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich machen. Der Band will einen Beitrag zur Entwicklung einer historischen Soziolinguistik der Mehrsprachigkeit leisten, indem er Texte zusammenbringt, die eine Vielzahl von Sprachen und Mehrsprachigkeitssituationen behandeln. Auch die forschungsleitenden Erkenntnisinteressen sind vielfältig. Dadurch entsteht ein gutes Bild der Forschungslandschaft, das die Breite der Fragen und der Methoden illustriert, die mit der historischen Mehrsprachigkeitsforschung verbunden sind.

Eine erste Gruppe van Artikeln behandelt den Zusammenhang von Sprachwandel und Mehrsprachigkeit bzw. von Sprachwandel durch Mehrsprachigkeit. Die ersten drei Beiträge beschäftigen sich mit der genauen Analyse von Sprachkontaktphänomenen in verschiedenen europäischen Regionen. Mit dem vierten Beitrag bewegen wir uns dann in räumlicher Hinsicht aus Europa weg in den Pazifik, in das heutige Papua-Neuguinea und nach Indonesien.

**Kurt Braunmüller** thematisiert ein Phänomen, das in der Sprachkontaktforschung oft vernachlässigt wird. Der intensive Kontakt mit anderen Sprachen führt zu Vereinfachung und zu Abbau von Komplexität, insbesondere durch Zweitspracherwerb, so wird angenommen. Braunmüller konzentriert sich anhand von Beispielen aus den skandinavischen Sprachen nun auf den gegenläufigen Prozess, nämlich eine Zunahme von sprachlicher Komplexität durch engen Sprachkontakt. Dafür führt er viele Ergebnisse seiner früheren Arbeiten hier zusammen.

Um die Folgen intensiven Sprachkontakts geht es auch in dem Beitrag von **Brenda Assendelft, Gijsbert Rutten** und **Marijke van der Wal**. Anhand eines historischen Korpus des Niederländischen bieten sie eine quantitative Analyse der Übernahme französischer Suffixe in das Niederländische. Die Daten ermöglichen eine nach sozialen Kriterien differenzierte Analyse von Sprachdaten aus der Stadt Leiden von 1500 bis 1900. Der Beitrag zeigt eindrucksvoll die Entwicklungen in der Übernahme französischen Sprachmaterials ins Niederländische und er kann die

Rolle sozialer Kriterien dabei offenlegen. Die gewonnenen Resultate legen nahe, dass wir davon ausgehen müssen, dass die untersuchte Mehrsprachigkeit nicht alle Schichten und alle Sprecher und Sprecherinnen gleichermaßen betraf. Derart stratifizierte Sprachdaten erlauben einen vielversprechenden neuen Blick auf Übernahmephänomene in mehrsprachigen Gesellschaften.

Um Übernahmephänomene und Sprachmischung geht es im Beitrag von **Claudia Riehl**. Anhand von Tischreden Martin Luthers und von deutsch-lateinischen Mischgedichte (Werke der sogenannten ‚maccaronischen Dichtung') geht es ihr um die deutsch-lateinische Zweisprachigkeit im 16. und 17. Jahrhundert. Die dabei angetroffenen Kontaktphänomene stehen in Zusammenhang mit der Verbreitung des Lateinischen als Lingua Franca der Studenten und Gelehrten und illustrieren das Phänomen der Sprachmischung auf eindrückliche Weise.

Sprachmischung und die Entstehung neuer Sprachen unter kolonialen Bedingungen stehen im Mittelpunkt des Beitrags von **Péter Maitz**. Maitz macht sich auf die Suche nach den *conditiones sine quibus non* für die Entstehung von Pidgins, Kreolsprachen und bilingualen Mischsprachen. Der intensive Kontakt von unterschiedlichen Sprachgemeinschaften unter den kolonialen Bedingungen von Rassismus, Ausgrenzung, Unterdrückung und Diskriminierung führt zur Entstehung neuer Sprachen. Während die Entstehung von Pidgins und Kreolsprachen bekanntermaßen gemeinhin auf das Fehlen einer gemeinsamen Sprache zurückgeführt wird, dient die Herausbildung einer bilingualen Mischsprache insbesondere zur gruppeninternen Verständigung. Sie erfolgt also nicht aufgrund von unmittelbaren Kommunikationsproblemen, sondern eher zur Stärkung der Gruppenidentität von stigmatisierten, unterdrückten und/oder ausgegrenzten zweisprachigen Menschen. In jedem Fall sind derartige Kontaktsprachen, so die Maitzsche These, das Resultat von bewusstem, intendiertem Sprachwandel, was sie von Sprachwandelphänomenen der dritten Art (Keller 1990) unterscheidet.

Eine zweite Gruppe von Artikeln beschäftigt sich mit ‚Wegen zur Mehrsprachigkeit'. Es geht um Fremd- und Zweitspracherwerb und um deren sprachliche Folgen.

**Peter Auer** behandelt in seinem Beitrag den Erwerb des Hochdeutschen und die ‚Inszenierung der Volkssprache' im Berlin des 16. Jahrhunderts. Er analysiert anhand eines konkreten Textes, ein Berliner Krippenspiel, die Verwendung hoch- und niederdeutscher Merkmale, um daraus Aussagen über die soziale und sprachideologische Bewertung der verschiedenen Varietäten und Register abzuleiten. Auer zeigt, dass und wie ein solcher Gebrauchstext (es geht um ein Skript für eine Aufführung des Krippenspiels am Hof durch die Kinder der Oberschicht) für Aussagen über die sprachlichen Verhältnisse der Zeit fruchtbar gemacht werden kann.

Zwei andere Beiträge analysieren konkrete Lehrwerke für den Fremdsprachenerwerb. Zunächst geht es um mehrsprachige Lehrwerke aus dem 16. und 17. Jahrhundert. **Ulrike Vogl** und **André Kött** untersuchen die Gesprächsbücher, die in der

Frühen Neuzeit sehr populär waren, um zu zeigen, dass und wie mithilfe dieser Lehrwerke Fremdsprachen als solche konstruiert wurden. Dafür analysieren sie (vor allem anhand der Einleitungen) die Rolle von Autoren, Sprachlehrern, Übersetzern oder Druckern in diesem Prozess des ‚Foreign Language Making' (vgl. hierzu auch Hüning 2021 und das Sonderheft des *International Journal of the Sociology of Language* zum ‚Language Making': Krämer, Vogl & Kolehmainen 2022).

**Johanna Miecznikowski** und **Annalisa Carlevaro** bringen uns mit ihrem Artikel über Italienischlehrbücher in die Schweiz des 20. Jahrhunderts. Sie analysieren diese Lehrbücher als „Zeugnisse helvetischer Mehrsprachigkeitsdiskurse". Es geht dabei u. a. um die Verständigung über die Sprachgrenzen hinweg, um Binnenmigration oder um die Beziehungen zu Italien, also um zentrale Themen des schweizerischen Mehrsprachigkeitsdiskurses. Wie der vorherige Beitrag, so zeigt auch dieser sehr schön, dass es sich lohnt, Sprachlehrwerke nicht nur im Hinblick auf ihre didaktischen Ziele zu untersuchen, sondern eben auch aus der Sicht der historischen Soziolinguistik und Mehrsprachigkeitsforschung.

Die weiteren Beiträge des vorliegenden Sammelbandes beschäftigen sich mit unterschiedlichen Aspekten gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit im europäischen Kontext, wobei in zeitlicher Hinsicht ein weiter Bogen gespannt wird vom Imperium Romanum des frühen Mittelalters bis hin zur Mehrsprachigkeit des Saarlands im 20. Jahrhundert.

Den Anfang macht **Wolfgang Haubrichs**, der sich mit der frühmittelalterlichen Mehrsprachigkeit im Raum von Rhein, Maas und Mosel beschäftigt. Für diese Zeit lassen sich Mehrsprachigkeit und Sprachkontakt oft nur mittelbar rekonstruieren. Haubrichs tut dies in bewährter philologischer Manier durch die materialreiche sprachgeschichtliche Untersuchung von Ortsnamen und Lehnwörtern in Urkunden, Inschriften und Texten. Er kann zeigen, dass die unzweifelhaft vorhandene Mehrsprachigkeit zu Beginn seines Untersuchungszeitraums als selbstverständlich wahrgenommen wurde und wohl erst ab dem 9. und 10. Jahrhundert bewusst angestrebt und auch als besondere Fähigkeit von Personen vermerkt wurde.

Diese geänderte Haltung zur Mehrsprachigkeit findet sich in den folgenden Jahrhunderten immer wieder in den vielen Zeugnissen, die sich zur bemerkenswerten Mehrsprachigkeit einzelner Personen äußern. Auch in diesem Band finden sich daher Analysen zur Mehrsprachigkeit von Individuen bzw. von Mitgliedern einer ‚community of practice', die durch ihre soziale Stellung hervorgehoben sind. Ein erstes Beispiel liefert **Andres Kristol** mit seiner Untersuchung zur Vielsprachigkeit und zu den Sprachauffassungen von François Bonivard (1493–1570), einem Humanisten, der hier als Zeuge der besonderen Genfer Sprachsituation im 16. Jahrhundert angeführt wird. Es geht also nicht nur um die von Bonivard verwendete Sprache, sondern auch um seine linguistischen Ansichten und Meinungen.

Im Mittelpunkt steht dabei die Analyse seines Traktats ‚Advis et devis des lengues' aus dem Jahr 1563.

Vergleichbar ist der Ansatz von **Stefan Newerkla**, der die Selbstzeugnisse böhmischer adeliger Damen des 17. Jahrhunderts untersucht, um daraus Aussagen zur sprachlichen Situation zu gewinnen. Newerkla richtet einen sprachbiografischen Blick auf perzeptionslinguistische Perspektiven in den untersuchten Dokumenten, der privaten Korrespondenz dieser Frauen. Wie sprach und dachte der böhmische Adel im 17. Jahrhundert über die eigene und über die gesellschaftliche Mehrsprachigkeit? Mehrsprachigkeit erweist sich, so eines der Resultate der Studie, für die untersuchten Frauen nicht nur als Vorteil, sondern oft auch als Notwendigkeit in der insgesamt mehrsprachigen Gesellschaft.

In einem der beiden englischsprachigen Artikel des vorliegenden Bandes berichtet **Chiara Meluzzi** von ihrer Forschung. Wiederum geht es um die mehrsprachigen Praktiken einer bestimmten Gruppe, diesmal um eine Familie. Konkret geht es um die Familie Menz, eine der reichsten Kaufmannsfamilien, die es in Bozen je gab. Meluzzi hat ihr Material sowohl in öffentlichen Bozener Archiven als auch im Familienarchiv der Familie Menz gefunden. Sie untersucht insbesondere Briefe der Bozener Kaufleute im 18. und 19. Jahrhundert im Hinblick auf die verwendete(n) Sprache(n). Händler und Kaufleute galten schon immer als in besonderem Maße mehrsprachig, und dieser Eindruck bestätigt sich. Die Daten zeigen eine ausgefeilte Verwendung der Sprachen (insbesondere Italienisch und Deutsch und in geringerem Maße Französisch). Die Variation folgt bestimmten sozialen und kommunikativen Bedürfnissen, die Meluzzi übersichtlich zusammenstellt.

Auch sprachliche Minderheiten können als ‚community of practice' gesehen werden. Und eine solche steht im Mittelpunkt des Artikels von **Roland Marti**. Unter dem auf den ersten Blick vielleicht paradox anmutenden Titel „Mehrsprachigkeit als Anfang vom Ende der Mehrsprachigkeit?" untersucht er die mehrsprachige Gemeinschaft der Sorben unter einer historischen Perspektive. Es geht also um Gruppenmehrsprachigkeit bei einer sprachlichen Minderheit, und genau da lauert auch die Gefahr: die Einseitigkeit der Mehrsprachigkeit (eine mehrsprachige Minderheit lebt inmitten einer einsprachigen Mehrheit) führt auf Dauer zur Aufgabe der Minderheitensprache. Das gilt nicht nur für das Sorbische, für das dieser Prozess jetzt zu beobachten ist, sondern auch für viele andere Minderheitensprachen, insbesondere wenn sie nicht dadurch gestützt werden, dass die jeweilige Sprache woanders Mehrheitssprache ist. Diesen Prozess von einer Mehrsprachigkeit zur Einsprachigkeit aufzuhalten, ist – so Marti – höchstens durch eine ausgeprägt kompensatorische Sprachenpolitik möglich. Aber auch eine solche Politik ist kein Garant für den Fortbestand der Minderheitensprache.

Die Wichtigkeit von Sprachpolitik für den Erhalt und den Ausbau von Mehrsprachigkeit thematisiert auch der Beitrag von **Philipp Krämer**. Das 100-jährige

Bestehen des Saarlands im Jahr 2020 ist Anlass genug, auf hundert Jahre Mehrsprachigkeit und Sprachpolitik zurückzublicken. Es geht also um die historische Dimensionen der Sprachpolitik von den Nachkriegszeiten bis hin zur Frankreichstrategie, die seit 2014 den Ausbau der deutsch-französischen Mehrsprachigkeit im Saarland vorantreiben soll. Der historische Überblick wird mit Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen zum Französischen und zur Mehrsprachigkeit angereichert. Krämer zeigt, dass politisch und schulisch vermittelte Mehrsprachigkeit nur bedingt positiv gewirkt hat. Eine durchaus feststellbare positive Einstellung zum Französischen und zur Mehrsprachigkeit entstand, so Krämers Fazit aus den Interviews, „nicht *wegen*, sondern vielmehr *trotz* der schulischen Sprachvermittlung". Seine Fallstudie zur Mehrsprachigkeitspolitik im Saarland zeigt zugleich die Möglichkeiten und die Potenziale einer ‚zeithistorischen Mehrsprachigkeitsforschung' für die historische Soziolinguistik auf.

Der Beitrag von **Gualtiero Boaglio** führt uns dann wieder zurück zum Anfang des 20. Jahrhunderts. Er bietet die exemplarische Analyse eines historischen Falls von institutioneller Mehrsprachigkeit. Konkret geht es um die Sprachverwendung im Landtag der Markgrafschaft Görz-Gradisca im cisleithanischen Teil der Habsburgermonarchie. Das österreichische Küstenland war nach Boaglio aufgrund seiner politischen, sprachlichen und ethnischen Diversität einer der historisch-soziolinguistisch interessantesten Teile der ehemaligen Habsburgermonarchie. Görz (heute Gorizia) liegt im Nordosten Italiens, direkt an der Grenze zu Slowenien. Hier trafen verschiedene Sprachgemeinschaften aufeinander (Slowenisch, Kroatisch, Italienisch, Deutsch), was zu fortwährenden Konflikten führte. Vor diesem Hintergrund untersucht Boaglio nun die Sitzungsprotokolle des Landtags und kann zeigen, dass allen Konflikten zum Trotz die Mehrsprachigkeit eine gelebte und wesentliche Kommunikationsform im Landtag war.

Der letzte Beitrag des vorliegenden Bandes stammt von **Georges Lüdi**. Lüdi hat das Erscheinen dieses Bandes leider nicht mehr erleben können. Er ist am 25. Juli 2022 verstorben. Seine großen Verdienste für die Mehrsprachigkeitsforschung sind international hinlänglich bekannt, auch weit über die Grenzen seines eigenen Faches, der Romanistik, hinaus. Er hat immer wieder großes Interesse an der historischen Dimension der Mehrsprachigkeit gezeigt und auch darin schon früh wegweisende Analysen vorgelegt. Viel zitiert ist beispielsweise seine frühe Studie zu den Ratsmanualen von Freiburg/Fribourg (Lüdi 1985). Aufgrund seiner großen Verdienste für die Soziolinguistik und die Mehrsprachigkeitsforschung widmen wir ihm diesen Band.

In seinem Beitrag für diesen Sammelband hat Lüdi sich mit einem Thema beschäftigt, das in letzter Zeit vor allem im Hinblick auf die Dominanz des Englischen thematisiert wird, nämlich der Mehrsprachigkeit in der Wissenschaft. Lüdi fügt der Diskussion eine historische Dimension hinzu, indem er sich exemplarisch zwei Wis-

senschaftlern des 18. Jahrhunderts widmet. Er untersucht die Arbeitssprachen von zwei international vernetzten Vertretern der Basler Mathematik und Naturwissenschaften, Daniel Bernoulli (1700–1782) und Leonhard Euler (1707–1783). Er erstellt Sprachbiographien für die beiden Wissenschaftler, analysiert ihre Publikationssprachen und die der Korrespondenz mit ihrem wissenschaftlichen Umfeld. Lüdi liest die Geschichte der Wissenschaft zugleich auch als die Geschichte der Mehrsprachigkeit. Seine Analysen zeigen, dass für seine Protagonisten die Grenzen zwischen Deutsch, Lateinisch und Französisch oft durchlässig sind, und er kommt zu der Schlussfolgerung, dass eine Form des *Plurilanguaging* für die beiden zur eigentlichen Wissenschaftssprache geworden zu sein scheint. Damit sind sie in gewisser Weise Vorläufer einer mehrsprachigen Praxis, die auch Georges Lüdi selber in seinen Vorträgen und in seinem Diskussionsverhalten bei wissenschaftlichen Veranstaltungen immer als sein mehrsprachiges Ideal vorgelebt und propagiert hat.

So wie Sprachen nicht gleichmäßig auf der Welt verteilt sind, so sind auch die Ausmaße, Erscheinungsformen und linguistischen Folgeeffekte von Mehrsprachigkeit nicht nur geographisch oft äußerst unterschiedlich, sondern auch historisch veränderlich. Dieser Sammelband hat fast ausschließlich Europa im Fokus, und somit einen Kontinent, der sprachlich und sprachideologisch mittlerweile seit Jahrhunderten stark durch seine auf Monolingualismus ausgerichteten nationalen Standardsprachkulturen geprägt war und ist. Nichtsdestotrotz hat Mehrsprachigkeit auch die Geschichte Europas und den Alltag vieler Europäerinnen und Europäer mitgeprägt. Der Band vermittelt einen Eindruck davon, in welchem Sinne und in welchem Maße dies in unterschiedlichen Epochen und Ländern, Regionen oder auch Institutionen im Einzelnen der Fall war.

Der Band zeichnet sich nicht nur durch die Vielfalt der in den Beiträgen behandelten Themen, Fragestellungen und Sprachkontaktsituationen aus, sondern zeigt auch die unterschiedlichen inhaltlichen und methodischen Zugänge, die zurzeit in der historischen Mehrsprachigkeitsforschung verfolgt werden. Dadurch verweist er auf eine Zukunft, in der sowohl inhaltlich als auch methodisch weitergehende Differenzierungen und Spezialisierungen in diesem Forschungsbereich zu erwarten sind.

## Literatur

Auer, Anita, Catharina Peersman, Simon Pickl, Gijsbert Rutten & Rik Vosters (2015): Historical sociolinguistics: the field and its future. *Journal of Historical Sociolinguistics* 1(1). 1–12. doi:10.1515/jhsl-2015-0001.

Blommaert, Jan & Ben Rampton (2011): Language and superdiversity. *Diversities* 13(2). 3–21.

Burke, Peter (2004): *Languages and Communities in Early Modern Europe*. Cambridge: Cambridge University Press.

Burke, Peter (2005): *Towards a Social History of Early Modern Dutch* (Meertens Ethnology Cahiers 1). Amsterdam: Amsterdam University Press.

Conde Silvestre, Juan Camilo (2007): *Sociolingüística histórica*. Madrid: Gredos.

Elspaß, Stephan (2005): *Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert* (Reihe Germanistische Linguistik 263). Tübingen: Niemeyer.

Elspaß, Stephan (2012): The use of private letters and diaries in sociolinguistic investigation. In Juan Manuel Hernández Campoy & Juan Camilo Conde Silvestre (Hrsg.), *The handbook of historical sociolinguistics* (Blackwell handbooks in linguistics), 156–169. Malden, Oxford: Wiley-Blackwell.

Elspaß, Stephan, Nils Langer, Joachim Scharloth & Wim Vandenbussche (Hrsg.) (2007): *Germanic language histories „from below" (1700–2000):* (Studia Linguistica Germanica 86). Berlin, New York: De Gruyter. doi:10.1515/9783110925463.

Franceschini, Rita (2009): The genesis and development of research in multilingualism: Perspectives for future research. In Larissa Aronin & Britta Hufeisen (Hrsg.), *The Exploration of Multilingualism: Development of Research on L3, Multilingualism, and Multiple Language Acquisition* (AILA Applied Linguistics Series 6), 27–60. Amsterdam: John Benjamins Publishing Company. doi:10.1075/aals.6.03ch3.

Franceschini, Rita (2013): History of Multilingualism. In Carol A. Chapelle (Hrsg.), *The Encyclopedia of Applied Linguistics*. Oxford, UK: Blackwell Publishing Ltd. doi:10.1002/9781405198431.wbeal0511.

Franceschini, Rita (2023): Was sollte der Begriff der Mehrsprachigkeit alles umfassen? In Luca Melchior, Hans Karl Peterlini & Isabella Matticchio (Hrsg.), *Alte und neue Formen der Mehrsprachigkeit in der Alpen-Adria-Region. Beschreibungsmodelle, Herausforderungen und Lösungsansätze* (Special issue „Colloquium: New Philologies" 7(1), online), 13–37. doi:10.23963/cnp.

Havinga, Anna & Nils Langer (Hrsg.) (2015): *Invisible languages in the nineteenth century* (Historical Sociolinguistics 2). Oxford: Peter Lang. doi:10.3726/978-3-0353-0760-3.

Hernández Campoy, Juan Manuel & Juan Camilo Conde Silvestre (Hrsg.) (2012): *The handbook of historical sociolinguistics* (Blackwell handbooks in linguistics). Malden, Oxford: Wiley-Blackwell.

Hüning, Matthias (2021): Matthias Kramer und die Anerkennung des Niederländischen als Fremdsprache im frühen 18. Jahrhundert. In Julia Hübner & Horst J. Simon (Hrsg.), *Fremdsprachenlehrwerke in der Frühen Neuzeit. Perspektiven – Potentiale – Herausforderungen* (Episteme in Bewegung. Beiträge zu einer transdisziplinären Wissensgeschichte 24), 33–48. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag. doi:10.13173/9783447117234.033.

Hüning, Matthias, Ulrike Vogl & Olivier Moliner (Hrsg.) (2012): *Standard languages and multilingualism in European history* (Multilingualism and Diversity Management 1). Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins Publishing Company.

Keller, Rudi (1990): *Sprachwandel* (UTB für Wissenschaft, Uni-Taschenbücher 1567). Tübingen: Francke Verlag.

Krämer, Philipp, Ulrike Vogl & Leena Kolehmainen (Hrsg.) (2022): *Language Making* (Special Issue of „International Journal of the Sociology of Language" 274).

Labov, William (1994): *Principles of linguistic change. 1: Internal factors* (Language in Society 20). Oxford: Blackwell.

Langer, Nils, Steffan Davies & Wim Vandenbussche (Hrsg.) (2012): *Language and history, linguistics and historiography. Interdisciplinary approaches*. Oxford: Peter Lang.

Langer, Nils & Agnete Nesse (2012): Linguistic purism. In Juan Manuel Hernández Campoy & Juan Camilo Conde Silvestre (Hrsg.), *The handbook of historical sociolinguistics* (Blackwell handbooks in linguistics), 607–625. Malden, Oxford: Wiley-Blackwell.

Lüdi, Georges (1985): Mehrsprachige Rede in Freiburger Ratsmanualen des 15. Jahrhunderts. *Vox Romanica* 44. 163–188.

Mattheier, Klaus (2010): Is there a European language history? *Multilingua* 29(3/4). 353–360.
McColl Millar, Robert (2012): *English historical sociolinguistics*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
Milroy, James (1992): *Linguistic variation and change. On the historical sociolinguistics of English*. Oxford, Cambridge: Blackwell.
Nevalainen, Terttu (1999): Making the best use of „bad“ data: evidence for sociolinguistic variation in early modern English. *Neuphilologische Mitteilungen* 100(4). 499–533.
Nevalainen, Terttu & Helena Raumolin-Brunberg (2003): *Historical sociolinguistics: language change in Tudor and Stuart England*. London: Longman.
Pavlenko, Aneta (Hrsg.) (2023): *Multilingualism and history*. Cambridge, New York: Cambridge University Press.
Rjéoutski, Vladislav, Gesine Argent & Derek Offord (Hrsg.) (2014): *European Francophonie. The social, political and cultural history of an international prestige language*. Oxford: Peter Lang.
Romaine, Suzanne (1982): *Socio-historical linguistics: its status and methodology* (Cambridge Studies in Linguistics 34). Cambridge: Cambridge University Press.
Romaine, Suzanne (2005): Historical sociolinguistics/historische soziolinguistik. In Ulrich Ammon, Norbert Dittmar, Klaus J. Mattheier & Peter Trudgill (Hrsg.), *Sociolinguistics/Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society/Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 3.2), vol. 2, 1696–1703. 2., vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin, New York: Walter de Gruyter.
Rutten, Gijsbert, Joseph Salmons, Wim Vandenbussche & Rik Vosters (Hrsg.) (2017): *Historische Mehrsprachigkeit: Sprachkontakt, Sprachgebrauch, Sprachplanung* (Special issue „Sociolinguistica – Internationales Jahrbuch für europäische Soziolinguistik“ 37). Berlin, Boston: Walter de Gruyter.
Rutten, Gijsbert & Marijke J. van der Wal (2014): *Letters as Loot: A sociolinguistic approach to seventeenth- and eighteenth-century Dutch* (Advances in Historical Sociolinguistics 2). Amsterdam: John Benjamins Publishing Company.
Valle, José del & Luis Gabriel-Stheeman (Hrsg.) (2012): *The battle over Spanish between 1800 and 2000: language ideologies and Hispanic intellectuals* (Routledge Studies in the History of Linguistics 4). London: Routledge.
Vandenbussche, Wim & Stephan Elspaß (Hrsg.) (2007): *Lower class language use in the 19th century* (Special issue of „Multilingua 26 (2/3)).
Wal, Marijke van der & Gijsbert Rutten (Hrsg.) (2013): *Touching the Past: Studies in the historical sociolinguistics of ego-documents* (Advances in Historical Sociolinguistics 1). Amsterdam: John Benjamins Publishing Company. doi:10.1075/ahs.1.
Watts, Richard J. (2011): *Language myths and the history of English* (Oxford Studies in Sociolinguistics). Oxford, New York: Oxford University Press.
Weinreich, Uriel (1953): *Languages in contact: Findings and problems*. The Hague, Paris, New York: Mouton.
Weinreich, Uriel, William Labov & Marvin I. Herzog (1968): Empirical foundations for a theory of language change. In Winfred P. Lehmann & Yakov Malkiel (Hrsg.), *Directions for historical linguistics. A symposium*, 95–195. Austin, London: University of Texas Press.

# Sprachwandel durch Mehrsprachigkeit: Kontexte, Prozesse, Effekte

Kurt Braunmüller

# Wenn Mehrsprachigkeit zu mehr Komplexität führt

**Zusammenfassung:** Der größte Teil der bisherigen Forschung zur Mehrsprachigkeit ist dem unvollständigen bis rudimentären Erwerb von Sprachen und seinen Folgen gewidmet. Im Mittelpunkt dieses Beitrags steht jedoch nun die Zunahme an Komplexität u. a. in einem weniger bekannten Fall, nämlich der färöisch-dänischen Zweisprachigkeit auf den Färöern, einer zu Dänemark gehörenden Inselgruppe im Nordatlantik. Es werden dort Strukturen wechselseitig entlehnt oder nachgebildet, was das häufige Codeswitching und den parallelen Gebrauch von Färöisch und Dänisch in dieser völlig zweisprachigen Gesellschaft wesentlich erleichtert.

Nach einer Typisierung von Kontaktsituationen werden verschiedene Bedingungen für Stabilität und Divergenz genannt. Es wird unterschieden zwischen Sprachausbau durch (a) Kontakt ohne typologischen Wandel, (b) hinzugekommene Ersatzkonstruktionen, (c) Uminterpretation von grammatischen Kategorien sowie (d) Exaptation (Umwidmung grammatischer Marker für neue Zwecke). Danach werden unterschiedliche Formen des integrativen Sprachausbaus angesprochen, wobei der Fokus auf direkten wie indirekten Übernahmen sowie auf Parallelführungen bei bilingualen Sprechern liegt. Schließlich wird die Frage diskutiert, ab wann es unter solchen Bedingungen zum typologischen Wandel kommen kann.

**Schlagwörter:** Komplexität, Zweisprachigkeit, kontaktinduzierter Sprachwandel, Färöisch, Dänisch, Sprachausbau, Übernahmen, Parallelbildungen, diffuse Sprachen, typologischer Wandel

**Anmerkung:** Dieser Beitrag basiert im Wesentlichen auf eigenen Forschungsergebnissen sowie auf Daten, die aus einem von mir geleiteten SFB-Projekt stammen. Es werden einige der wichtigsten Erkenntnisse präsentiert, die sich für die im Titel genannte Fragestellung ergeben haben. Für mehr Daten und weitergehende Informationen sei auf die zitierte Literatur verwiesen.

**Kurt Braunmüller**: Universität Hamburg, E-Mail: kurt.braunmueller@t-online.de

https://doi.org/10.1515/9783111338668-002

Open Access. © 2023 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. CC BY
Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.

# 1 Einleitung: Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit

Wenn Sprecher mit anderen Varietäten/Sprachen in Kontakt kommen, gibt es mindestens vier Szenarien, welche Formen ein solcher Kontakt annehmen kann. Dabei sollte man sich vor Augen halten, dass Sprachkontakte nur scheinbar etwas mit ‚Einwirkungen' von außen, also dem Kontakt mit anders Sprechenden, zu tun haben. In allen Fällen handelt es sich bei den sich ergebenden Folgen um innere, sich im Mentalen abspielende Kontakte und daraus resultierend um wechselseitig wirkende Prozesse zwischen grammatischen Systemen. Damit wird auch die Parallele zum Spracherwerb deutlich, der insbesondere beim Zweitsprachen/L2-Erwerb in sehr vielen Fällen unvollständig sein wird und oft dauerhaft mit Fehlern behaftet bleibt.

(1) Der unspektakulärste Fall ist der, dass sich hinsichtlich der Komplexität der am Kontakt beteiligten Sprachen nichts oder kaum etwas ändert. Beide Sprachen existieren unverändert nebeneinander – von Übernahmen aus dem Wortschatz einmal abgesehen.

(2) Ein häufiger Fall ist der, bei dem als Ergebnis weniger Komplexität aufseiten der zu lernenden Sprache die Folge ist. Es liegt somit ein *reduktiver Sprachwandel* vor. Als Beispiel kann man das Auftreten fossilisierter Varietäten bei L2-Lernern nennen, bei denen bestimmte Strukturen nicht oder nur rudimentär übernommen, d. h. erworben worden sind. Am Endpunkt solcher Entwicklungen stehen einerseits – auf der individuellen Ebene – die sog. *Heritage Languages*, also die von den Nachkommen nur noch rudimentär erworbenen Sprachen der Vorfahren (s. Polinsky 2018) wie andererseits – auf der gesellschaftlichen Ebene – die Pidgin- und die Kreolsprachen, die sehr unterschiedlichen Ursprungs sein können. (Ein teilweiser späterer Wiederaufbau wie Ausbau ist dabei nicht ausgeschlossen.)

(3) Komplementär dazu kann der Fall eintreten, dass es im Zuge des Kontakts zu einem Mehr an Komplexität kommt, was wir *augmentativen Sprachwandel* genannt haben (Braunmüller 2019: 308–309): Es kommt zu einer (u. U. auch wechselseitigen) Integration von Strukturen der am Kontakt beteiligten Sprachen. Eine Folge dieses Prozesses kann z. B. die Überspezifizierung von Kategorien/Strukturen sein, eben weil das System der einen Sprache in einem Bereich der Grammatik über eine größere Differenzierung als die andere Sprache verfügt (vgl. McWhorter 2007: 23–25).

*Komplexität* entsteht also immer dann, wenn eine grammatische Kategorie oder Struktur durch mehr als eine Kategorie, Form oder Konstruktion repräsentiert wird, die ungefähr die gleiche Bedeutung hat, wobei es keine Rolle spielt, ob diese Entsprechungen der gleichen grammatischen oder einer anderen Ebene

der Sprache entstammen (übersetzt aus: Braunmüller 2016: 51; dort auch mit weiterführenden Literaturhinweisen).

(4) Obwohl es aus der Lernerperspektive gesehen zunächst als unwahrscheinlich erscheinen mag, kann das Resultat in bestimmten Fällen auch die Auseinanderentwicklung der am Kontakt beteiligten Sprachen sein. Tritt eine solche Entwicklung ein, müssen außersprachliche oder sprachpolitische Gründe dafür verantwortlich sein (s. u. Abschnitt 2 B).

## 2 Stabilität vs. Divergenz: Wenn soziale und kulturelle Faktoren entscheidend werden

Die vier oben genannten Fälle lassen sich in zwei Großgruppen zusammenfassen, nämlich in historische Entwicklungen, deren Ergebnis *Stabilität* ist, und in solche, bei denen am Ende mehr *Divergenz*, also ein größerer Kontrast steht (s. allg. dazu Kühl & Braunmüller 2014).

(A) *Stabilität:* Bei sehr kleinen, aber nicht isolierten Sprachen kann das Streben nach Erhalt der *Gruppenidentität* trotz intensivem Kontakt mit den sie umgebenden dominanten Sprachen systemstabilisierend wirken. Entscheidend für den Erhalt dieser Sprachen sind die engen Netzwerke, die auf intensiven Kontakten beruhen, was aus typologischer Sicht oft auch zu mehr Komplexität führt (Braunmüller 2016: 58–63; Trudgill 2020: 35–36) Man denke etwa an die nordfriesischen Sprachen (Walker 2001), an das mennonitische Niederdeutsch/Plaudietsch (Siemens 2012) oder an das Pennsylvanisch in den USA (Haag 1982) als lokale Minderheitensprachen, die sich in ihrer tradierten Form behaupten müssen, wenn sie als eigenständige Sprachen überleben wollen.
Dieses identitätsstiftende Moment tritt generell ein, wenn bei großer wechselseitiger Ähnlichkeit und geografischer Nähe die betreffenden Varietäten unbeeinflusst nebeneinander existieren und ihren eigenen nationalen Normen folgen, wie dies bei der interskandinavischen Kommunikation oder der Koexistenz der beiden norwegischen Schriftsprachenvarianten Bokmål und Nynorsk der Fall ist.

(B) Kontaktinduzierte *Divergenzen* traten u. a. bei den eng verwandten Regionalsprachen Tschechisch und Slowakisch in der früheren Tschechoslowakei sowie in Jugoslawien (und seiner Sprache Serbokroatisch) auf. Wegen der Auflösung der staatlichen Einheit werden nun die schon immer vorhandenen lokalen Differenzen (über)betont oder sogar als unverständliche Formen zurückgewiesen, allein um sich national abzugrenzen und die sprachliche Eigenständigkeit hervorzuheben. Derartige Entwicklungen lassen sich auch im Bereich der Dialekte

beobachten, wie z. B. im Alemannischen, wo es ebenfalls lokal unterschiedliche Strukturen sowie divergierende Übernahmen aus der überdachenden National- oder Schriftsprache gibt: Es werden immer dann, wenn man auf die Eigenständigkeit abheben will, solche Wörter und Strukturen betont, die es in dem jeweiligen Nachbardialekt (also Alemannisch im Elsass, in der Schweiz und in Baden) so nicht gibt oder es werden bestimmte Charakteristika der eigenen Varietät übergeneralisierend hinsichtlich der sie umgebenden Dialekte in Form von *Hyperdialektismen* verwendet. Larsen (1917) hatte ursprünglich dafür (hier übersetzt) den Begriff *Nachbarschaftsgegensatz* geprägt.

Festzuhalten ist, dass

(a) *grammatische Faktoren* bei Kontakten in sehr unterschiedlichen Formen in Erscheinung treten können. Bei reduktivem Wandel kommt es zum Abbau von Strukturen, was bisweilen auch vereinfachend Pidginisierung genannt wird. Bei augmentativem Wandel treten hingegen diverse Formen der Integrierung in das zielsprachliche System auf, veranlasst z. B. durch Kulturkontakt (z. B. Übersetzungen aus einer elaborierte(re)n Schriftsprache wie bei Bibelübersetzungen aus dem Latein in die Volkssprache) oder um das Codeswitching innerhalb einer Sprachgemeinschaft zu erleichtern, in der das Beherrschen beider Landessprachen unabdingbar ist, um den Alltag in einer Nation zu meistern (wie auf den Färöern mit Färöisch und Dänisch).

(b) *Außergrammatische Faktoren* wirken sich eher restriktiv auf die involvierten Sprachsysteme aus. Sie können, neutral, zur Bewahrung der eigenen Gruppenidentität dienen und ein Mittel der Traditionspflege sein oder sie können, distanzierend, ein Mittel eines politischen Separatismus sein, der eine Anpassung unter eine als (nun) fremd angesehene Norm verhindern soll. Neben den unter (2 B) genannten Beispielen wären auch noch die vielen lokalen eigenständigen Varietäten des Englischen zu nennen, was sich am auffälligsten beim US-amerikanischen Englisch im Vergleich zum britischen Englischen zeigt.

# 3 Individuelle vs. gesellschaftliche Mehrsprachigkeit

Die individuelle Mehrsprachigkeit führt, wie eingangs erwähnt, zu internem mentalen Sprachkontakt und zu einer mehr oder weniger wechselseitigen Osmose bei diesen Sprachen. Dem kann auf die Dauer nur durch gesellschaftlichen normativen Druck begegnet werden, wie dies bei sog. *fokussierten Sprachen* der Fall ist. Ist dies nicht der Fall, spricht man von *diffusen Sprachen*, bei denen strikte Normen

fehlen und fließende wechselseitige Übergänge zwischen Sprachen/Varietäten in Gesprächen toleriert und/oder nicht als störend angesehen werden (s. Le Page & Tabouret-Keller 1985).

Gesellschaftliche Mehrsprachigkeit führt hingegen zu kollektiven Reaktionen, sei es zu mehr Stabilität und/oder Abgrenzung. In beiden Fällen soll die Gruppen- oder nationale Identität gestärkt sowie die kulturelle Eigenständigkeit hervorgehoben werden.

# 4 Zwei Thesen zum kontaktinduzierten Sprachwandel

(1) Je reduzierter eine Kontaktsprache ist, desto eher tritt bei weiterem Kontakt ein struktureller/typologischer Ausbau ein. Eine solche Inkorporierung neuer Strukturen führt zu einem (additiven) Ausbau, d. h. einer *Elaborierung* der Ausgangssprache. Als Beispiele kann man den Wiederaufbau der altgermanischen Dialekte durch den Kontakt mit dem Latein nennen, wobei es im Zuge von Übersetzungen zu Replikationen offenbar fehlender Kategorien und Übernahme grammatischer Strukturen kommt (s. Braunmüller 2008b u. 2016: 54–58). Aufseiten der Lexik kommt es ebenfalls zu einer Anreicherung, einerseits zu einer Übernahme von Fremdwörtern sowie andererseits zu Lehnprägungen, also zu lexikalischen Nachbildungen. Dabei sind Replikationen zu allen Wortarten möglich. (Mehr dazu unter 5.1.)

(2) Im Falle enger(er) genetischer Verwandtschaft kann es leicht(er) zur *Integration* von Strukturen aus der (meist dominanten) Kontaktsprache kommen. Beispiele hierfür sind u. a. der Einfluss des Niederdeutschen wie später des Hochdeutschen auf die skandinavischen Sprachen (Braunmüller 2004), die Beeinflussung des Färöischen durch das Dänische (Petersen 2010) sowie die Entstehung einer neuen Varietät des Dänischen auf den Färöern (Kühl 2015) oder auch die Herausbildung des norwegischen Bokmål als lokal akkommodierte Varietät des Dänischen (Braunmüller 2018).

In beiden Fällen nimmt die *grammatische Komplexität* zu, sei es durch Inkorporierung neuer Kategorien und Strukturen, sei es durch eine gleichberechtigte Integration von Sprachstrukturen, was zu wechselseitigen *Konvergenzen* führen kann. Damit soll dem verbreiteten Eindruck widersprochen werden, dass Kontakte vorzugsweise zu Vereinfachungen und zum Abbau von Komplexität, ja zu ‚Pidginisierungen' führen. Ebenso unzutreffend ist die Ansicht, dass divergierende Entwicklungen bei Sprachkontakt ein seltenes Phänomen sei (gegen Kaufmann 2010: 481).

# 5 Sprachausbau durch Sprachkontakt

## 5.1 Mehr Komplexität ohne gleichzeitigen typologischen Wandel

Wenn bei (wenn auch nur z. T. verbreiteter) Zweisprachigkeit oder häufigem Codeswitching eine elaborierte Sprache auf eine durch (frühere) Kontakte reduzierte Sprache trifft, wird dieser Kontakt zunächst zu mehr Komplexität aufseiten der weniger ausgebauten Sprache führen, ohne dass es gleich zum typologischen Wandel kommen muss. So werden altgermanische Dialekte (etwa Althochdeutsch) unter dem Einfluss des Lateinischen, insbesondere wegen benötigter Übersetzungen, typologisch durch grammatische Replikationen/Neuschöpfungen wieder auf- und damit ausgebaut: Erst im direkten Vergleich beim Übersetzen wird deutlich, dass bestimmte Kategorien offenbar fehlen, was zu Ersatzlösungen verschiedener Art führt.

Drei Belege für solche Entwicklungen seien hier genannt:

(a) Der Wiederaufbau des im Germanischen stark reduzierten indoeuropäischen Tempussystems nach lateinischem Vorbild. Das älteste Germanische kannte nur noch Präsens und Präteritum. Alle heute geläufigen Formen stellen direkte Übertragungen/Nachbildungen aus der lateinischen Grammatik dar, darunter auch so periphere Tempora wie etwa das Futur II. (Selbst noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts listet Gottsched in seiner Deutschen Sprachkunst Vokative in Nominalparadigmen auf *o* auf, z. B. *o du Amsel/ihr Amseln, o ihr Hände* etc.)

(b) Die replikative Übertragung des lateinischen Präverbiensystems: In altgermanischen Dialekten wurden Verben durch nachgestellte Partikeln modifiziert, wobei die Übergänge zu Adverbien und Präpositionen fließend waren. Neu hinzugekommen sind im Zuge einer regen Übersetzungstätigkeit bei religiösen wie philosophischen Texten Präverbienkonstruktionen analog zu lat. *con-*, *per-*, *de-* etc. wie in *convenire*, *pervenire*, *devenire*. Entsprechende Neubildungen im Deutschen sind Verben u. a. mit den Präfixen *be-*, *ein-*, *unter-*, *über-*, *ver-*, *zer-*, im Englischen u. a. *for-*, *in-*, *miss-*, *under- und* im Schwedischen *av-*, *be-*, *för-*, *över-* etc. – viele davon als direkte Übernahmen/Replikate aus dem Deutschen (s. Braunmüller & Höder 2012). Aber auch bei Makrostrukturen ist der Einfluss des Lateins und seiner Stil- wie Textnormen auf das Deutsche unverkennbar, wobei sich dieser Einfluss später in den skandinavischen Sprachen über den Kontakt mit dem Nieder- wie später dem Hochdeutschen indirekt niedergeschlagen hat.

(c) Vieles spricht auch dafür, dass es in den ältesten (nordwest)germanischen Runeninschriften Belege gibt, die nahe legen, dass versucht wurde, das verschwundene Passiv nach lateinischem Vorbild nachzubauen. Die Schlüsselkonstruktion hierfür nimmt das Verben *heita* ‚heißen' ein, dem eine mediopassive

Bedeutung zukommt (‚genannt werden' < lat. *vocor*; vgl. auch frz. *je m'appel* oder russ. меня зовут ‚ich nenne/sie nennen mich > ich heiße'). Später wurde ein anderes Mittel zur Passivbildung eingesetzt, die über das Reflexivpronomen *sik* ‚sich' schließlich zu einem grammatikalisierten Klitikum führt (*-sk/-st/-s*; s. dazu Braunmüller 2017).

## 5.2. Mehr Komplexität durch die Verwendung von Ersatzkonstruktionen

(a) Werden in einigen Fällen Umschreibungen (Periphrasen) anstelle von bestimmten Formen oder Kategorien verwendet, entsteht an diesen Punkten eine *Doppelung* funktional gleichwertiger Konstruktionen, wie z. B. zu dt. *ich schriebe ≈ ich würde schreiben*. Eine mögliche Folge könnte am Ende der Verlust aller flektierten, d. h. synthetisch gebildeten Konjunktivformen sein. Ausgangspunkt dieser Entwicklung sind L2-Sprecher, die die synthetischen Formen nicht erworben haben, weil sie wenig frequent und in ihrem Vokalismus oft unikal sind (vgl. Formen wie *spräche(n), brächte(n), stünde(n),?hülfe(n)* etc.). Analytische Formen sind von ihrer Funktion hier sehr viel transparenter.
Ein vergleichbarer Fall liegt bei der Verwendung eines Modalverbs mit futurischer Bedeutung oder einer anderen Periphrase anstelle des im Germanischen unmarkierten Präsens vor, wie bei dt. *werden* [futurisch, aber auch voluntativ], schwed. *ska* [futurisch-intentional] oder *kommer att* [futurisch-deskriptiv]. Auch in diesem Fall streben die Sprecher kategoriale Eindeutigkeit an und greifen deshalb auf semantisch ähnliche Verben zurück. Nimmt der Einsatz solcher Konstruktionen zu, resultiert dies in einer Veränderung des Sprachtyps, und zwar vom überwiegend synthetischen zum immer mehr analytischen Typus.

(b) Als weitere Beispiele für solche Umschreibungen kann man den *do-support* im Englischen anführen, der bei Fragen und Negation obligatorisch geworden ist. Als Erklärung hierfür wird u. a. ein keltisches Substrat angenommen (vgl. Klemola 2002: 206–208, und mit einem Forschungsabriss). Im amerikanischen Englischen wird er auch bei Sätzen mit dem Hilfsverb *have* eingesetzt, während das britische Englische hier keinen *do-support* verlangt.
Aber auch im Deutschen gibt es im Substandard derartige Umschreibungen mit dem Verb *tun*: *Tust du jetzt essen?!*, die jedoch im allgemeinen frühen Spracherwerb ihre Wurzeln haben. In älteren Sprachstufen traten solche Periphrasen umgangssprachlich auch bei der Verbalflexion auf: *frage(n) tun* anstelle von *fragen*. In diese Gruppe gehört auch die niederdeutsche *doon*-Periphrase in Nebensätzen: … *de uns helpen deit* ‚der uns helfen tut > hilft' (Lindow et al. 1998: 107).

Ziel all dieser Entwicklungen ist, **T**[empus]**A**[spekt] **M**[odus]-Marker auszugliedern und (extern) analytisch zu benennen, wodurch die Komplexität der repräsentierten Kategorien in morphologischer Hinsicht zunimmt. Nicht alle diese Entwicklungen sind jedoch durch Kontakt oder Mehrsprachigkeit bedingt.

(c) Wenn man davon ausgeht, dass das Germanische eine stark vom Kontakt geprägte indoeuropäische Sprache ist (s. Braunmüller 2008b), spricht vieles dafür, dass das regelmäßige Präteritum ebenfalls im Verb *tun* seinen Ursprung hat; vgl. dt. *sag-te* < germ. Infinitiv+**dêde* ‚tat'. Als Quelle sind, wie oben genannt, wiederum L2-Sprecher anzusetzen. Auf diese Weise entstand eine neue fusionierte Art der Tempusbildung, die bei den zahlreichen neuen Verben, die nicht mehr in das überkommene Ablautsystem eingepasst werden konnten, Anwendung fand.

## 5.3 Mehr Komplexität durch Uminterpretation

Bei sog. Reanalysen kann es zu einer Uminterpretation von grammatischen Kategorien kommen, indem deren ursprüngliche Funktion von jüngeren Sprechern und insbesondere von neuen L2-Sprechern nicht mehr als solche erkannt und entsprechend interpretiert wird. Dies führt am Ende wegen der so entstandenen *Mehrfachmarkierung* zu einer Zunahme an Komplexität.

Als Beispiel kann man das indoeuropäische Wortbildungselement für Singularität und Individualisierung *-an* nennen, das von Sprechern des Germanischen als Flexionsendung mit unklarer Funktion interpretiert wird, weshalb es schon früh zu einer Hinzufügung eines verdeutlichenden Demonstrativums (*d-*; verstärkt: *dies-*) bei Nominalphrasen (NPs) mit Attribut kam, vgl. dt. ***den**/DIESEN neu-en Wagen.* Die von J. Grimm so genannte ‚schwache' Adjektivflexion in definiten NPs zeigt aber immer noch Reste dieser mittlerweile völlig verblassten Funktion (*neu-en*). In anderen germanischen Sprachen treten sogar Mehrfachmarkierungen auf, wie etwa in schwed. ***d-en** (HÄR) ny-a bil-**en*** ‚d-er (hier) neu-e Wagen-d-er' (s. Braunmüller 2008a); wobei *d-en här* analytisch gebildet für *dies-* steht und der alte enklitische Artikel *-en* im Gegensatz zum Dänischen (*d-en nye bil-∅*) erhalten bleibt, selbst wenn in einer definiten NP ein Attribut (*ny*) hinzutritt. Bei der Flexionsendung *-en* somit liegt ein Fall von Exaptation vor, da ein funktionslos gewordenes Morphem nur noch in sog. definiten NPs auftritt und die eigentliche Demonstrativfunktion nun von Wörtern wie dt. *dies-* oder schwed. *här* ‚hier' übernommen wird.

### 5.4 Mehr Komplexität durch Exaptation

Unter Exaptation (s. Gould & Vrba 1982 u. Lass 1990: 80) versteht man eine Umwidmung von funktionslos gewordenen Morphemen oder funktional ähnlichen Lexemen, die aus Kontaktsprachen stammen und die im aufnehmenden System dann neue grammatische Aufgaben übernehmen.

Ausgangspunkt können, wie etwa im Schwedischen, zwei in Teilen homophone Hilfsverben, (a) *vara* ‚sein' und (b) *varda/varða* ‚werden', sein. Beide treten bei der Bildung von Passivkonstruktionen auf. Im (intensiven) Kontakt mit dem Mittelniederdeutschen werden sie desfunktional, weil das ndt. *blîven* ‚[als Vollverb:] bleiben', das als Hilfsverb den unmittelbaren Eintritt einer Handlung bezeichnet, wie in *dôt blîven* ‚untergehen, sterben' [etwas passiert/wird], eine funktional ähnliche Bedeutung wie das Verb für ‚werden' als Hilfsverb bekommen hat. Bilinguale Skandinavier verwenden dann das funktional teilgleiche ndt. *blîven* zur Desambiguierung von *vara ~ varda/ða*. Für solche Sprecher, deren Sprachgebrauch später zur Norm wurde, gibt es nun drei Möglichkeiten, Passivisches auszudrücken. Die so entstandene Komplexität durch den potenziellen Einsatz von drei funktional ähnlichen Hilfsverben wurde jedoch wieder abgebaut, wobei *varda/ða* als anscheinend komplexere Konkurrenzform zu *vara* ‚sein; Passiv' angesehen und deshalb nicht mehr weiterverwendet wurde.

## 6 Formen des integrativen Sprachausbaus

### 6.1 Direkte Übernahme von Strukturen

Ein breites Forschungsfeld für den additiv-integrativen Sprachausbau stellt der sehr intensive Kontakt der skandinavischen Sprachen zuerst mit dem Mittelnieder-, dann ab dem 16. Jahrhundert mit dem Hochdeutschen dar. Es kommt zu einer raschen Integration von

(a) neuen Wortbildungsmustern aus dem Niederdeutschen, wozu u. a. die Übernahme der Präverbien *be-*, *för-/for-*, *miss-*, *över-/over-* etc. ins Skandinavische zählen (s. oben 5.1. b). Auch nominale Wortbildungssuffixe wie z. B. N+*dom* (dt. *-tum*) oder N+*he(i)t* (dt. *-heit/-keit*) fanden Nachahmung oder wurden vermehrt, auch mehr als in den deutschen Vorlagen der Übersetzungen, verwendet wie auch *-(n)ing* bei Substantiven (vs. z. B. skand. *-nad* oder *-le(i)k*). Ähnliches gilt auch für Adjektivableitungen auf *-ig* (s. Diercks 1993).

(b) Auf die Übernahme aus dem Niederdeutschen von *blîven* > (schwed.) *bliva* [(dän.) *blive*] als Passivmarker auf Kosten von *varda/ða* wurde bereits hinge-

wiesen, ebenso dass es zu einer neuen Passivflexion auf *-sk/s/st* (< Verb + *sik* ‚sich') gekommen ist.

(c) Nicht vergessen werden sollte auch die Übernahme von Makrostrukturen wie Satzbaumustern und von Textformularen infolge von Übersetzungen und Schulung an deutschen Vorbildern. Neben der prägenden Rolle der sich am Deutschen orientierenden skandinavischen Bibelübersetzungen nach Lutherischem Vorbild spielen aber auch schon zuvor Geschäftsbriefe nach hansischem Vorbild eine wichtige Rolle (s. Tiisala 2007), so wie sich heute wissenschaftliche Aufsätze hinsichtlich des Textaufbaus zunehmend am Englischen orientieren (zuerst ein paar Einstiegspunkte, gefolgt von einer sog. *road map*, also einem Ausblick auf die weitere Gliederung).

## 6.2 Indirekte Übernahme von Strukturen

Seit dem Spätmittelalter besteht eine verbreitete Zweisprachigkeit auf der mit Dänemark verbundenen Inselgruppe der Färöer. Dänisch war bis über die Mitte des 20. Jahrhunderts hinaus die Schul-, Kirchen- und Verwaltungssprache. Das Ergebnis dieses sehr intensiven Kontakts war, dass es bis heute keine monolingualen Sprecher auf diesen Inseln gibt. Häufiges, durch die Notwendigkeiten des Alltags bestimmtes Codeswitching prägt nach wie vor das tägliche Leben, auch für (etwa durch Heirat hinzugekommene) Neubürger. Sie müssen sowohl Färöisch wie Dänisch lernen, um in jeder Situation kommunikativ erfolgreich agieren zu können.

Diese parallel ausgebaute Zweisprachigkeit führt zu etlichen abkürzenden Verbindungen zwischen den Sprachen, oft *short cuts* genannt, wie zu grammatischen Replikationen. Das analytisch gebildete Dänisch wirkt u. a. typologisch verstärkend auf das Färöische ein und fördert z. B. Präpositionalkonstruktionen bei di-transitiven Verben auf Kosten von flektierenden NPs. Erst seit dem Hamburger SFB 538-Projekt K8 ist klar geworden, dass das Färöische als Kontaktsprache begriffen werden muss, will man seine komplexen und oft doppelten Strukturen angemessen verstehen und richtig einordnen. Je weiter die Forschung voranschreitet, desto deutlicher wird der bislang verborgen gebliebene starke Einfluss des Dänischen.

Im Gegensatz zur Selbstbild der Färinger stellt deren Sprache also nicht die ‚kleine Schwester' des Isländischen dar, auf deren Sprachgebrauch und Neologismen man ohne Weiteres zurückgreifen könne, sondern verkörpert eine völlig eigenständige Kontaktsprache auf der Grundlage des Dänischen. Die im Folgenden genannten Beispiele sind Petersen (2010: 100–116) entnommen, wo die ersten Ergebnisse des eingangs genannten SFB-Projekts K8 zusammenfassend aufgeführt sind: („Standard-Färöisch" steht im Folgenden für puristisch gebildete Formen.)

(a) Bedeutungsentlehnung beim Modalverb *mátti ikki* [‚können'+NEG] ‚nicht dürfen/können', analog zum dän. *må ikke* [‚dürfen/[können]'+NEG] gebildet. Stand.-Fär. müsste es *kunna ikki* (‚können'+NEG) lauten.

(b) Besonders deutlich wird der dänische Einfluss bei den neu entstandenen Futurbildungen auf *skal* [‚werden; FUTUR'] (Stand.-Fär. müsste es *fara að* [‚fahren + INF'] heißen. Neu sind auch die Bildungen *kema (til) að* [‚(dazu) kommen + INF'; futurisch: Ereignis weder intendiert noch kontrollierbar], *vil* [‚wollen'; futurisch, jedoch nicht mehr voluntativ] sowie das Futur mit *blíva* (‚bleiben; werden', eine direkte Übernahme von dän. *blive*), das immer mehr in starke Konkurrenz zum traditionellen Futur auf *verða* [‚werden'] tritt.

(c) Neu ist die Einführung einer (de-semantisierten) Aktionsart auf der Grundlage des Dänischen: *standa/sita/liggja/vera/taka og* [‚stehen/sitzen/liegen/sein/nehmen und'] + Infinitiv: ‚gerade etwas tun …' (< dän. *sidde/ligge og* [‚sitzen/liegen und'] …), darin durchaus vergleichbar mit dem *progressive* im Englischen.

(d) Di-transitive Verben werden zunehmend analog zum Sprachgebrauch im Dänischen in Form von Präpositionalkonstruktionen verwendet: dän. *at give X til Y* [‚INF geben X an Y'] > fär. *að geva X til* ***Y*** [‚INF geben X an Y'] statt *geva* [‚geben'] $N_{\textbf{Dat}}$ $N_{Akk}$.

Die nachfolgenden Beispiele sind wiederum Petersen (2010: 129–139, also demselben SFB-Korpus wie oben genannt) entnommen:

(e) Es entstehen neue analytisch gebildete Komparative und Superlative. Anstatt stand.-fär. *sjúkrari* ‚kränker' heißt es nun zunehmend *meira sjúkt* ‚mehr krank'. Es werden sogar Doppelbildungen akzeptiert: *meira sjúkrari* [wörtl.] ‚mehr kränker'.

(f) Existenzialsätze mit *har* ‚dort' und *her* ‚hier' (statt *tað* ‚es'; vgl. dän. *det, der* ‚es') werden ohne Kongruenz zum Verb als Singulare gebildet: ‚es ist/war', nicht zuletzt, weil es im Dänischen nur eine Einheitsflexion ohne Kongruenz zum Subjekt gibt.

(g) Ein Charakteristikum des Inselskandinavischen ist das Vorkommen von flektierenden Interrogativ- (und Lokal-)Adverbien: *hvaðan(i)* ‚woher'. Neu sind Replikationen zum Dänischen wie *hvar – frá* (< dän. *hvor – fra*) wie die gedoppelte Form (vgl. (e)) *hvaðan(i) – frá* ‚woher'.

Auf die Nennung weiterer Parallelbildungen und direkter Entlehnungen bzw. Lehnbildungen zum Dänischen als Folge einer intensiven (osmotischen) Zweisprachigkeit muss hier jedoch aus Platzgründen verzichtet werden.

## 6.3 Unbewusste zugrunde liegende Parallelführung

### 6.3.1 Gleichgewichtige Zweisprachigkeit führt zu diffusen Strukturen

Das Dänische, wie es von den Einheimischen auf den Färöern verwendet wird, kopiert in ähnlicher Weise etliche Strukturen aus der anderen Muttersprache, dem Färöischen. Ein weiterer vergleichbarer Fall einer solchen exterritorialen Entwicklung einer ehemals globalen Sprache liegt beim Südschleswig-Dänischen im Norden

Schleswig-Holsteins vor. Hier dient das Deutsche als zugrundeliegende Folie, was faktisch bedeutet, dass Deutsch die L1 und diese Form des Dänischen, wie es außerhalb Dänemarks verwendet wird, die L2 ist, was natürlich aus dänischer Sicht gerne anders gesehen wird. Dabei ist diese Sichtweise an sich sehr problematisch, weil es in voll zweisprachigen Gesellschaften eigentlich nur um das Nebeneinander zweier Sprachen geht, die beide in ihren Domänen ihre jeweilige Berechtigung haben. Strukturell wie typologisch gesehen liegt damit eine *diffuse Sprachverwendung* vor, eben weil es fließende Übergänge und unbewusste Replikationen auf beiden Seiten gibt, die erst dann auffallen, wenn monolinguale Sprecher hinzukommen, die keinen Zugang zum jeweils anderen Code dieser Gemeinschaft haben. Dann werden solche Normenverstöße als Fehler gebrandmarkt und es wird diesen Sprechern eine volle Kompetenz in dieser Sprache abgesprochen. Spricht man Färingern oder Südschleswigern ihre Kompetenz im Dänischen ab, wird auch deren kulturelle Identität infrage gestellt und sie werden in ihrem Status als Bilinguale diskriminiert.

### 6.3.2 Parallelbildungen und Zweisprachigkeit

Die oben genannten Parallelführungen zweier Codes wie die vielfältigen wechselseitigen Replikationen sind unvermeidbare Begleiterscheinungen eines vollständig *ungesteuerten* Zweitspracherwerbs. Parallelführungen erleichtern nämlich das Codeswitching und damit die unkomplizierte Bewältigung des Alltags vor Ort. Es können auf diese Weise neue lokale Varietäten mit Entlehnungen und Parallelformen zu den lokalen/indigenen Sprachen entstehen, was man gut an den vielen ‚Englishes' weltweit beobachten kann (Schneider 2011).

Die Art der Aussprache ist jedoch, ebenso wie bei den lokalen Formen des Englischen, abweichend von der dänischen sprachlichen Norm auf den Färöern. Bei der heute mittleren und insbesondere bei der älteren/ältesten Generation trägt deren Dänisch deutliche Züge einer Leseaussprache, was nicht verwundert, wenn man weiß, dass früher der Schulunterricht für diese Schüler ausschließlich auf Dänisch stattgefunden hat und deren Lehrer selbst ein stark lokal geprägtes Dänisch sprachen. Ein Grund dafür ist, dass der Erwerb der damaligen Schulsprache Dänisch erst deutlich nach dem Ende der sog. Kritischen Periode (sie endet mit dem 4./5. Lebensjahr) einsetzt, weil dann eine umfassende Sprachaneignung immer schwieriger wird und es gehäuft zu L2-Lernerphänomenen, also zum mehr oder weniger unvollständigen Spracherwerb kommt. Heute tragen die modernen Massenmedien wie vor allem Aufenthalte in Dänemark dazu bei, dass die jüngeren Generationen über eine durchaus normengerechte Aussprache verfügen. Interessant ist, dass der *rezeptive* Spracherwerb des Dänischen wesentlich früher einsetzt und diese Sprache bereits im frühen Kindesalter voll verstanden wird. So konnte ich vor Ort in

einem Kindergarten problemlos auf Dänisch meine Fragen stellen; die Reaktionen der Kinder kamen jedoch auf Färöisch, das ich rezeptiv gut verstehe. Überraschend war für mich, dass diese Art von Gesprächen völlig unproblematisch war und nicht wegen fehlender aktiver Sprachkenntnisse im Färöischen abgeblockt wurden. Dies scheint m. E. typisch für voll zweisprachige Gemeinschaften zu sein.

Im Folgenden werden Beispiele aus dem Bereich der *Syntax* angeführt, die ebenfalls auf das Hamburger SFB-Projekt, aufgelistet in der Datenbank FADAC, zurückgehen.

(a) Das sog. Färö-Dänische lässt hinsichtlich der Wortstellung in Gliedsätzen zwei Arten der Stellung von Satzadverbien zu, zum einen die inselskandinavische, zum anderen die festlandskandinavische, also dänische Wortstellung. Im Inselnordischen gilt in solchen Fällen immer die Hauptsatzwortstellung: *En meget interessant mand, som mange mennesker **vil ikke** høre om* ‚ein sehr interessanter Mann, von dem viele Menschen nichts hören wollen', stand.-dän. korrekt wäre in Gliedsätzen *ikke vil høre om.*

(b) Im Färö-Dänischen gibt es eine sog. *supine attraction*, also die Regel, dass nach einem Partizip II (Supinum) statt eines Infinitivs wiederum ein Supinum stehen soll: *Jeg har prøv**et** at **arbejdet** på en café* ‚ich habe versucht, in einem Café zu arbeiten [wörtl. ‚gearbeitet'], normalerweise wäre hier ein Infinitiv zu setzen: *at arbejde* [‚arbeiten']. Diese Konstruktion gibt es im Dänischen nicht und wäre dort völlig ungrammatisch.

(c) Im Färö-Dänischen lebt noch der im Mittelalter übliche Gebrauch des bestimmten Artikels fort, was in den festlandskandinavischen Sprachen allenfalls in sog. definiten Beschreibungen (also quasi Namen) möglich ist: *det var … ∅ Gamle Testament**et*** ‚das war das Alte Testament'; stand.-dän. müsste es … *det Gamle Testament-∅* heißen.

### 6.3.3 L2-Phänomene und Parallelübersetzungen

So wie das Dänische das Färöische geprägt hat, gibt es auch Beeinflussungen derselben Art in umgekehrter Richtung. Solche Äußerungen dürften von Dänen ohne einen solchen Hintergrund kaum verstanden oder würden als falschen Sprachgebrauch zurückgewiesen werden.

(a) Eine färöische Verbalkonstruktion wie *kemur (til) að* [‚kommen zu + INF] erscheint als lokale Form *komme til at*, um eine unmittelbare Zukunft zu bezeichnen.

(b) Das unmarkierte Verb für eine Fortbewegung lautet im Färöischen *fara* [wörtl. ‚fahren'], funktional direkt vergleichbar mit dem engl. *(to) go*. Wird es im Dänischen mit *gå* [‚gehen'] wiedergegeben, missglückt die Kommunikation, weil *gå* nur für die Fortbewegung zu Fuß gilt (**at gå til Kalifornia* ‚nach K. reisen', was von Europa aus zu Fuß nicht möglich ist).

(c) Es wird im Färö-Dänischen keine Unterscheidung zwischen dän. *synes* ‚der Ansicht sein' und *tro* ‚glauben/vermuten' gemacht. *Synes* steht nun für beides, wofür im stand.-fär. *halda* ‚glauben' zu verwenden gewesen wäre. Dieser Fehler tritt sehr häufig auch bei deutschen Lernern des Dänischen auf. Dies gilt auch für

(d) das Weglassen des Subjektmarkers im Färö-Dänischen: *jeg ved ikke, hvem **(der)** …* ich weiß nicht, wer …‘.
(e) Synonym werden die beiden Konjunktionen *om* und *hvis* ‚wenn/falls‘ gebraucht. Im Stand.-Dänischen ist nur *hvis* möglich. *Om* kommt jedoch im Norwegischen und Schwedischen mit der gleichen Bedeutung vor.
(f) Neue Possessivkonstruktionen werden nach färöischem Vorbild (wie in *fótin hjá mær* [wörtl. ‚der Fuß bei mir‘] ‚mein Fuß‘) mit *hos* [‚bei‘] und *på* [‚an, bei …‘] gebildet, was im Dänischen keinesfalls möglich ist: **foden hos/på mig*; allein richtig ist *min fod* ‚mein Fuß‘. Weitere Beispiele sind Petersen (2010: 201–213) und Kühl (2015) zu entnehmen.

Alle genannten Beispiele erhöhen die Komplexität, da mindestens eine weitere Konstruktion mit semantisch-funktionaler Bedeutung hinzukommt, wobei es zunächst keine Rolle spielt, ob die übernommene Konstruktion zielsprachlich idiomatisch ist oder nicht. Wer Färöisch als Muttersprache hat, wird keine dieser Bildungen als ungrammatisch zurückweisen, weil sich dieselbe Konstruktion in der eigenen Muttersprache wiederfindet.

# 7 Ausbau vs. Integration: Wann kommt es zum typologischen Wandel?

Bei den in den vorangegangenen Kapiteln präsentierten Beispielen stellt der *Ausbau* die zumindest teilweise Wiederherstellung von (längst) verloren gegangenen Strukturen dar. Es ändert sich aus typologischer Sicht im Nachhinein gesehen wenig, da eine Art *kompensatorischer/restituierender Sprachwandel* in Bezug auf z. B. das Vorgermanische vorliegt. Der Ausbau orientiert sich dabei per definitionem immer an der komplexen, d. h. der stärker elaborierten Sprache. Am deutlichsten zu sehen ist dies beim Einfluss der lateinischen Grammatik auf das Deutsche. Hier werden längst verloren gegangene (indoeuropäische) grammatische Kategorien über den Kontakt mit dem Latein wieder restituiert.

Bei der *Integration* von grammatischen Strukturen tritt nur dann eine Beschleunigung des typologischen Wandels ein, wenn eine der beiden Kontaktsprachen eher analytische als überwiegend synthetische Strukturen aufweist. Am Ende dieser Entwicklung steht die Angleichung der Strukturen und des Komplexitätsgrades in Richtung hin zum Gebrauch von mehr analytischen Formen. Eine Umkehrung dieser Entwicklung, d. h. zu mehr synthetischen Formen, scheint ausgeschlossen.

Liegt zwischen den am Kontakt beteiligten Sprachen eine engere genetische Verwandtschaft vor, begünstigt dies Parallelbildungen und grammatische Replikate (sog. *calques*), weil sie nicht gegen das System der Zielsprache verstoßen, sondern ‚nur‘ von der gesellschaftlichen Norm abweichen. Damit wird die Akzeptanz und

schließlich am Ende die neue Grammatikalität zu einer Frage des sozialen Einflusses. L2-Sprecher können, sofern sie über ein großes gesellschaftliches Prestige verfügen (wie etwa die Kaufleute der Hanse), neuen Strukturen zu allgemeiner Akzeptanz führen. Ihr Sprachgebrauch kann auch zum ‚Vergessen' von Sprachstrukturen wie der Verberststellung in Aussagesätzen im Skandinavischen führen, was man als „word order change without word order change" (Bernd Heine) umschreiben kann. D. h. es ändert sich nichts im System, nur die Prioritäten von Konstruktionen verschieben sich. V1-Aussagesätze werden anfangs nur von Niederdeutschsprechern ignoriert und deshalb auch nicht verwendet, weil solche Satzmuster im Deutschen in dieser Funktion nicht vorkommen. Nachfolgende Generationen der ansässigen Bevölkerung haben dann verlernt, dass es diese Variante gibt, so dass diese mittlerweile als ungrammatisch gilt. Dies wäre dann ein Fall von Komplexitätsabbau.

Werden neue Normen in Kontaktsprachen akzeptiert, kann es zur Bildung von neuen regionalen Varietäten kommen. Man denke nur an Englisch außerhalb Großbritanniens, an das Afrikaans als niederländische Kolonialvarietät oder an das norwegische Bokmål als regionale Varietät des Dänischen außerhalb von Dänemark. Des Weiteren könnte man noch das brasilianische Portugiesisch nennen, das sich deutlich von seinem europäischen Ursprung entfernt hat, ähnlich der Aussprache des Spanischen in Mittel- und Südamerika. Treten Vereinfachungen bei Kontakten auf, kann es zum Aufbau neuer Normen und lokal motivierter Strukturen kommen, was auf eine Integration anderer/neuer Strukturen hinausläuft. Aufs Ganze gesehen gibt es am Ende mehr Varietäten und in Bezug auf die Ausgangssprache ein Mehr an Komplexität.

Kurzum, beide Strategien, Ausbau wie Integration können am Ende zu neuen Strukturen und typologischem Wandel, ja zur Entstehung neuer Sprachen führen, womit gezeigt worden wäre, dass Sprachkontakt auf alles andere als auf Reduktion und Abbau von Strukturen hinauslaufen muss. Entscheidend ist die Art und die Intensität des Kontakts, insbesondere die Art der zugrunde liegenden Netzwerke. Ja, man könnte sogar sagen, dass *Kontaktsprachen* der Motor für die Entstehung neuer Sprachen ist (s. Bakker & Matras 2013). Es verschwinden also nicht nur Sprachen, sondern es entstehen auch immer wieder neue. Bedingung hierfür ist immer die Zwei- oder Mehrsprachigkeit der beteiligten Sprecher. Bei Veränderungen immer nur auf den Verlust von Sprachen oder deren inneren Abbau (Vereinfachung wie paradigmatischen Ausgleich) zu schauen, greift zu kurz und blendet wesentliche andere Faktoren des Sprachkontakts und Sprachwandels aus. Auch sollte immer im Auge behalten werden, welche sozialen (oder politischen Strukturen) den Kontakten zugrunde liegen und so indirekt die strukturellen Veränderungen beeinflussen.

# Literatur


Bakker, Peter & Yaron Matras (Hrsg.) (2013): *Contact languages. A comprehensive guide* (Language Contact and Bilingualism 6). Berlin, Boston: de Gruyter.

Braunmüller, Kurt (2004): Niederdeutsch und Hochdeutsch im Kontakt mit den skandinavischen Sprachen. Eine Übersicht. In Horst Haider Munske (Hrsg.), *Deutsch im Kontakt mit germanischen Sprachen*, 1–30. Tübingen: Niemeyer.

Braunmüller, Kurt (2008a): Observations on the origins of definiteness in ancient Germanic. *Sprachwissenschaft* 33 (3), 351–371.

Braunmüller, Kurt (2008b): Das älteste Germanische: Offene Fragen und mögliche Antworten. *Sprachwissenschaft* 33 (4), 373–403.

Braunmüller, Kurt (2016): On the origins of complexity: evidence from Germanic. In: Raffaela Baechler & Guido Seiler (Hrsg.), *Complexity, isolation, and variation*, 47–69. Berlin, Boston: de Gruyter.

Braunmüller, Kurt (2017): Zum Passiv im Nordgermanischen: Drei unterschiedliche Ansätze zur Wiedereinführung einer verloren gegangenen grammatischen Kategorie. *Årsbok 2015: Kungl. Humanistiska Vetenskaps-Samfundet in Uppsala*, 5–27. Uppsala: Swedish Science Press.

Braunmüller, Kurt (2018): Creating a creoloid as a national language: The case of Dano-Norwegian. In Ernst Håkon Jahr (Hrsg.), *Perspectives of two centuries Norwegian language planning and policy: Theoretical implications and lessons learnt*, 43–60. Uppsala: Gustav-Adolphs-Akademie.

Braunmüller, Kurt (2019): Historical multilingualism. In David Singleton & Larissa Aronin (Hrsg.), *Twelve lectures on multilingualism*, 299–328. Bristol: Multilingual Matters.

Braunmüller, Kurt & Steffen Höder (2012): The history of complex verbs in Scandinavian languages revisited: only influence due to contact with Low German? In Ernst Håkon Jahr & Lennart Elemevik (Hrsg.), *Contact between Low German and Scandinavian in the late Middle Ages. 25 years of research*, 151–161. Uppsala: Gustav-Adolphs Akademie.

Braunmüller, Kurt, Steffen Höder & Karoline Kühl (Hrsg.) (2014): *Stability and divergence in language contact. Factors and mechanisms.* Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins.

Diercks, Willy (1993): Zur Verwendung prä- und postmodifizierender Morpheme im Mittelniederdeutschen und in den skandinavischen Sprachen. In Kurt Braunmüller & Willy Diercks (Hrsg.), *Niederdeutsch und die skandinavischen Sprachen I*, 161–194. Heidelberg: Winter.

Gottsched, Johann Christoph (1748): *Deutsche Sprachkunst.* Nachdruck. Berlin, New York: De Gruyter 1978 (2 Teilbände).

Gould, Stephen J. & Elizabeth S. Vrba (1982): Exaptation: a missing term in the science of form. *Paleobiology* 8 (1): 4–15.

Haag, Earl C. (1982): *A Pennsylvania German reader and grammar.* University Park, London: The Pennsylvania State University Press.

Heine, Bernd & Tania Kuteva (2005): *Language contact and grammatical change.* Cambridge u. a.: Cambridge University Press.

Kaufmann, Göz (2010): Non-convergence despite language contact. In Peter Auer & Jürgen Erich Schmidt (Hrsg.), *Language and space. An international handbook of linguistic variation.* Vol. 1, 478–493. Berlin, New York: De Gruyter Mouton.

Klemola, Juhani (2002): Periphrastic DO: Dialectal distribution and origins. In Markku Filppula, Juhani Klemola & Heli Pitkänen (Hrsg.), *The Celtic roots of English*, 199–210. Joensuu: Universität.

Kühl, Karoline (2015): Faroe Danish: An unknown variety. In: Eivind Torgersen, Stian Hårstad, Brit Mæhlum & Unn Røyneland (Hrsg.), *Language variation – European Perspectives V*, 157–168. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins.

Kühl, Karoline & Kurt Braunmüller (2014): Linguistic stability and divergence. An extended perspective on language contact. In Braunmüller, Höder & Kühl (Hrsg.), *Stability and Divergence in Language Contact* (Studies in Language Variation, 16)13–38.

Larsen, Amund B. (1917): Naboopposition – knot. In *Maal og Minne* 1917: 34–46.

Lass, Roger (1990): How to do things with junks: Exaptation in language evolution. *Journal of linguistics* 26, 79–102.

Le Page, Robert B. & Andrée Tabouret-Keller (1985): *Acts of identity: Creole-based approaches to language and ethnicity.* Cambridge u. a.: Cambridge University Press.

Lindow, Wolfgang, Dieter Möhn, Hermann Niebaum, Dieter Stellmacher, Hans Taubken & Jan Wirrer (1998): *Niederdeutsche Grammatik*. Leer: Schuster.

McWhorter, John (2007): *Language interrupted. Signs of non-native acquisition in standard language grammars.* Oxford etc. Oxford University Press.

Petersen, Hjalmar P. (2010): *The dynamics of Faroese-Danish language contact.* Heidelberg: Winter.

Polinsky, Maria (2018): *Heritage languages and their speakers.* Cambridge u. a.: Cambridge University Press.

Schneider, Edgar W. (2011): *English around the world.* Cambridge u. a.: Cambridge University Press.

Siemens, Heinrich (2012): *Plaudietsch – Grammatik, Geschichte, Perspektive.* Bonn: Tweeback.

Tiisala, Seija (2007): Power and politeness: languages and salutation formular in correspondence between Sweden and the German Hanse. In Terttu Nevalainen & Sanna-Kaisa Tanskanen (Hrsg.), *Letter writing*, 13–26. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins.

Trudgill, Peter (2020): *Millennia of language change. Sociolinguistic studies in deep historical linguistics.* Cambridge u. a.: Cambridge University Press.

Walker, Alastair G.H. (2001): Extent and position of North Frisian. In Horst Haider Munske (Hrsg.), *Handbuch des Friesischen. Handbook of Frisian studies*, 263–284. Tübingen: Niemeyer.

Brenda Assendelft, Gijsbert Rutten and Marijke van der Wal

# Tracing Frenchification

## A sociolinguistic analysis of French loan suffixes in a historical corpus of Dutch

**Abstract:** Dutch and French have been in contact for many centuries, with significant effects at the linguistic, social and discursive levels. The influence of French on Dutch has been criticized since at least the sixteenth century. The supposed *verfransing* 'Frenchification' of Dutch would be visible both at the level of the language (e. g. loanwords) and in situations of language choice and shift. Corpus-based analyses of the contact situation are still sparse. This paper offers one of the first empirical studies of the distribution of suffixes borrowed from French in a diachronic corpus specifically compiled for this purpose, i. e. the Language of Leiden Corpus. The corpus comprises texts from seven social domains from the city of Leiden, ranging from 1500 to 1900. We show that the originally French suffixes increase steadily from the sixteenth to the eighteenth century, after which the frequency drops. High proportions are found in the domains Academy and Charity, low proportions in Literature and Private life. The preliminary results suggest that multilingualism was pervasive only among particular users and/or social domains.

**Keywords:** Dutch, historical sociolinguistics, French, language contact, loan morphology, contact-induced change

## 1 Introduction[1]

Contact with French is a frequent phenomenon in the history of Dutch, leading to many different contact outcomes, including language choice in specific domains, code-switching and contact-induced changes in the lexicon and grammar of Dutch. The influence of French has been criticized in metalinguistic discourse since at least

**1** We wish to thank the reviewers and editors for their comments on an earlier draft. The research was supported by the Dutch Research Council (NWO), project *Pardon my French? Dutch-French language contact in the Netherlands, 1500–1900*.

**Brenda Assendelft**: Universiteit Leiden, E-Mail: b.m.e.assendelft@hum.leidenuniv.nl
**Gijsbert Rutten**: Universiteit Leiden, E-Mail: g.j.rutten@hum.leidenuniv.nl
**Marijke van der Wal**: Universiteit Leiden, E-Mail: m.j.van.der.wal@hum.leidenuniv.nl

https://doi.org/10.1515/9783111338668-003

Open Access. © 2023 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. CC BY
Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.

the sixteenth century. The supposed *verfransing* 'Frenchification' (Frijhoff 1989) of Dutch would be visible both at the level of the language, particularly in the excessive use of loanwords, and in situations of language choice and shift, where Dutch would be giving way to French. Most of the assumed contact-related changes in the history of Dutch are still in need of thorough empirical analysis. In this study, we focus on a range of loan suffixes, which constitute contact-induced changes in Dutch brought about by multilingual individuals.

We will mainly focus on the social embedding of these suffixes (Rutten, Vosters & van der Wal 2015). Since research on the Dutch-French contact setting is still in its infancy, we aim to get a clearer view of the broad diachronic development of these loan suffixes. We consider them to be *established* contact phenomena: the origin of suffixes such as *-age* in, for example, *lekkage* 'leakage' is undisputedly French. In subsequent studies, we aim to use the results of these and similar analyses on established borrowings as the baseline evidence for analyses of more abstract grammatical patterns that may or may not have been triggered by contact with French.

We first describe the historical contact setting and our research aims in more detail in section 2. In section 3, we explain our methodology. We introduce the Language of Leiden Corpus that we built specifically for research on the Dutch-French contact situation, and describe our search protocol. Section 4 presents the results, which we discuss in section 5.

# 2 Dutch-French contact in the Netherlands

## 2.1 Historical contact settings

The Dutch and French language areas border each other, with the Germanic-Romance language border cutting through the territory that historically made up the Southern Low Countries, roughly corresponding to present-day Belgium and Luxembourg. Political, commercial and personal contacts across this language border are old. For example, large parts of the Low Countries, both northern and southern, were governed by the francophone Dukes of Burgundy from the late fourteenth to the late fifteenth century. During the following Habsburg rule, French was also used in the central administration, though in the north it became gradually replaced by Dutch in the second half of the sixteenth century, when the Northern Netherlands gained independence as the Dutch Republic of the Seven United Provinces (van der Wal 1994). Meanwhile, French remained the international language of diplomacy and trade (Frijhoff 2015: 116). The two decades from 1795, when French troops invaded the Netherlands, to 1815 constitute the so-called French

period, when the Southern and Northern Netherlands formed a vassal state of France.

Apart from several periods of French-dominant rule, and from diplomacy and trade, the late and post-Medieval periods also witnessed intense social and cultural contacts. A clear social contact setting is constituted by various migration waves from French-speaking territories to the north. During the so-called First Refuge, from the final quarter of the sixteenth century onwards, religious and economic refugees settled in the Northern Netherlands, particularly in the areas of Holland and Zeeland (Frijhoff 2003: 128–134). Many of these refugees were Protestants from French-speaking areas in the Southern Netherlands and northern France, who set up so-called Walloon congregations across the north. By 1640, there were some twenty-five Walloon congregations and approximately thirty-five ministers (Frijhoff 2003: 132). Many towns and cities grew significantly as a result of in-migration, including Leiden (see below, section 2.4). Dozens of Walloon schools were established everywhere in the Northern Netherlands (Dodde 2020: 99–101).

The second Hugenuot Refuge, following the Revocation of the Edict of Nantes (1685), brought again tens of thousands of French-speaking refugees to the Northern Netherlands (Frijhoff 2003). The second Refuge, a migration of "the people of the book" (Frijhoff 2003: 142), fostered cultural contacts between the Netherlands and France, as well as the position of the Netherlands in the international Republic of Letters through the many printers, writers, journalists and booksellers of Huguenot descent. One well-known example is the *Gazette de Leyde*, produced in the city of Leiden by members of the Luzac family, which originated from Bergerac. It developed into a major French-language newspaper, particularly in the second half of the eighteenth century, and was widely distributed in France as well as among francophones across Europe (Popkin 1989).

## 2.2 Linguistic, sociolinguistic and discursive outcomes of contact

The numerous Dutch-French contact settings, politically, economically, socially and culturally, had many linguistic contact effects. The Dutch textual tradition significantly increases from the late twelfth and thirteenth centuries onwards. In the oldest Middle Dutch sources, several loans from Old and Middle French can be found, such as *proeven* 'prove' from French *pro(u)ver*, and *sinte*/*sente* 'holy, saint' from French *sain(c)t*, both dated around 1200 (van der Sijs 2002: 601). Van der Sijs (2002: 214) explores the influx of loanwords from French and other languages diachronically on the basis of a collection of etymological and other dictionaries that record early attestations of loanwords. The results show that loans from French

entered the Dutch language at least from the thirteenth century onwards and well into the twentieth century. Fewer than 400 words per century were adopted between 1200 and 1500. In the sixteenth and seventeenth centuries, this number increases to c. 700 per century. It drops to 446 in the eighteenth century, then rises enormously to 1382 in the nineteenth century, and drops to 487 in the twentieth. One explanation for the remarkable nineteenth-century peak offered by van der Sijs (2002: 234) is that it took some time for loanwords to be used in texts and dictionaries after the French Period in the late eighteenth and early nineteenth centuries.

French influence on the Dutch language extends beyond the lexicon. It has been suggested that the apparent increase in the use of the subjunctive in the Early and Late Modern period occurred under the influence of French, since the subjunctive had already become largely restricted to fixed patterns in Medieval times (de Vooys 1970: 135; van den Toorn et al. 1997: 405). Similarly, the frequent use of present participial phrases in Early and Late Modern Dutch has been connected to French (van der Horst 2008: 1150). Van der Wal & van Bree (2014: 174) indicate that the Dutch-French contact situation must have been intense already in the Middle Ages, since various originally French loan suffixes are attested with Germanic roots in Middle Dutch, such as *-ier*, *-age* and *-ie*. In this paper, we focus on such borrowed suffixes.

The dominance of French in social domains such as diplomacy and trade, and its increased use, for example, in newspapers and public opinion, signifies the importance of language choice. In various domains of society, Dutch and French competed, with Latin as a third option in learned circles in particular. Numerous French schools were found throughout the Netherlands, aimed primarily at the middle classes, in between the lower-ranked Dutch schools and the upper-class Latin schools (Dodde 2020). French also developed into an international language of culture for aristocratic, learned and literary circles across Europe, including the Netherlands (Rjéoutski, Argent & Offord 2014; Frijhoff 2015; Offord, Rjéoutski & Argent 2018). Studies in the history of reading, based on data such as inventories of public and personal libraries, reading societies and bookshops have shown that French and Latin books were predominantly available in privileged circles (Keblusek 1997; Streng 2008; de Vries 2011). Historical studies of individuals and families argue that French was also used in ego-documents such as letters and diaries, particularly in the eighteenth and nineteenth centuries (Ruberg 2005; van Strien-Chardonneau & Kok-Escalle 2016; van Strien-Chardonneau 2018).

A strong discourse against the alleged *verfransing* 'Frenchification' developed from at least the sixteenth century onwards, targeting the form of language, in particular the many loanwords from French, as well as language choice, i. e. the use of French in domains where Dutch could also be used (Rutten, Vosters & van der Wal 2015: 148–149). This discourse of Frenchification has long been prominent both

in historical studies and in linguistics (Frijhoff 1989; Vogl 2015). The anti-French discourse, which peaked in the eighteenth-century periodical press, as well as later during the French period, was not only aimed at language form and language choice, but also at wider cultural models, in which French monarchism and aristocratic values were contrasted with Dutch republicanism and mercantilism (Kloek & Mijnhardt 2001: 76–77).

## 2.3 Focus of the present study

There is little empirical research on the influence of French on Dutch on the basis of representative corpora. Studies often focus on language choice limited to individuals or to one or a few families (Ruberg 2005; van Strien-Chardonneau 2018; Kessels-van der Heijde 2015). Research on contact-induced change often focuses on loanwords (van der Sijs 2002). The first quantitative, corpus-based study of French influence on historical Dutch is Rutten, Vosters & van der Wal (2015), who study suffixes borrowed from French in two corpora of private letters from the late eighteenth and early nineteenth century. One result of that study concerns the regional variation of the frequency of loan suffixes, which is why we chose to neutralize this geographical factor in the present study by focusing on one city, viz. Leiden. The city of Leiden, in the Holland area, grew enormously in the Early Modern period, from c. 10,000 inhabitants in the late sixteenth century to 55,000 one hundred years later (Noordam 2003: 45). Particularly in the late sixteenth century and in the first half of the seventeenth century, large proportions of the brides and grooms who married in Leiden originated from the Southern Netherlands, including French-speaking territories, with a peak of 53.7 % southerners in the late sixteenth century (Lucassen & de Vries 2001: 29, 40). French was thus not only a cultural language among certain elites and a functional choice for merchants and diplomats, but probably also a vernacular language among significant groups of immigrants.

Shying away from claims about the presence or absence of Frenchification, which is not a very useful analytical category, we aim to measure the presence of French loan morphology in a purpose-built corpus of historical textual sources (see section 3), following Rutten, Vosters & van der Wal (2015). We ask whether we can model the frequency of borrowed suffixes, and we have different, partially contradictory expectations in this respect. Based on the traditional historical view, which assumed a steadily increasing influence of French in the sixteenth and seventeenth centuries, with a first peak under the reign of Louis XIV, and an ongoing increase in Frenchification in the eighteenth century (Frijhoff 1989), we would also expect a steady increase in the frequency of loan suffixes. In a follow-up study to Rutten,

Vosters & van der Wal (2015), Rutten & Vosters (2023) could however not find such an increase, and instead found a diachronically stable proportion of borrowed suffixes when comparing seventeenth- and eighteenth-century letters, except in the city of Amsterdam, which did show an increase in French loan suffixes. Examining loanwords, which provide the path through which suffixes enter the Dutch language, van der Sijs (2002) claims that the influx of loans drops in the eighteenth century and increases again in the nineteenth (see above, 2.2). This would provide still another hypothesis, if we assume that loan suffixes follow a similar pattern as loanwords. Note, however, that van der Sijs (2002) is not based on corpus data, but on historical and etymological dictionaries.

# 3 Searching the Language of Leiden Corpus

## 3.1 Principles of the corpus

In order to study the historical influence of French on Dutch language use, we built a corpus with representative text samples from the sixteenth to the nineteenth centuries, and with a strong connection to the city of Leiden. Since the research literature suggests that contact with French varied across social domains, we focused on domains characteristic of Leiden. The design of the Language of Leiden Corpus (= LOL Corpus) is thus based on two independent variables, viz. period and social domain. The LOL Corpus covers a period of four hundred years in total, starting in the year 1500 and ending in 1899. The fact that we have chosen this time span for the corpus does not mean that there was no Dutch-French language contact before 1500 or after 1899. As was mentioned in section 2.1, French had been in use as a language of trade, diplomacy and administration since the Middle Ages. However, the textual sources dating from before the sixteenth century represent only a small part of the social domains that are taken into account in the present study. In the course of the nineteenth century, the importance of French as a lingua franca in Europe started to decline, with English and German slowly taking over the position of French as important international languages, which is why 1899 is the end date of our corpus (Argent, Rjéoutski & Offord 2014: 1).

In order to trace the diachronic developments of the contact-induced changes under investigation, the total period of four hundred years is divided into eight periods of fifty years each: 1500–1549, 1550–1599, 1600–1649, 1650–1699, 1700–1749, 1750–1799, 1800–1849, and 1850–1899. With this make-up, we aim to strike a balance between sufficient detail and textual availability. Smaller time-spans would lead to many empty cells in the overall construction of the corpus.

With regard to the second independent variable of the corpus, our aim was to include texts from social domains representative of the historical city of Leiden. The final corpus includes seven social domains: Academic life, Charity, Economic life, Literary life, Private life, Public opinion, and Religious life. This choice of social domains recalls other sociolinguistic studies, both contemporary and historical (Fishman 1972; Kessels-van der Heijde 2002; Kessels-van der Heijde 2015), as well as studies on the history of Leiden (Tjalsma 1978; Van Maanen & Groeneveld 2003).

For each combination of 50-year period and domain, we aimed to include 5,000 words in the corpus. With eight 50-year periods and seven social domains, this comes down to a corpus design of 280,000 words in total.

## 3.2 Data collection

When selecting texts for the corpus, a number of criteria have been taken into account. Firstly, we needed to prevent that documents from two adjacent periods would be too close to each other in terms of their dating. We therefore ensured that the documents from a certain period were either from the middle of that period, for example, from around 1625 for the period 1600–1649, or that they were equally distributed over the whole 50-year period. Secondly, we wanted to avoid the overrepresentation of certain texts and authors by adopting a maximum of 1,250 words per author per period per domain. This means that at least four different documents, written by four different authors, were used in order to reach the 5,000 words per period per domain; in the case of anonymous documents, at least four different hands were selected. Thirdly, since the corpus represents the language of Leiden, it was crucial that the author had a strong connection with Leiden and lived in the city for a considerable time in the case of textual sources with known authors. This applies in particular to the Private domain and the Literature domain.

For each of the seven domains represented in the corpus, one or, in the case of the Economic domain, two genres were chosen from which documents were selected. This choice was based on the availability of materials in the archives. For the Academic domain, we used minutes of board meetings of the University of Leiden, and for the Charity domain we chose wills in which individual Leiden citizens give bequests to charity organizations. The Economic domain is represented by ordinances from the city council concerning economic activity in the city, as well as requests from labourers and companies written to the city council. We used theatre plays for the Literary and private letters for the Private domain. Public opinion is represented by newspaper articles from Leiden-based newspapers. The Religious domain comprises textual samples from minutes of church council meetings of a number of Protestant churches.

All texts were available in the city archive of Leiden or the special collections department of the Leiden University Library; a few documents from the Private and Literary domain were taken from archives in The Hague and Amsterdam. All documents were photographed, diplomatically transcribed and saved as text files, in order to be digitally searchable.

## 3.3 Overview of the corpus

Table 1 presents an overview of the LOL Corpus with the number of words per social domain and per 50-year period. The first newspapers published in Leiden date back to the second half of the seventeenth century so that there are no sources available for the first three periods. The University of Leiden was established in the second half of the sixteenth century so that earlier sources are non-existent. For three domains (Private, Religion, Literature), it proved impossible to find suitable archival materials for the first half of the sixteenth century. The final corpus comprises 251,417 words.

**Tab. 1:** Overview of the Language of Leiden Corpus (N.A.= not applicable).

| **Domain** | **Public opinion** | **Private** | **Academic** | **Religion** | **Literature** | **Charity** | **Economy** |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Genre | Newspaper articles | Letters | Minutes | Minutes | Plays | Wills | Ordinances Requests |
| 1500–1549 | N.A. | – | N.A. | – | – | 5,027 | 5,072 |
| 1550–1599 | N.A. | 4,449 | 5,046 | 5,305 | 5,116 | 5,229 | 5,118 |
| 1600–1649 | N.A. | 5,114 | 5,124 | 5,259 | 5,138 | 5,131 | 5,276 |
| 1650–1699 | 5,053 | 5,032 | 5,177 | 5,128 | 5,143 | 5,111 | 5,314 |
| 1700–1749 | 5,111 | 5,421 | 5,025 | 5,153 | 5,183 | 5,082 | 5,189 |
| 1750–1799 | 5,095 | 5,116 | 5,067 | 5,128 | 5,112 | 5,290 | 5,212 |
| 1800–1849 | 5,084 | 5,145 | 5,160 | 5,258 | 5,173 | 5,114 | 5,100 |
| 1850–1899 | 5,088 | 5,038 | 5,157 | 5,271 | 5,194 | 5,037 | 5,052 |
| | **25,431** | **35,315** | **35,756** | **36,502** | **36,059** | **41,021** | **41,333** |
| **Total word count: 251,417** | | | | | | | |

## 3.4 Suffix selection and search method

Van der Sijs (2005: 189–195) gives an overview of suffixes that Dutch has borrowed from French; between thirty and forty Dutch suffixes originate from contact with French. Table 2 gives an overview of these loan suffixes.[2] Most of these are used to form nouns, such as *-age* in *lekkage* 'leakage'. A smaller number are used to form adjectives, such as *-aal* in *amicaal* 'friendly'. There is one verbal suffix, *-eren*, as in *waarderen* 'to appreciate'. These suffixes entered Dutch via loanwords from French. Suffixes can subsequently be used to form new words in the recipient language by attaching to other non-native as well as native roots (Aikhenvald 2007: 23; Coghill 2015: 100; Matras 2009: 209; Matras 2019: 150; Winford 2019: 62). A noun such as *equipage*, for example, is a loan from French, while *lekkage* is formed in Dutch with the native stem of the verb *lekken* 'to leak'.

**Tab. 2:** Dutch suffixes originating from French (based on van der Sijs 2005: 189–195).

| Suffix | Example |
|---|---|
| **Nouns** | |
| *-aard, -erd* | *lafaard* 'coward', *goeierd* 'good person' |
| *-es, -esse* | *prinses* 'princess', *secretaresse* 'female secretary' |
| *-e* | *studente* 'female student' |
| *-ette* | *misdienette* 'altar girl' |
| *-(en)ier* | *aalmoezenier* 'chaplain' |
| *-ist* | *communist* 'communist' |
| *-ant* | *predikant* 'preacher' |
| *-ein, -een* | *Romein* 'Roman', *Hondureen* 'inhabitant of Honduras' |
| *-ees* | *Balinees* 'inhabitant of Bali' |
| *-ent* | *producent* 'producer' |
| *-eur/euse* | *chauffeur* 'driver', *chauffeuse* 'female driver' |
| *-teur/trice* | *directeur* 'director', *directrice* 'female director' |
| *-iaan* | *indiaan* 'native American' |
| *-iet* | *islamiet* 'Muslim' |
| *-ijn* | *augustijn* 'Augustinian' |

2 The French origin of some of the suffixes in Table 2, such as *-ent* and *-lei*, can be disputed. For the suffixes *-tiek* and *-ine* in Table 2, there is no consensus whether the word endings are indeed to be considered as suffixes. In this study we did, however, follow Van der Sijs (2005) and the etymological dictionaries, which do consider all these word endings as French loan suffixes. Suffixes with a French and/or Latin origin are discussed in more detail in section 3. For *-ine* and *-tiek*, it can be noticed that these are very infrequent: in the LOL-corpus, only one word type with *-ine* (*medicine*) and no words ending in *-tiek* were found. These suffixes did not affect the corpus results.

**Tab. 2** (continued)

| Suffix | Example |
|---|---|
| *-ade* | *blokkade* 'blockade' |
| *-age* | *lekkage* 'leakage' |
| *-cide* | *genocide* 'genocide' |
| *-oïde/ide* | *paranoïde* 'paranoid', *hominide* 'hominid' |
| *-(er)ij/(er)ie* | *boerderij* 'farm', *pedanterie* 'pedantry' |
| *-ine* | *vitamine* 'vitamin' |
| *-isme* | *calvinisme* 'calvinism' |
| *-(i)teit* | *majesteit* 'majesty' |
| *-lei* | *allerlei* 'all kinds of' |
| *-tiek* | *boetiek* 'boutique' |
| *-atie* | *situatie* 'situation' |
| *-ment* | *regiment* 'regiment' |
| *-((a)t)uur* | *signatuur* 'signature' |
| **Adjectives** | |
| *-aal* | *amicaal* 'friendly' |
| *-air* | *elitair* 'elitist' |
| *-(i)eel* | *financieel* 'financial' |
| *-esk* | *soldatesk* 'soldierly' |
| *-(i)eus* | *complimenteus* 'complimentary' |
| *-iek* | *politiek* 'political' |
| **Verbs** | |
| *-eren* | *waarderen* 'to appreciate' |

For five suffixes, viz. *-(er)ij/(er)ie*, *-atie*, *-ment*, *-((a)t)uur* and *-eren*, van der Sijs (2005) points out that these could also originate from Latin as some of the loanwords with these suffixes are probably borrowed from Latin, and not from French. According to van der Sijs (2005: 142; 192), particular characteristics may indicate either a Latin or a French origin. For example, words ending in *-atie* or *-ie* with stress on the penultimate syllable (e. g. *declinatie*, *academie*) are generally from Latin, while words with stress on the last syllable (e. g. *democratie*, *poëzie*) are from French. Stress offers however no conclusive evidence for the origin of a word (van der Sijs 2005: 142). For example, according to various etymological dictionaries on the *Etymologiebank*, the word *situatie* with stress on the penultimate syllable is a loan from French. Words ending in *-ment* are usually from Latin (e. g. *document*), but when the suffix is preceded by a schwa (e. g. *abonnement*), the word is from French. Here there are exceptions as well: *regiment*, for example, is borrowed from French.

The fact that Latin had or may have had an influence on the borrowing of the aforementioned five suffixes could be a reason to leave them out of the analy-

sis. We decided to maintain them for three reasons. Firstly, suffixes such as *-ment* entered Dutch at various moments in history, both through loanwords from Latin and French. It is, however, plausible that for a language user at a given time, all words ending in *-ment* form one single morphological category, irrespective of the source language of the loanwords. In such a situation, loans from Latin facilitate borrowing from French, and vice versa. Secondly, we established the etymology of all words in the LOL Corpus with one of the five relevant suffixes, using the *Etymologiebank* and the *Woordenboek der Nederlandsche Taal* 'Dictionary of the Dutch language'. We found that for each suffix, more than half of the words originate from French. Thirdly, some of the other loan suffixes in Table 2 may be influenced by Latin as well, despite the fact that van der Sijs (2005) does not mention Latin as a possible source language. For example, *student* with the loan suffix *-ent* originates from Latin *studentem* (i. e. a conjugation of *studens*, the present participle of the verb *studere*). The adjective *generaal* with the loan suffix *-aal* derives from both Latin *generalis* and French *général*. According to van der Sijs (2005), however, the suffixes *-ent* and *-aal* are borrowed from French and not from Latin.

This last point illustrates that it is often hard to determine to what extent Latin loanwords influenced the borrowing of the suffixes. Since most loanwords with one of the aforementioned suffixes are from French, French at least had a strong influence on the borrowing of these suffixes, and most likely stronger than Latin. Therefore, all suffixes in Table 2 (including *–(er)ij/(er)ie*, *-atie*, *-ment*, *-((a)t)uur* and *-eren*) and all words with one of these suffixes are included in the results of this study. We extracted all words with one of the suffixes from the LOL Corpus using the AntConC software. For each of the suffixes, we searched for different spelling variants, and for conjugated and inflected variants.

# 4 Results

## 4.1 The diachronic overall picture

We first examined the diachronic development of the suffixes mentioned in Table 2. The LOL Corpus contains 6,885 instances for all 50-year periods and domains in total. Figure 1 presents both the token frequency per 1,000 words (black line) and the type frequency per 1,000 words (dotted line).

The token frequency rises from c. 16 tokens per 1,000 words in the first half of the sixteenth century to 30 per 1,000 words in the later seventeenth century. The increase to c. 34 tokens in the eighteenth century is followed by a steep decrease

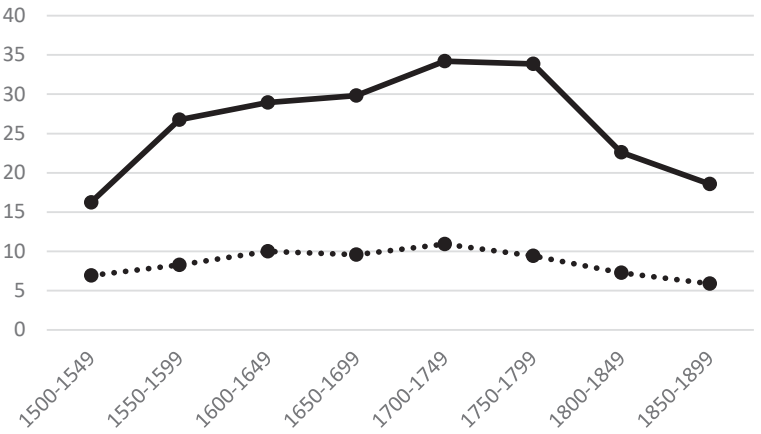



**Fig. 1:** Number of suffixes (tokens/black line and types/dotted line) in the LOL Corpus per 1,000 words and per 50-year period.

to fewer than 20 tokens per 1,000 words by the end of the nineteenth century. The overall picture of the almost 6,885 loan suffix tokens thus indicates a gradually increasing number of suffixes, and a subsequent stabilization in the second half of the eighteenth century, followed by a considerable decrease in the nineteenth century. The type frequency is much more stable diachronically, showing only a small increase from the first half of the sixteenth century to the middle of the eighteenth century, and a decline from the second half of the eighteenth century onwards. This relative stability, when compared to the token count, does certainly not imply that it is the same set of types that is used throughout the centuries: the types vary, while the type frequency is always between 6 and 11 types per 1,000 words.

## 4.2 The social domains

The token frequency varies considerably across the social domains as illustrated in Figure 2. The domains of Academic life and Charity show the highest numbers of tokens, viz. 54 and 48 per 1,000 words, respectively. The frequencies in the domains of Religion, Economy and Public Opinion range from 18 to 25 per 1,000 words. The lowest frequencies are found in the Private and Literary domains, viz. 11 and 6 tokens per 1,000 words.

For each of the seven domains, the two most frequently occurring words with a French suffix are given in Table 3. Many of these words are characteristic of the

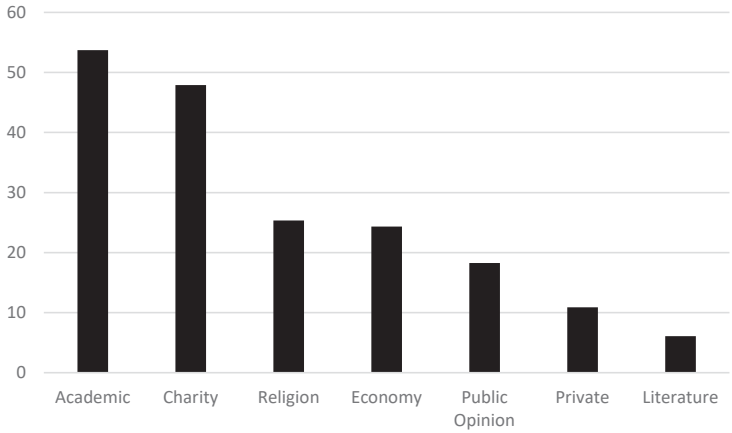



**Fig. 2:** Number of suffixes (tokens) in the LOL Corpus per 1,000 words per social domain.

domains in question (e. g. *universiteit*, *testament*, *predikant*, *suppliant*). This does not mean that the token frequencies are mainly due to a limited number of highly frequent domain-specific types. The number of types in the Academic domain, for example, ranges from 37 in the period 1850–1899 to 150 in 1650–1699. At the other end of the spectrum, we find between 7 and 55 types per 50-year period in the domain of Literature.

**Tab. 3:** Most frequently occurring words per domain (absolute frequency between brackets).

| Domain | Words |
|---|---|
| Academic | *universiteit* 'university' (263) |
| | *curateur* 'curator' (146) |
| Charity | *testament* 'will' (210) |
| | *comparant* 'person appearing before a notary' (121) |
| Religion | *predikant* 'preacher' (104) |
| | *resolveren* 'to resolve' (33) |
| Economy | *suppliant* 'suppliant' (56) |
| | *draperie* 'drapery' (37) |
| Public Opinion | *ambassadeur* 'ambassador' (26) |
| | *officier* 'officer' (18) |
| Private | *logeren* 'to spend the night' (15) |
| | *partij* 'party' (14) |
| Literature | *arguatie* 'argument' (18) |
| | *Spanjaard* 'Spaniard' (10) |

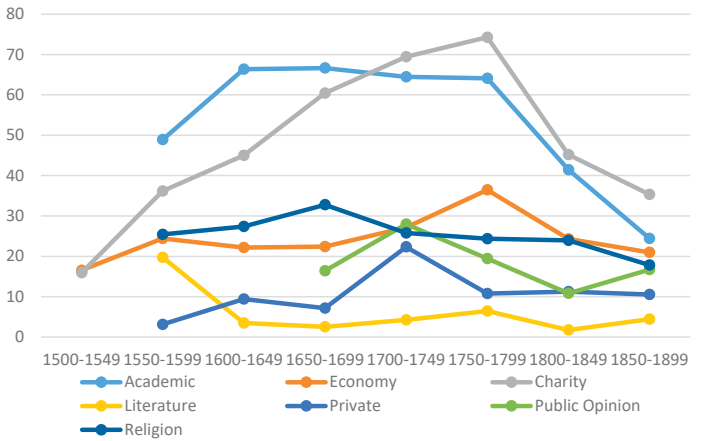



**Fig. 3:** Number of suffixes (tokens) in the LOL Corpus per 1,000 words, per 50-year period and per social domain.

Examining the diachronic development across social domains, we get the results presented in Figure 3.

The combination of diachrony and social domains shows that the high token frequencies in the Academic and Charity domains (Figure 2) also occur in most of the 50-year periods. The Academic domain reaches its frequency peak in the seventeenth century, and remains relatively stable until the end of the eighteenth century, after which a considerable decrease occurs in the nineteenth century. A similar decrease is found in the Charity domain, which had risen continuously from the early sixteenth until the late eighteenth century. The lowest frequency, also diachronically, is found in the domains of Literature and, to a slightly lesser extent, in Private life. The Literary domain starts at c. 20 suffixes per 1,000 words in the second half of the sixteenth century, due to the many French loans characteristic of the texts written by members of the contemporary chambers of rhetoric. In the following 50-year periods, the token frequency remains at a remarkably low level. The domains of Religion, Economy and Public opinion appear to be similarly stable across the centuries, though with a somewhat higher token frequency than Literature and Private life.

Summing up, our corpus analysis provides a view on the diachronic development of loan suffixes in the period 1500 to 1900 in the coherent context of one specific locality, viz. the city of Leiden. We found different numbers of tokens and different diachronic patterns for the various social domains represented in the LOL Corpus. The diachronic changes in the overall picture, both the early increase and

the later decrease, appear to be mainly determined by changes in the Academic and Charity domains. We will discuss now what these results mean for our view of the French influence on Dutch.

# 5 Discussion

With the present study, we aimed to contribute to the still scarce research literature on the Dutch-French contact situation. A corpus-based analysis of established contact phenomena such as loan suffixes will offer the baseline evidence needed for a balanced judgment of the entire contact setting. As was mentioned in section 2.3, different expectations existed concerning the distribution of loan suffixes in the LOL Corpus. The traditional view that history is characterized by ongoing Frenchification, with a peak in the eighteenth century, was partly borne out by the results. The token frequency of the suffixes under investigation increased steadily over the centuries, and peaked in the eighteenth century. We deem the comparison with the much less variable type frequency to be important, since this suggests that the proportion of words with loan suffixes is quite stable diachronically, and it is only the token frequency of specific types that leads to high numbers of 'French' forms.

Breaking down the overall token count across social domains revealed that only two domains displayed the traditional pattern of ongoing influence from French, viz. Academic life and Charity. In fact, the results for Academic life already showed a high token frequency in the early seventeenth century, which indicates significant influence from French relative to the other domains, but not a true increase over a longer period of time. The other five domains appeared to be quite different, displaying either a relatively stable and low proportion of loan suffixes, or an early decrease to even lower proportions, as in Literature. While we do not wish to discuss Frenchification in absolute terms, since there is no absolute criterion to measure Frenchification, the results show marked differences between the various social domains represented in the LOL Corpus, with some domains being more strongly influenced by French than others.

Based on Rutten & Vosters (2023), we could have expected the absence of great changes, and diachronic stability instead. Our results confirm that many social domains displayed marginal changes across the centuries. Apart from Academic life and Charity, the social domains in the LOL Corpus appear to be quite stable across time in terms of loan suffixes. The study by Rutten & Vosters (2023) was based on private and business letters, represented partially by Private life in the current study. As was mentioned in section 2.2, an increasing influence of French is often linked to private documents such as letters and diaries in the eighteenth and nineteenth cen-

turies. Our results do not show an increased influence of French in this period. On the contrary, there is a sharp decrease in the use of loan suffixes from the eighteenth to the nineteenth centuries, which goes against the expectation based on van der Sijs (2002). More detailed studies will be needed to fully explain this decrease. In the context of the present paper, we restrict ourselves to the following remarks.

The period around 1800 is marked by Dutchification in many respects (Rutten 2019). An official language policy was developed by the national government, school reforms included the implementation of newly codified language norms, professorships in Dutch were established throughout the language area, Dutch grammar became a mandatory part of the school curriculum, et cetera. For now, we hypothesize that this wider, culturally and politically motivated Dutchification, which demonstrably affected language use in the nineteenth century (Krogull 2018; Rutten, Krogull & Schoemaker 2020), also affected the use of words and morphemes perceived to be foreign, including the loan suffixes investigated here. This is in fact what an exploratory analysis of texts from the domain of Charity suggests. Comparing eighteenth- and nineteenth-century wills, we witnessed a proportional increase of Dutch terms in the nineteenth century, where French alternatives appear to be more widely used in the eighteenth century. This observation applies to pairs such as *compareren* v. *verschijnen* 'appear (before a notary)', *revoceren* v. *herroepen* 'revoke', *disponeren* v. *beschikken* 'dispose', *resideren* v. *wonen* or *standplaats hebben* 'reside', *ter presentie van* v. *in tegenwoordigheid van* 'in the presence of'. Examples (1) and (2) below, taken from the LOL Corpus, illustrate this. In the eighteenth-century will in (1), the terms *compareerde* and *residerende* are used, whereas the nineteenth-century will in (2) has the Dutch alternatives *verschenen* and *standplaats hebbende*. As said, the next step would be a more extensive analysis of this phenomenon.

> *(1) Heeden […] Compareerde voor my Adrianus van Alphen, Notaris publycq, by den Edele Hove van Holland geadmitteerd, binnen de Stad Leyden Residerende ende voor de nabeschreven Getuygen […]* [LOL Corpus, will from 1779]
> 'Today appeared before me, Adrianus van Alphen, public notary, admitted by the Noble Courts of Holland, residing in the city of Leiden and before the witnesses to be named afterwards […]'

> (2) *Voor my Meester Albertus Jacobus Wynstroom, notaris in het Arrondissement Leiden, Provincie Zuid-Holland, standplaats hebbende te Leiden en in tegenwoordigheid van de natenoemene getuigen is verschenen […]* [LOL Corpus, will from 1871]
> 'Before me, Master Albertus Jacobus Wynstroom, notary in the district of Leiden, Province of South Holland, residing in Leiden and in the presence of the witnesses to be named afterwards, appeared […]'

The early decrease of the proportion of loan suffixes in the Literary domain is another result that we consider to be intriguing, and that we aim to explore in

further studies. After the substantial score in the sixteenth-century texts produced within the chambers of rhetoric, the numbers drop considerably. This decreasing frequency suggests a conscious avoidance of words and/or morphemes perceived to be foreign. It should be noted that it is traditionally claimed that the seventeenth century saw the rise of a new form of Dutch literature, which would remain a fundamental point of reference for future generations well into the nineteenth century (Wiskerke 1995; Porteman & Smits-Veldt 2008). We may see an effect of this new idea of Dutch literature in the distribution of loan suffixes found in our corpus. This observation merits further research in the future.

The present study is only one of the first empirical, corpus-based analyses of the Dutch-French contact situation. In future research, we plan to investigate loanwords in the LOL Corpus, and delve into the relationship between the frequency of loanwords and loan suffixes. Once we have determined the distributional patterns of these established contact phenomena, we will correlate them with the frequency of morphosyntactic features supposedly influenced by French. The present study thus contributes to developing the baseline evidence needed for future studies of the historical influence of French on Dutch, and of the historical multilingualism in the Dutch language area generally. The results of the present study suggest that a wide knowledge of French and/or Latin may be assumed only for particular language users, especially in the domains of the Academy and Charity. Examples such as (1) and (2) above show that it is often technical vocabulary that is rendered in 'frenchified' terms. In this respect, the decrease of French suffixes in the nineteenth century does not suggest the lexical and/or morphological material involved had become fully integrated into Dutch. Thus, the integration and productivity of loan suffixes and loan words are necessary elements of future studies, needed for a balanced assessment of the historical situation of multilingualism and contact.

## References

Aikhenvald, Alexandra (2007): Grammars in Contact. A Cross-Linguistic Perspective. In Alexandra Aikhenvald & Robert Dixon (eds.), *Grammars in contact: A cross-linguistic typology*, 1–66. Oxford: Oxford University Press.

Argent, Gesine, Vladislav Rjéoutski & Derek Offord (2014): European Francophonie and a framework for its study. In Vladislav Rjéoutski, Gesine Argent & Derek Offord (eds.), *European francophonie: The social, political and cultural history of an international prestige language*, 1–32. Bern: Peter Lang.

Coghill, Eleanor (2015): Borrowing of verbal derivational morphology between Semitic languages: the case of Arabic verb derivations in Neo-Aramaic. In Francesco Gardani, Peter Arkadiev & Nino Amiridze (eds.), *Borrowed Morphology*, 83–107. Berlin: De Gruyter.

Dodde, Nan (2020): *Franse scholen in Nederland. Ontstaan en ontwikkeling vanaf de vijftiende eeuw tot het midden van de negentiende eeuw*. Oud-Turnhout, 's-Hertogenbosch: Gompel & Svacina.

*Etymologiebank* (2010). Ed. Nicoline van der Sijs. http://etymologiebank.ivdnt.org (last access 14.04.2021).
Fishman, Joshua (1972): The relationship between micro-and macro-sociolinguistics in the study of who speaks what language to whom and when. In John Pride & Janet Holmes (eds.), *Sociolinguistics*, 15–32. Harmondsworth: Penguin.
Frijhoff, Willem (1989): Verfransing? Franse taal en Nederlandse cultuur tot in de revolutietijd. *Bijdragen en Mededelingen betreffende de Geschiedenis der Nederlanden* 104, 592–609.
Frijhoff, Willem (2003): Uncertain Brotherhood. The Huguenots in the Dutch Republic. In Bertrand Van Ruymbeke & Randy Sparks (eds.), *Memory and Identity. The Huguenots in France and the Atlantic Diaspora*, 128–171. Columbia: University of South Carolina Press.
Frijhoff, Willem (2015): Multilingualism and the challenge of frenchification in the early modern Dutch Republic. In Gijsbert Rutten & Rik Vosters (eds.), *Past, Present and Future of a Language Border. Germanic-Romance Encounters in the Low Countries*, 115–140. Berlin: De Gruyter.
Horst, Joop van der (2008): *Geschiedenis van de Nederlandse syntaxis*. Leuven: Universitaire Pers Leuven.
Keblusek, Marika (1997): *Boeken in de hofstad. Haagse boekcultuur in de Gouden Eeuw*. Hilversum: Verloren.
Kessels-van der Heijde, Marina (2002): *Maastricht, Maestricht, Mestreech. De taalverhoudingen tussen Nederlands, Frans en Maastrichts in de negentiende eeuw*. Hilversum: Verloren.
Kessels-van der Heijde, Marina (2015): The use of languages in Maastricht in the nineteenth century: the press and family archives. In Catharina Peersman, Gijsbert Rutten & Rik Vosters (eds.), *Past, Present and Future of a Language Border. Germanic-Romance Encounters in the Low Countries*, 171–204. Berlin: De Gruyter.
Kloek, Joost & Wijnand Mijnhardt (2001): *1800: Blauwdrukken voor een samenleving*. The Hague: Sdu.
Krogull, Andreas (2018): *Policy versus practice. Language variation and change in eighteenth- and nineteenth-century Dutch*. PhD dissertation. Leiden University.
Lucassen, Leo & Boudien de Vries (2001): The rise and fall of a West European textile-worker migration system: Leiden, 1586–1700. In Gérard Gayot & Philippe Minard (eds.), *Les ouvriers qualifiés de l'industrie (XVIe-XXe siècle). Formation, emploi, migrations*, 23–42. Lille: Université Charles de Gaulle/Revue du Nord.
Maanen, Rudi van & Simon Groenveld (eds.) (2003): *Leiden. De geschiedenis van een Hollandse stad*. *Deel 2: 1574–1795*. Leiden: Stichting Geschiedschrijving Leiden.
Matras, Yaron (2009): *Language contact*. Cambridge: Cambridge University Press.
Matras, Yaron (2019): Borrowing. In Jeroen Darquennes, Joe Salmons & Wim Vandenbussche (eds.), *Language Contact. An International Handbook*, 148–158. Berlin: De Gruyter.
Noordam, Dirk Jaap (2003): Demografische ontwikkelingen. In Rudi van Maanen & Simon Groeneveld (eds.), *Leiden. De Geschiedenis van een Hollandse stad. Deel 2: 1574–1795*, 42–53. Leiden: Stichting Geschiedschrijving Leiden.
Offord, Derek, Vladislav Rjéoutski & Gesine Argent (2018): *The French language in Russia: A Social, Political, Cultural, and Literary History*. Amsterdam: Amsterdam University Press.
Popkin, Jeremy (1989): *News and Politics in the Age of Revolution: Jean Luzac's "Gazette de Leyde"*. Ithaca: Cornell University Press.
Porteman, Karel & Mieke Smits-Veldt (2008): *Een nieuw vaderland voor de muzen. Geschiedenis van de Nederlandse literatuur 1560–1700.* Amsterdam: Bert Bakker.
Rjéoutski, Vladislav, Gesine Argent & Derek Offord (2014): *European francophonie: The social, political and cultural history of an international prestige language*. Bern: Peter Lang.
Ruberg, Willemijn (2005): *Conventionele correspondentie: Briefcultuur van de Nederlandse elite, 1770–1850*. Nijmegen: Vantilt.

Rutten, Gijsbert (2019): *Language Planning as Nation Building. Ideology, policy and implementation in the Netherlands, 1750–1850*. Amsterdam: Benjamins.

Rutten, Gijsbert, Rik Vosters & Marijke van der Wal (2015): Frenchification in discourse and practice. Loan morphology in Dutch private letters of the eighteenth and nineteenth centuries. In Catharina Peersman, Gijsbert Rutten & Rik Vosters (eds.), *Past, Present and Future of a Language Border: Germanic-Romance Encounters in the Low Countries*, 143–170. Berlin: De Gruyter.

Rutten, Gijsbert & Rik Vosters (2023): Testing Frenchification: A sociolinguistic analysis of French loan morphology in seventeenth- and eighteenth-century Dutch. *Roczniki Humanistyczne* 72, 227–250.

Rutten, Gijsbert, Andreas Krogull & Bob Schoemaker (2020): Implementation and acceptance of national language policy: the case of Dutch (1750–1850). *Language Policy* 19, 259–279.

Sijs, Nicoline van der (2002): *Chronologisch woordenboek. De ouderdom en herkomst van onze woorden en betekenissen*. Amsterdam, Antwerpen: Veen.

Sijs, Nicoline van der (2005): *Van Dale Groot Leenwoordenboek. De invloed van andere talen op het Nederlands.* Utrecht, Antwerpen: Van Dale Lexicografie.

Streng, Jean (2008): *Kweekster van verstand en hart. Boekcultuur en leescultuur in Overijssel tussen 1650 en 1850*. Epe: Streng.

Strien-Chardonneau, Madeleine van & Marie-Christine Kok-Escalle (eds.) (2016): *French as Language of Intimacy in the Modern Age*. Amsterdam: Amsterdam University Press.

Strien-Chardonneau, Madeleine van (2018): Practice and functions of French as a second language in a Dutch patrician family. The van Hogendorp family (eighteenth-early nineteenth centuries). In Vladislav Rjéoutski & Willem Frijhoff (eds.), *Language Choice in Enlightenment Europe. Education, Sociability, and Governance*, 65–85. Amsterdam: Amsterdam University Press.

Tjalsma, Heiko (1978): De fysieke structuur van Leiden in 1749. In Herman Diederiks, Karel Davids, Dirk Jaap Noordam & Heiko Tjalsma, *Een stad in achteruitgang. Sociaal-historische studies over Leiden in de achttiende eeuw*, 14–54. Leiden: Sociale geschiedenis R.U.L.

Toorn, Maarten van den, Willem Pijnenburg, Arjan van Leuvensteijn & Joop van der Horst (eds.) (1997): *Geschiedenis van de Nederlandse taal*. Amsterdam: Amsterdam University Press.

Vogl, Ulrike (2015): Standard language ideology and the history of Romance-Germanic encounters. In Catharina Peersman, Gijsbert Rutten and Rik Vosters (eds.), *Past, Present and Future of a Language Border: Germanic-Romance Encounters in the Low Countries*, 61–87. Berlin: De Gruyter.

Vooys, Cornelis de (1970): *Geschiedenis van de Nederlandse taal*. Groningen: Wolters-Noordhoff.

Vries, Boudien de (2011): *Een stad vol lezers. Leescultuur in Haarlem 1850–1920*. Nijmegen: Vantilt.

Wal, Marijke van der (1994): De Opstand en de taal. Nationaal bewustzijn en het gebruik van het Nederlands in het politieke krachtenveld. *De Zeventiende Eeuw* 10, 110–115.

Wal, Marijke van der & Cor van Bree (2014): *Geschiedenis van het Nederlands*. 7th edition. Houten: Spectrum.

Winford, Donald (2019): Theories of Language Contact. In Anthony Grant (ed.), *The Oxford Handbook of language contact*, 51–74. New York: Oxford University Press.

Wiskerke, Evert (1995): *De waardering voor de zeventiende-eeuwse literatuur tussen 1780 en 1813*. Hilversum: Verloren.

*Woordenboek der Nederlandsche Taal* (1864–1998). https://gtb.ivdnt.org/search/ (last access 14.04.2021).

Claudia Maria Riehl

# Sprachmischung in historischen Texten – eine Herausforderung an die kontaktlinguistische Theoriebildung?

**Zusammenfassung:** Im Gegensatz zu spontaner gesprochener Rede ist Sprachmischung in schriftlichen Texten weit weniger beachtet und rückt erst in Zusammenhang mit der computervermittelten Kommunikation und der literarischen Mehrsprachigkeit – auch in ihrer historischen Dimension – stärker ins Blickfeld. Jedoch beruhen die Studien zu Sprachmischung in schriftlichen Texten auf theoretischen Modellen der Forschungen zur gesprochenen Sprache, obwohl die Produktionsbedingungen sehr unterschiedlich sind.

Vor diesem Hintergrund versucht dieser Beitrag, Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Sprachmischungsprozessen in historischen schriftlichen Texten und in gesprochener Spontansprache darzustellen. Die Problematik wird anhand der deutsch-lateinischen Zweisprachigkeit im 16. und 17. Jh. erläutert. Als Beispiele dienen die Tischreden von Martin Luther, die ein einmaliges Zeugnis von Sprachmischung in der Frühen Neuzeit darstellen, und Werke der sog. maccaronischen Dichtung (deutsch-lateinische Mischgedichte), die in Zusammenhang mit der Verbreitung des Lateinischen als Lingua Franca der Studenten und Gelehrten steht. Die Sprachmischungsprozesse in diesen Texten werden mit den Gesetzmäßigkeiten in authentischen Beispielen gesprochener Sprache verglichen und Gemeinsamkeiten und Unterschiede diskutiert.

**Schlagwörter:** Sprachmischung, Kontaktphänomene, Code-Switching, historische Mehrsprachigkeit, Mischsprachen, deutsch-lateinische Zweisprachigkeit

## 1 Theoretische Vorüberlegungen: Sprachmischung in geschriebenen Texten

Im Gegensatz zu den umfassenden Forschungsarbeiten, die sich mit Sprachmischung, besonders Code-Switching, in spontaner gesprochener Rede beschäftigen, ist Sprachmischung in schriftlichen Texten ein Thema, das weit weniger Beachtung in der Mehrsprachigkeitsforschung gefunden hat. Erst im letzten Jahrzehnt ist das

**Claudia Maria Riehl**: Ludwig-Maximilians-Universität München, E-Mail: riehl@daf.lmu.de

https://doi.org/10.1515/9783111338668-004

Open Access. © 2023 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter.
Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.

Thema in Zusammenhang mit der computervermittelten Kommunikation (vgl. u. a. Androutsopoulos 2013; Dürscheid 2016; Franko 2016; Barberio & Ingrosso 2019) und im Zusammenhang mit literarischer Mehrsprachigkeit (vgl. Gardner-Chloros & Weston 2015; Dembeck & Parr 2017) stärker ins Blickfeld gerückt. Auch die historische Dimension gewinnt damit zusehends an Bedeutung (vgl. den jüngst erschienenen Band von Glaser, Prinz & Ptashnyk 2021). Studien zu Sprachmischung in schriftlichen Texten greifen auf keine eigenen theoretischen Grundlagen zurück, sondern legen in der Regel die theoretischen Modelle der Forschungen zur gesprochenen Sprache zugrunde. Hier stehen v. a. Theorien zum Code-Switching im Mittelpunkt, die syntaktische Restriktionen (Myers-Scotton 2002, 2006) oder konversationsanalytische Modelle betrachten (Gumperz 1982; Auer 1998; vgl. Gardner Chloros & Weston 2015). Frühere Untersuchungen von Sprachmischung in geschriebenen Texten analysierten v. a. Dialoge, die in schriftliche Texte eingebettet waren. Die Pionierarbeit dazu stammt von Stolt (1964) zur Sprachmischung in Luthers Tischreden (vgl. Auer 1999; 2014; Auer & Muhamedova 2005; Riehl 2014: 208–209). Weitere Arbeiten betrafen etwa Sprachmischung in Gedichten (vgl. etwa Franceschini 1995) sowie literarischen Dialogen oder Theaterstücken (s. Überblick bei Sebba 2012; Dembeck 2017). Während jedoch im Theaterstück natürliche Dialoge simuliert werden, d. h. es einen Turnwechsel gibt, unterliegen die meisten literarischen Texte monologischen Bedingungen, d. h. wesentliche konversationelle Funktionen des Code-switchings wie Aushandlungen der Sprache zwischen den Gesprächspartnern oder Sprachwechsel zur Aufrechterhaltung des Rederechts entfallen (Gardner-Chloros 2009: 75–78).

Sprachmischungen in medial schriftlichen Texten unterliegen auch unterschiedlichen Kommunikations- und Produktionsbedingungen als Sprachmischung in gesprochener Sprache und so stellt sich die Frage, ob die theoretischen Grundlagen, die für mündliches Code-Switching gelten, auch für die schriftlich fixierten Mischungsprozesse angesetzt werden können bzw. ob man in diesem Falle überhaupt von Code-Switching sprechen sollte. Tatsächlich kann man einige Unterschiede feststellen, die durch das Medium bedingt sind. So spielen etwa Layout und Typographie eine wichtige Rolle: In schriftlichen Texten werden anderssprachige Elemente häufig kursiv gesetzt (eine Praxis, die bereits in der Frühen Neuzeit für Lehnwörter aus dem Lateinischen angewandt wurde). Hier werden die Sprachen bewusst visuell separiert (vgl. dazu Sebba 2012; Schmid-Emans 2017). Ein weiterer Aspekt, der hier ins Spiel kommt, ist, dass mehrsprachige Schriftstücke oft als ein komplexes Ganzes zu sehen sind. In vielen Texten besteht ein Zusammenhang zwischen Illustration und Text (vgl. Sebba 2012).

Davon ausgehend stellt sich die Frage, ob auch in Belegen historischer Sprachmischung, die ja zwangsläufig an das Medium der Schrift gebunden ist, Besonderheiten der Sprachmischung auftreten, die in mündlichen Äußerungen nicht vorkommen, und in diesem Sinne eine Herausforderung an die Theoriebildung

stellen – wie sie etwa Androutsopoulos (2013) für die computervermittelte Kommunikation formuliert. Grundsätzlich ist davon auszugehen, dass nicht-konventionalisierte Sprachmischungen in geschriebenen Texten als ein bewusster Vorgang anzusehen ist, mit dem der Schreiber/die Schreiberin bestimmte Effekte erzeugen möchte, da schriftlich überlieferte Texte in der Regel einer mehr oder weniger hohen Planung unterliegen.[1]

Vor diesem Hintergrund sollen in diesem Beitrag die folgenden Fragen beantwortet werden:

1. Welche Formen von Sprachmischung treten in historischen schriftlichen Texten auf?
2. Welche Funktionen erfüllen diese Formen von Sprachmischung?
3. Wie unterscheiden sich diese Formen der Sprachmischung in schriftlichen Texten von der Sprachmischung in gesprochener Sprache?

Die Fragestellungen sollen anhand der deutsch-lateinischen Sprachmischung in der Frühen Neuzeit beantwortet werden, da diese interessante Phänomene von Sprachmischung bereit hält, die einmal Nachschriften von authentischen Gesprächen mit Sprachmischung enthalten (Tischreden Luthers), und zum anderen hochgradig konstruierte Sprachmischungen literarischer Mehrsprachigkeit (maccaronische Dichtung). Außerdem ist Latein eine klassische Zweitsprache, die in gesteuertem Erwerb gelernt wird. Auch das könnte Auswirkungen auf Mischungsprozesse haben. Bevor jedoch auf diese Phänomene eingegangen wird, soll zunächst die besondere Rolle der deutsch-lateinischen Zweisprachigkeit in der Frühen Neuzeit dargestellt werden.

## 2 Deutsch-lateinische Zweisprachigkeit in der Frühen Neuzeit

Deutsch-lateinische Zweisprachigkeit spielt in der Frühen Neuzeit eine sehr große Rolle in den gebildeten Schichten und vor allem im Umfeld des Humanismus. Interessanterweise betonen gerade die Humanisten, wie wichtig es sei ein „homo bilinguis“ zu sein, verstehen aber unter diesem Begriff der Bilingualität die Zweisprachigkeit in den klassischen Sprachen Latein und Griechisch (Stolt 1964: 8). Die

**1** Hier ist von einem Kontinuum auszugehen zwischen Texten mit sehr hoher Planung (etwa gedruckte Texte mit mehreren Überarbeitungsphasen) und Texten mit minimaler Planung (wie etwa in Chats, vgl. Barberio & Ingrosso 2019).

Muttersprache spielte in diesem Fall keine Rolle, da sie lediglich als gesprochene Sprache gesehen wurde. Demgegenüber war Latein als Sprache der Wissenschaft und Liturgie, als Lern- und Schulsprache sowie Schreib- und Lesesprache DIE Bildungssprache an sich. Weithase (1962) weist sogar darauf hin, dass Latein auch auf dem Schulhof verwendet wurde (mit Verweis auf Straßburger Gymnasialgesetze). Die Dominanz des Lateinischen als L2 unterscheidet sich aber deutlich von der heutigen Mehrsprachigkeitssituation in der Migrationsgesellschaft (Stolt 1964; Riehl 2014). Denn im Gegensatz zu unseren heutigen Verhältnissen, in denen monolinguale Sprecher der Schulsprache bilingualen Sprechern, die die Schulsprache als L2 erlernen, gegenüberstehen, war Latein für alle eine L2, und es gab keine Muttersprachler, die als Vergleichsmaß dienen konnten. Weitere Besonderheit ist, dass dem Lateinischen der Primat der Schriftlichkeit zugrunde liegt und gesprochene Formen sekundär entwickelt werden. Das äußert sich u. a. auch darin, dass die Aussprache des Lateinischen den jeweiligen Phonem-Graphem-Zuordnungen der Vernakularsprachen angepasst wurde. Ein weiterer Unterschied zur heutigen Mehrsprachigkeitskonstellation ist, dass die Träger der Zweisprachigkeit nur aus der gebildeten Schicht stammten (vgl. Stolt 1964: 15).

# 3 Sprachmischung in Luthers Tischreden

## 3.1 Entstehung und Überlieferung

Aus dem Umfeld Luthers sind eine Reihe von Mitschriften von Tischreden und Predigten erhalten, die Sprachmischung zeigen, wobei für die Analyse der Sprachmischungen die Tischreden besonders interessant sind (vgl. Stolt 1964; Auer 1999; 2014; Auer & Muhamedova 2005). Stolt (1964: 41) geht davon aus, dass die Art von Sprachmischung, die in Luthers Tischreden auftritt, „die gebildete Umgangssprache im Alltagsmilieu der damaligen Zeit widerspiegelt“. Sie begründet dies einmal mit der zweisprachigen Situation in der Bildungsschicht, sowie mit den Übereinstimmungen bei den besten Nachschriften und auch durch Belege von Zeitgenossen. Allerdings kann man nicht davon ausgehen, dass die Mitschriften den Originalton von Luther wiedergaben, da sie nachträglich überarbeitet und teilweise mehrmals abgeschrieben wurden (vgl. Stolt 1964: 15–29). Außerdem fanden auch bei der Überlieferung noch weitere Überarbeitungsprozesse statt, etwa von der Handschrift zum Druck (Weimarer Ausgabe). Hier wurden etwa Abkürzungen unterschiedlich aufgelöst, bzw. Kürzel verwendet. Auch unterscheidet sich der Anteil an Sprachmischungen je nach Intention des Schreibers, man kann mit Amplifizierungen oder Glättungen rechnen. Jedoch kann Stolt (1964: 26–33) anhand von Textver-

gleichen sehr schön zeigen, dass die Sammlung von Veit Dietrich, die im Übrigen als einzige in seiner eigenen Hand vorliegt, den Lutherworten wohl am nächsten kommt, weshalb Stolt diese Sammlung ihren Analysen zugrunde legt. Dennoch darf man die Texte nicht mit einer Transkription mündlicher Sprachmischung vergleichen, wie wir das aus authentischen Gesprächen der Gegenwartssprache kennen, sondern man muss auch dies als eine Form von Sprachmischung in der Schriftlichkeit ansehen, wie noch zu zeigen sein wird (vgl. Riehl 2014). Interessant ist hier, dass Veit Dietrich im Gegensatz etwa zu Schlaginhaufen viel öfter lateinische Formen verwendet (Stolt 1964: 26–33).

## 3.2 Die Funktionen des Code-Switchings in den Tischreden

Bei der Analyse des Code-Switchings in Luthers Tischreden zeigt sich, dass die meisten Sprachwechsel an Satzgrenzen stattfinden (vgl. Auer 1999: 318). Weiter sind auch Insertionen einzelner Wörter oder Phrasen sehr häufig. Im Folgenden wird kurz ein Beispiel mit verschiedenen Typen von Sprachmischungen gezeigt. Die lateinischen Einschübe sind dabei im Original in Antiqua gesetzt (hier kursiv) und die deutschen Passagen in Frakturschrift:

Bsp. (1)
Analysebeispiel aus den Tischreden (Kommentare Luthers zu den Annotationes des Erasmus (WA 5, 5670)

| | |
|---|---|
| 1 Ich wolt gern, das sie unternumen wurden<br>2 *propter Epicureismum et quia multa venena*<br>3 *inserta sunt.* Er hat viel umb leib und leben und<br>4 die seel bracht. Er ist ein ursach der<br>5 sacramentirer. *Quantum promovit grammaticam,*<br>6 *tantum nocuit evangelio.*<br>7<br>8 Er ist ein schentlicher mensch gewest. Zwinglius<br>9 ist durch in vorfurt; Egranum hat er auch bekert,<br>10 der glaubet eben so viel, als er. Er starb auch<br>11 dahin *sine crux et sine lux*.<br>12 Wenn ich jung were, so wolt ich *Graecam*<br>13 *linguam perfecte* studirn, so das ichs kundte, und<br>14 wollte andere *annotationes* drein machen. | Ich wollte gerne, dass sie verhindert würden<br>*wegen des Epicureismus und weil viel Gift*<br>*eingestreut ist*. Er hat viel um Leib und Leben<br>und die Seele gebracht. Er ist ein Grund für die<br>Sacramentierer. *So sehr er die Grammatik*<br>*vorangebracht hat, so sehr hat er dem*<br>*Evangelium geschadet*.<br>Er ist ein schändlicher Mensch gewesen. Zwingli<br>wurde durch in verführt. Egranus hat er auch<br>bekehrt, der glaubt ebenso viel wie er. Er starb<br>auch dahin *ohne Kreuz und ohne Erleuchtung*.<br>Wenn ich jung wäre, würde ich die *griechische*<br>*Sprache perfekt* lernen, so dass ich es könnte und<br>würde andere *Anmerkungen* hineinschreiben |

Das Beispiel zeigt verschiedene Formen von Code-Switching, die in der Terminologie von Muysken (2000) als Insertion (*insertion*) oder Alternation (*alternation*) auftre-

ten. Alternationen betreffen Teilsätze (Z. 2 f.) oder selbstständige Sätze (Z. 5 f.), bei Insertionen handelt es sich meist um einzelne Wörter (*annotationes*, Z. 14) oder auch um feststehende Phrasen (*sine crux et sine lux,* Z. 11), die in die deutsche Matrixsprache eingefügt werden (vgl. Muysken 2000, sowie die Diskussion bei Riehl 2014: 24). Damit unterscheiden sich die Formen von Code-Switching nicht von denen in spontaner gesprochener Sprache. Auch die Gründe, die Stolt (1964: 252–253) anführt, sind den Funktionen, die Code-Switching in gesprochener Sprache erfüllt, ähnlich:

- Notwendigkeit des Zitierens (*an deberem caesarem vocare* allergnedigsten herrn; S. 170)
- Deutlichkeitsstreben, d. h. der Sprecher will das Angeführte von den einleitenden Worten abheben
- Übersetzung und Paraphrasierung eines lateinischen Zitates oder Erläuterung einer komplizierten Feststellung (*id est*-Sätze: *miserebor, cuius misereor, id est,* halten niemandt gelerter den sich selbst, S. 179 f.)
- Ausdruckskraft einer Wendung (Bildhaftigkeit, s. Bsp. (1): *sine crux et sine lux*)
- Affekt: *sed ego nolebam ei respondere et dicebam*: Lecke du mich im a. (S. 248)

Damit führt Stolt einige der Bereiche an, die auch typisch für Code-Switching in der gesprochenen Sprache sind. So ist das Zitieren in einer Sprache der häufigste Fall im spontanen Code-Switching (Riehl 2014: 26). In der Spontansprache dient Code-Switching allerdings nicht zwangsläufig dazu, den Wortlaut oder die Stimmlage im Original wiederzugeben, sondern es handelt sich dabei um einen Kontextualisierungshinweis (vgl. Auer & Eastman 2010). Dies diskutiert Stolt (1964: 201) unter dem Begriff „Deutlichkeitsstreben", indem sie auf „die mangelnde Sprachgebundenheit des Zitats" verweist. Es geht hier tatsächlich im Sinne eines Kontextualisierungshinweises darum, das Angeführte von den einleitenden Worten abzuheben. Auch Übersetzungen und Paraphrasierungen von Äußerungen in der jeweils anderen Sprache kommen im spontansprachlichen Code-Switching häufiger vor, besonders dann, wenn man besonderen Nachdruck auf das Gesagte legen will, aber auch um das Rederecht zu behalten und Kohärenz herzustellen (Gardner-Chloros 2009: 75).

Eine weitere diskursstrategische Funktion ist die sog. expressive Funktion, d. h. der Ausdruck einer persönlichen Einstellung oder Bewertung, was mit der affektiven Bewertung gleichzusetzen ist (Riehl 2014: 27). Stolt (1964: 241), die auch Luthers Briefe auf Sprachmischung durchsucht hat, führt auf, dass dort Affekt der häufigste Grund sei, warum Luther ins Deutsche wechsle. Das zeige sich besonders dann, wenn Luther über oder mit dem Teufel spreche (wie in obigem Beispiel). Hier könnte auch ein themenspezifisches Code-Switching vorliegen, da wie Stolt (1964: 241) zu Recht bemerkt, das Deutsche die Domäne des Schimpfens besser abdeckt.

Während also die Funktionen des Code-Switchings in Luthers Tischreden durchaus denen in der Spontansprache entsprechen, zeigen sich Unterschiede zum

spontansprachlichen Code-Switching, die nicht funktioneller sondern formaler Natur sind. Das kann besonders an den Insertionen verdeutlicht werden (vgl. 3.3).

## 3.3 Besonderheit der Einfügungen (Insertionen) in den Tischreden

Deutliche Unterschiede zu Charakteristika der Sprachmischung in gesprochener Sprache lassen sich bei den Insertionen erkennen: Denn diese behalten in der Regel die lateinischen Flexionsendungen:

Bsp. (2)

a) denn Gott hat ***societatem ecclesiae*** geschafft *et* ***fraternitatem*** gebotten, sicut scriptura dicit (122)
b) in vita haben sie ***die*** rechten ***doctrinam*** nit getriben (118)
c) *Est autem haec quoque techna Sathanae*, das wir *per negotia* **vom *verbo*** kommen (18)

Fehlende Flexion in obliquen Kasus ist selten:

Bsp. (3)

a) Wie kommt man aber zu der ***sapientia***? (statt: *sapientiae* oder *sapientiam*) (39)
b) wenn dich der Teufel mit der ***iustificatio*** anfichtet (statt: *iustificationi* bzw. *iustificatione*) (122)

In Fällen wie 3a) und b) lässt sich eine Problematik erkennen, die den unterschiedlichen Kasusrollen in beiden Sprachen geschuldet ist: Während das Pendant der deutschen Präposition *zu,* nämlich lat. *ad,* den Akkusativ zuweist (in diesem Falle also *sapientiam*) würde *zu* den Dativ zuweisen, nämlich *sapientiae*. Die Verwendung der unflektierten Form könnte daher auch eine Strategie sein, um diesem Dilemma zu entgehen. Ähnliches gilt für Beispiel 3b), wo im Lateinischen Ablativ (*iustificatione*) und im Deutschen Dativ (*iustificationi*) gebraucht würde. Allerdings kommen in anderen Konstellationen, wie etwa Auer & Muhamedova (2005) nachgewiesen haben, auch lateinische Ablativformen in Zusammenhang mit Dativ zuweisenden deutschen Präpositionen vor (*in der qualitate, vom praecaepatore*, S. 41). Auer & Muhamedova (2005) sehen darin eine strukturelle Übernahme des lateinischen Kasus auf das Deutsche. Ich gehe allerdings aus einer konstruktionsgrammatischen Perspektive davon aus, dass Kasusmarkierungen in entsprechenden Konstruktionen erworben werden und keine tiefenstrukturelle Repräsentation haben, die von

einer Sprache auf die andere übertragen werden könnte. Da im Lateinischen Präpositionen nur mit Akkusativ oder Ablativ verwendet werden, würde der Gebrauch des Dativs in einer Präpositionalphrase dem lateinischen Konstruktionsprinzip, das kompetente Sprecher des Lateinischen verinnerlicht haben, widersprechen und kann daher nicht realisiert werden.

Als unflektierte Formen treten v. a. die Wörter *accidentia, prophetia, theologia, disputatio, consolatio* und *tentatio* auf, Wörter, von denen anzunehmen ist, dass sie eine hohe Frequenz haben. Die systematische Anpassung an das Deutsche wird von Stolt (1964: 126) als Stufen der „Andeutschung" beschrieben. Sie führt dabei die folgenden Stufen auf:

- Lateinisch flektierte Form ohne Artikel (*fraternitatem*)
- Lateinisch flektierte Form mit Artikel (*die doctrinam*)
- Lateinische Form mit Artikel unflektiert (*zu der sapientia*)
- Deutsche Form (*conscientz, tentation*)

Für den letzten Fall ist anzumerken, dass die bereits eingedeutschten Wörter ebenfalls in Fraktur geschrieben werden und nicht wie die lateinischen Wörter in Antiqua. Es ist allerdings festzustellen, dass bei Luther die lateinischen Formen gegenüber den eingedeutschten überwiegen, was Stolt (1964: 169) als Zeichen der humanistischen Neigung Luthers deutet, lateinische Formen zu verwenden.[2] Dabei ist vor allem die Frequenz der verschiedenen Formen ungewöhnlich: Es überwiegen die beiden ersten Fälle bei weitem (Stolt 1964: 166 f.), nach einem Artikel steht etwa zu 50 % der Kasus obliquus. Das allerdings widerspricht dem Vorkommen von flektierten Insertionen in realen Sprachkontaktkonstellationen. Denn Insertionen in der gesprochenen Sprache zeichnen sich in der Regel dadurch aus, dass sie ins grammatische System der Matrixsprache eingepasst werden oder dass unflektierte Formen verwendet werden (sog. *bare nouns*, Poplack 2012). Daher können diese Formen auch als Formen der Ad-hoc-Entlehnung gesehen werden (Poplack 2012; Riehl 2014: 22–23), da sie sich wie integrierte Lehnformen verhalten und quasi eine Vorstufe dazu bilden. Vgl. dazu die folgenden Beispiele aus spontansprachlichen Daten:[3]

**2** Interessanterweise gibt es beim Schreiber Veit Dietrich keine Belege etwa für *conscientz* (aus lat. *conscientia*) oder *tentation* (aus lat. *tentatio*), wohl aber beim Schreiber Schlaginhaufen (vgl. Stolt 1964: 59 und 70).

**3** Die Daten stammen aus dem Projekt „Form und Gebrauch des Deutschen in Mittel- und Osteuropa" (s. Eichinger, Plewnia & Riehl 2008; sowie Riehl 2014: 217).

Bsp. (4):

a) *Wir waren verschickt. Und er kam auf* **otpusk** [= ‚Urlaub‘] (russ. *v otpuske*) (Bsp. Russlanddeutsch)
b) *Die Kinder kriegen große – äh* **pensije** [= ‚Rente‘] (russ. *polučit’ pensiyu*) (Bsp. Russlanddeutsch)
c) *Unser* **unoka** *is an dr* **egyetem** *in Pest* [= ‚Unsere Enkelin ist an der Universität in Pest‘] (ungar. *Az unokánk a pesti egyetemen van*] (Bsp. Ungarndeutsch)
d) *Jeden Tag bin ich zur heiligen Messe in die* ***kapliczka*** [= ‚Kapelle‘] *gegangen* [poln. *do kapliczki*] (Bsp. Schlesiendeutsch)
e) *Ich habe Appetit nach* ***gołab*** [=‚Taube‘] *bekommen* [poln. *na gołębia*] (Bsp. Schlesiendeutsch)

Es sind zwar in natürlichsprachigen Corpora auch Fälle wie 4 f) zu finden. Diese sind aber sehr selten. In meinem Russlanddeutschkorpus (s. Riehl 2014) habe ich dazu nur einen einzigen Beleg gefunden:

f) *Dort in Kasachstan hab ich gearbeit als* ***povarom*** [= ‚Koch‘] [Instrumentalis]

Als Gründe für die mangelnde Integration von lateinischen Lexemen in das deutsche System in den Tischreden können die folgenden aufgeführt werden: Wie bereits erwähnt, finden vor der Drucklegung mehrere Überarbeitungen statt, d. h. von den Aufzeichnungen über die Handschrift, die als Vorlage für den Druck gilt, gibt es mehrere Schritte. Hier ist fraglich, wie getreu die Abschrift umgesetzt wird oder ob eine „Glättung“ stattfindet (Stolt 1964: 28). Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, dass die Handschrift eine Reihe von Abkürzungen enthält (Stolt 1964: 35 f.), die sehr unterschiedlich aufgelöst werden können.[4]

Ein weiterer Grund könnte sein, dass der Prozess des Spracherwerbs des Lateinischen, der ja ausschließlich durch die Schriftlichkeit erfolgt, Auswirkung auf die starke Betonung der lateinischen Morphologie haben könnte. Wie sprachhistorische Entwicklungen belegen, hatte die lateinische und griechische Morphologie durchaus den Charakter als Statussymbol, wie es sich dann etwa in der barocken Mode der Anhängung von *-o* bei Pronomina, Partikeln und Adverbien (*dero, Ihro, anhero, itzo*) äußert (von Polenz 2013: 281). Das hohe Prestige des Lateinischen betonen auch Auer & Muhamedova (2005). Das würde bedeuten, dass bewusst darauf geachtet wurde, die Strukturen des Lateinischen auch in den Mischungsprozessen zu erhalten und sie nicht an die Matrixsprache anzupassen. Ein weiterer Aspekt, der ebenfalls mit dem Spracherwerb zusammenhängt, ist der explizite Erwerb der

**4** Die Verwendung von Kürzeln gilt besonders für Konjunktionen. So wird das Zeichen für *sed* ‚aber‘ der lateinischen Kurzschrift durchgängig auch im deutschen Kontext verwendet. Veit Dietrich gibt es fast durchgängig auch mit *sed* wieder, Schlaginhaufen dagegen setzt öfter *aber* (vgl. Stolt 1964: 32).

Sprache, der mit starker Betonung des Paradigmenlernens einhergeht. Durch dieses explizite Lernen sind die flektierten Formen sehr stark im Gedächtnis eingeprägt und sind daher in hohem Maße im Bewusstsein der Schreiber (vgl. Ullman 2016). Während nun das Beispiel der Tischreden einen einzigartigen Beleg für mögliche Sprachmischung unter Gelehrten liefert (mit aller Vorsicht, die der schriftlichen Überlieferung zu zollen ist), stammt ein weiteres Beispiel der lateinisch-deutschen Mehrsprachigkeit aus dem literarischen Umfeld, nämlich die sog. Maccaronische Dichtung.

# 4 Literarische Mehrsprachigkeit: Maccaronische Dichtung

## 4.1 Sprachmischung in literarischen Texten

Sprachmischung in literarischen Texten ist ebenfalls kein neuzeitliches Phänomen, sondern findet sich in historischen Texten seit der Antike (vgl. Franceschini 2012). Ein berühmtes Beispiel aus dem Mittelalter sind etwa die Carmina Burana, Vagantenlieder in Vulgärlatein, die auch mittelhochdeutsche, altfranzösische und provenzalische Anteile enthalten. Mit dem Humanismus entstanden auch sehr viele Mischungen in Gedichten, Liedern oder auch in Theaterstücken (vgl. Dembeck 2017). Diese hatten aber in der Regel Zitatfunktion oder zeigten reimweise Alternierung.

Einen ganz anderen Zugang zur Sprachmischung zeigen dagegen Werke, die im 15. Jahrhundert in Italien entstanden sind und in einer bilingualen Mischsprache verfasst wurden, die man ‚Maccaronisch' nannte: Die Grammatik dieser Sprache war Lateinisch, der Wortschatz stammte dagegen aus dem Standard-Italienischen oder italienischen Dialekten (vgl. Schmeling & Schmitz-Emans 2002:18). Im Gegensatz zu den Beispielen bei Luther (s. 3.2) oder auch den oben genannten frühen literarischen Werken, die das Alternationsprinzip verwendeten, handelt es sich hier um Insertionen.

## 4.2 Die Entstehung der Maccaronischen Dichtung

Die Besonderheit der sog. Maccaronischen Dichtung bestand darin, dass sie ursprünglich aus der pedanteskischen Poesie entstanden ist, in der das Italienische spottweise mit lateinischen Brocken besetzt wurde, um sich über den sprachlichen Habitus einer bestimmten Gesellschaftsschicht lustig zu machen (Dahl 1962: 8).

Maccaronisch entwickelte sich dann zu einer Kunstform, indem die Volkssprache in Regeln der Gelehrtensprache präsentiert wurde. Die Maccaronische Dichtung wurde begründet von Tifi degli Odassi (Typhius Odaxius), der ein Gedicht verfasste, in dem der Protagonist ein Paduaner Maccaroni-Hersteller war. Darüber hinaus hat das Wort *macherone* auch eine weitere Bedeutung nämlich ‚Tölpel, ungehobelter Kerl' (ebd.: 10 f.). Die Maccaronische Dichtung erlangte ihre Blütezeit im 16.–18. Jh. im Zusammenhang mit der Verbreitung des Lateinischen als Lingua Franca der Studenten und Gelehrten. Denn Voraussetzung ihrer Rezeption war die Kenntnis der lateinischen Sprache. Das bedeutendste Werk der maccaronischen Dichtung war Teofilo Folengos (1491–1544) Epos ‚dal BALDUS' (vgl. Dembeck 2017, Demo 2020).

Die Anfänge der Maccaronischen Dichtung in Deutschland sind in einigen Gedichten zu Beginn des 16. Jh.s zu finden (z. B. Thomas Murner), etwa die *Pasquillas auf den protestirenden Krieg* (1546). Sehr bekannt wurde *Floia* (1593) (zunächst ndt.-lat.), dessen unbekannter Verfasser die Martern und Plagen durch die Flöhe beschreibt. Das Gedicht war sehr beliebt und wurde in zahlreichen Ausgaben verlegt. Neben den bekannteren Werken sind an deutschen Universitäten viele Stammbucheintragungen und Gelegenheitsgedichte der Studenten überliefert. Thematisiert wurden hierbei besonders das turbulente Treiben der Studenten in Wirtshäusern und auf der Straße sowie ihre Kämpfe mit Nachtwächtern (s. u. Bsp. 6). Im Folgenden sollen einige Besonderheiten am Beispiel des Beginns des bedeutendsten Werkes, nämlich der *Floia,* kurz beschrieben werden (s. Bsp. 5):

Bsp. (5)

| | |
|---|---|
| Angla floosque canam, qui wachsunt pulvere schwarzo | Widerhaken und Flöhe besinge ich, die durch schwarzen Staub wachsen |
| Ex waasroque simul fliessente et plastide diko, | gleichzeitig aus fliessendem Wasser oder trübem Teich, |
| Multipedes dieros, qui possunt hupfere longe, | vielfüßige Tiere, die weit hüpfen können, |
| Non aliter quam si flüglos natura dedisset. | nicht anders als wenn die Natur ihnen Flügel gegeben hätte. |
| Illis furciferis equidem sunt korpora kleina, | Jene Schurken haben zwar kleine Leiber, |
| Sed mille erregunt mentschis matrasque plagasque: | aber fügen den Menschen tausende von Martern und Plagen zu. |

Wie dieses Beispiel zeigt, werden die meisten Substantive und eine Reihe von Verben und Adjektiven aus dem Deutschen transferiert, allerdings werden alle nach den Regeln des Lateinischen flektiert: Deutsche Substantive erhalten die lateinischen Numerus- und Kasusflexive (*angla, floos* Akk. Pl., *waasro, diko* Abl. Sg., *flüglos* Akk. Pl., *mentschis* Abl. Pl.). Auch Adjektive bzw. Partizipien werden entspre-

chend eingepasst (*schwarzo*, Mask. Sg. Abl., *fliessente*, Neutr. Sg. Abl., *kleina,* Neutr. Pl. Nom.). Verben erhalten ebenfalls die entsprechenden lateinischen Flexionsendungen (*wachsunt*, 3. Ps. Pl. Ind. Präs. Akt.; *erregunt* 3. Ps. Pl. Ind. Präs. Akt.), bleiben aber auch häufig im Infinitiv (*hupfere*). Während sich bei den nominalen Formen keinerlei Einschränkungen bemerken lassen, fällt auf, dass die Integration deutscher Verbstämme v. a. im Präsens oder Präteritum erfolgt und hier meist im Aktiv, Formen des Irrealis dagegen nicht mit deutschen Verbstämmen verbunden werden (s. o. *dedisset*). Auffällig ist weiter, dass sämtliche Funktionswörter (Präpositionen: *ex*, Konjunktionen: *et, -que, sed*) sowie sämtliche Pronomina (*illis, qui*) lateinisch sind. Insgesamt kann man sagen, dass nur Inhaltswörter aus dem Deutschen übertragen werden und alle Funktionswörter und sämtliche grammatischen Morpheme ausschließlich aus dem Lateinischen stammen. Die maccaronische Dichtung unterliegt daher einem sehr strengen Konstruktionsprinzip, bei dem das Lateinische die Grammatik vorgibt und das Deutsche lediglich als Lexifiziersprache anzusehen ist (vgl. auch Demo 2020: 9–10).

Dieses sehr strikte Prinzip der maccaronischen Dichtung wird allerdings in der studentischen Dichtung etwas aufgelöst, wie das folgende Beispiel aus dem anonymen *Certamen studiosorum cum vigilibus nocturnis* (1689) zeigt (Bsp. 6):

Bsp. (6)

| | |
|---|---|
| Bursta Studentorum cum tempore finstere noctis | Als eine Burschenschaft Studenten zur finsteren Nachtzeit |
| Cum Cytharis Gigisque gaßatim lauffen et Harpffis | mit Gitarren, Geigen und Harfen durch die Gassen laufen |
| Inque steinis hawen, thuot feir ausspringen ab ipsis. | und (mit den Degen) in die Steine hauen, springt Feuer aus von ihnen. |
| Non aliter rabidi Vigiles quam reißende Welfi | Wütende Nachtwächter, nicht anders als reißende Wölfe, |
| Accurrunt celeres cum Priglis, Penglis et Heblis, | laufen eilends herbei mit Prügeln, Bengeln und Hebeln |
| Hisque Studiosos antasten ilico verbis: | und mit diesen rühren sie die Studenten sogleich an, unter folgenden Worten: |
| Ite domum, Schelmi! sonuit jam zwelfen ab uris.“ | „Geht nach Hause, Schelme! Es schlug bereits Zwölf von den Uhren.“ |

In diesem Beispiel wird für deutsche Substantive bereits die Großschreibung eingeführt und Adjektive werden bisweilen nicht lateinisch flektiert, sondern behalten die deutsche Flexionsendung (*finstere noctis*, *reißende Wolfi*). Im Gegensatz zu den klassischen Gedichten der Maccaronischen Dichtung fällt hier auf, dass Verben, die aus dem Deutschen transferiert werden, nicht mehr konsequent lateinisch flektiert werden, sondern deutsche Endungen aufweisen (*laufen, hawen*, 3. Ps. Pl., *thout*

*ausspringen* 3. Ps. Sg. + Infinitiv). Im gesamten Gedicht kommen 52 deutsche Verbstämme vor (gegenüber 53 lateinischen), von diesen sind 37 rein deutsch flektiert (meist Formen der 3. Ps. Pl., aber auch 3. Sg., Infinitive und Imperative), 15 deutsche Verbstämme erhalten die lateinische Flexion. Auffällig ist eine Hybridform im Bereich der Perfektbildung: Das Auxiliar ist lateinisch, das Partizip dagegen deutsch: *sunt geloffen*. Weiter finden sich im Verlaufe des Gedichts auch deutsche Adverbien (*alsbalde, leider*) sowie Interjektionen: *Ju Hui.*

Ein weiteres Merkmal in diesem Gedicht ist das Auftreten von Code-Switching in Form von Alternationen, vgl. Bsp. (7)

Bsp. (7)

a) attamen ut primum *es geht ans leidge treffen*
b) stant adeo firmi, *das weder forder noch hinder* ulterius possit vel fuossum tendere rursum
c) *trutziglich* interea cuncti se *stellen in d'ordnung*

Der Verstoß gegen die noch in der *Floia* eingehaltenen strengen Regeln könnte zum einen auf eine geringere Virtuosität im Umgang mit dem Lateinischen von Seiten der studentischen Schreiber schließen lassen, zum anderen könnte daraus auf tatsächliche Praktiken des Code-Switchings unter den Studenten und anderen Akademikern geschlossen werden. Tatsächlich gibt es hier bereits einige Anklänge zum Code-Switching bei Luther, wo ebenfalls an einigen Stellen deutsche Verben in ansonsten lateinischen Sätzen vorkommen (Bsp. *Sic seditiosus* sundigt *contra magistratum* (342), vgl. Stolt 1964: 53).

## 4.3 Relexifizierung im Maccaronischen

Wie die Beispiele zeigen, handelt es sich bei der maccaronischen Dichtung um Prozesse der Relexifizierung (vgl. Muysken 1981), d. h. die morphosyntaktischen Eigenschaften entstammen dem Lateinischen, das Lexikon wird dagegen überwiegend aus dem Deutschen rekrutiert. Allerdings kann man auch hier einige Unterschiede feststellen, die bei nicht-fiktionalen relexifizierten Sprachen etwa unter den sog. bilingualen Mischsprachen nicht zu finden sind. Bilinguale Mischsprachen zeigen Mischungen, die sich entweder qualitativ oder quantitativ von anderen Fällen von sprachkontaktinduziertem Wandel unterscheiden. Ein Hauptmerkmal ist, dass ihre genetische Abstammung nicht auf eine bestimmte Sprachfamilie zurückgeführt werden kann (Matras 2020: 312 f.). Dabei unterscheidet man einmal Mischsprachen, die das Lexikon aus der einen und die grammatischen Strukturen aus der anderen Sprache verwenden, und Mischsprachen, die unterschiedliche Sprachen für die

Nominal- und Verbalsyntax verwenden. Die Entstehung dieser Mischsprachen kann nicht nur unterschiedliche Ursachen haben (Matras 2020: 313; Mazzoli & Sippola 2021), sondern es gibt auch funktionale Unterschiede: Im Extremfall haben sich Mischsprachen zu Sprachen entwickelt, die in bestimmten Gemeinschaften als Alltagssprache verwendet werden (z. B. Media Lengua, vgl. Muysken 1981). Auf dem anderen Pol sind Mischsprachen anzusiedeln, die eine sehr beschränkte und spezialisierte kommunikative Funktion haben (z. B. Geheimsprachen wie Jenisch oder Jekoudesch, vgl. Auer 2014; Matras 2020: 316–331). Da es sich beim Maccaronischen ebenfalls um eine Varietät mit einer beschränkten und spezialisierten kommunikativen Funktion handelt, soll diese hier exemplarisch mit einem Beispiel aus dem Lekoudesch verglichen werden, einer Mischsprache, die von fahrenden Händlern verwendet wird: Diese Varietät basiert auf einem alemannischen Dialekt, in den Wörter aus dem Hebräischen und dem Romani inseriert werden (vgl. Auer 2014; Matras 2020: 317–319):

Bsp. (8)

> *Der* schäff-*t de ganze* Jomm *im* Uschpiss, *un duat immer* harme schasskenn-*a*
> Der sitzt den ganzen Tag im Gasthaus und tut immer viel trinken (Matras 2020: 318)

Wie das Beispiel zeigt, werden in dieser Varietät die hebräischen Wörter *šev* (‚sitzen'), *yōm* (‚Tag'), *ušpīz* (‚Gasthaus') sowie *harbe* (‚viel') und *šaΘa* (‚trinken') in den deutschen Dialekt integriert. In diesem Punkt ähnelt der Prozess sehr dem des Maccaronischen. Der Unterschied besteht aber darin, dass die Integration der Lexeme aus den Lexifiziersprachen nicht nur durch die Anfügung der Flexionsendungen (im Falle der Verben), sondern auch auf der phonetisch-phonologischen Ebene stattfindet. Der hebräische Ursprung der Wörter ist hier kaum mehr zu erkennen. In der maccaronischen Dichtung bleibt jedoch die Lautstruktur des Deutschen völlig erhalten: So werden etwa auch Umlaute beibehalten (*flüglos*) oder typisch deutsche Schreibkonventionen (*ie* in *fliessente*, *tsch* in *mentschis, k* in *kleina* in Bsp. 5). In späteren Werken wird sogar die Großschreibung der Substantive erhalten (s. Bsp. 6). D. h. die Schreiber versuchen hier, die Sprachen durch das äußere Bild maximal distinkt zu halten. Weiter findet sich in gesprochenen Mischsprachen auch ein *cross-linguistic influence* und die Transferprozesse beschränken sich in der Regel nicht nur auf Inhaltswörter (vgl. Muysken 1981; Auer 2014). Im klassischen Maccaronischen dagegen sind, wie oben beschrieben, sämtliche Funktionswörter und die Morphologie lateinisch. Erst im Umfeld der studentischen Gelegenheitsgedichte, zeigen sich Abweichungen von diesem Prinzip, die auch Alternationen oder unflektierte Formen wie bei Sprachmischungen in der Spontansprache zeigen (s. Bsp. 6).

Ein weiterer Aspekt der Schriftlichkeit kommt ebenfalls ins Spiel: es handelt sich hierbei um einen literarischen Schreibprozess, der ein hohes Maß an Planung und Stilisierung erfordert. Wie Dembeck (2017: 137) zu Recht bemerkt, sind diese Formen von Sprachmischung „zweifelsfrei stark von sprachspielerischen Momenten getragen" und unterscheiden sich damit auch funktional von real gesprochenen Mischsprachen.

# 5 Sprachmischung in historischen Texten – eine Herausforderung an die Theoriebildung?

Wie die beiden Beispiele aus der deutsch-lateinischen Zweisprachigkeit gezeigt haben, stellt sich Sprachmischung in historischen Texten sehr unterschiedlich dar: Während die Tischreden von Martin Luther durchaus Mündlichkeit stilisieren, indem sie funktionales Code-Switching integrieren, das in Form von Alternationen ähnliche Zwecke wie in der gesprochenen Sprache erfüllt, handelt es sich bei der literarischen Mischsprache des Maccaronischen um eine in hohem Maße konstruierte Sprache, die einen stark sprachspielerisch-satirischen Charakter aufweist und sich damit auch funktional von gesprochenen Mischsprachen unterscheidet.

Doch auch im Falle der Sprachmischung in den Tischreden sind einige Abweichungen von Sprachmischung in gesprochener Sprache festzustellen, die zum einen dem Verschriftlichungs- und Überarbeitungsprozess geschuldet sind und zum anderen auf das Prestige und die Erwerbssituation des Lateinischen zurückzuführen sind. Wie in 3.1. erwähnt, sind die Aufzeichnungen der Tischreden nicht nur auf unterschiedliche Schreiber zurückzuführen, sondern sie wurden zunächst von diesen selbst und dann von den jeweiligen Druckern noch einmal überarbeitet. Bei diesem Überarbeitungsprozess zeigt sich, dass dabei eine stärkere Orientierung am Lateinischen angestrebt wurde bzw. auch die Abkürzungen nach normkonformen Mustern der lateinischen Sprache aufgelöst wurden und teilweise auf Lateinisch inseriert wurden (Bsp. *sed* ‚aber', s. Fußnote 3). D. h. falls Luther tatsächlich lateinische Lexeme in Form von Ad-hoc-Entlehnungen in das Deutsche integriert haben sollte, konnte dies im Laufe des Bearbeitungsprozesses rückgängig gemacht werden: Damit dokumentieren die erhaltenen Nachschriften, wie bereits erwähnt, nicht die aktuell gesprochene Sprache, sondern unterliegen immer einem Stilisierungsprozess. Auffällig ist allerdings, dass es durchaus lateinische Wörter gibt, die unflektiert in das Deutsche übernommen wurden (Bsp. *sapientia*), diese wurden aber nur selten lautlich und graphematisch dem deutschen Modell angepasst, obwohl diese Eindeutschung in der Gelehrtensprache der Zeit durchaus üblich war (Beispiel *Disputatz,* von Polenz 2000: 227). Falls die Wörter bereits eingedeutscht

waren, wurden sie auch in Fraktur geschrieben wie der deutsche Text und nicht in Antiqua wie der lateinische Text. Interessant ist, dass das Stilmittel der typographischen Gestaltung tatsächlich vom Drucker eingeführt wurde, wodurch die Sprachen auch optisch stark voneinander getrennt wurden. Die typographische Einbettung unterscheidet sich damit auch von modernen Formen der graphischen Gestaltung, die dieses Stilmittel bewusst einsetzen, um bestimmte Effekte zu erzielen (vgl. Hinnenkamp 2008).

Ein weiterer Aspekt, der für die Übernahme der lateinischen Flexionsformen sprechen könnte, ist der besondere Umstand des Erwerbs der lateinischen Sprache, der im Gegensatz zu natürlicher Sprache zuerst über die Schriftlichkeit erfolgt. In diesem Zusammenhang kann die starke Betonung der lateinischen Morphologie erklärt werden, die paradigmatisch eingepaukt wurde. Darüber hinaus zählt die lateinische Morphologie als Prestigeobjekt, wie es sich dann etwa in der barocken Mode der Anhängung von *-o* bei Pronomina, Partikeln und Adverbien äußert (vgl. von Polenz 2013: 281).

Was die Alternierungen angeht, so kommen zwar die verschiedenen Funktionen auch im gesprochenen Code-Switching vor, aber es fehlen wesentliche Aspekte des dialogischen Code-Switchings wie Markierung von Rederechtbehauptung oder Akkommodation. Nicht-funktionales Code-Switching ist ebenfalls nicht auszumachen. Wie Weston & Gardner-Chloros (2015: 201) zu Recht aufführen: „[I]ts studied construction, along with the absence of hedges or fillers, clearly marks it as literary production that would be difficult to mistake for transcribed spontaneous speech." Allerdings merken Weston & Gardner-Chloros (2015: 209) ebenfalls an, dass auch Abweichungen von Äußerungsformen der „natürlichen" Sprache einen Hinweis liefern können darauf, wie unterschiedliche Varietäten oder Sprachen von den Sprechern wahrgenommen werden. Schreiber können damit auch interessante Einblicke in das Funktionieren von Sprachmischungsprozessen geben. So gibt etwa der Gebrauch des Ablativs statt des Dativs nach deutschen Präpositionen, die den Dativ fordern, in Luthers Tischreden einen Hinweis darauf, dass nicht-existente Konstruktionen (wie Präposition und Dativ) in der inserierten Sprache beim Codewechsel vermieden werden.

Während es sich nun bei den Tischreden um die Nachahmung realer Sprachsituationen handelt, die allerdings stilisiert werden, ist die Sprachmischung in der maccaronischen Dichtung von vorneherein als konstruiertes Produkt angelegt. Das klassische Maccaronisch, wie es etwa in der *Floia* und anderen Lehrgedichten erscheint, zeichnet sich durch die absolute und konsequente Trennung von Grammatik und Lexikon aus. Es konnte gezeigt werden, dass hier keine Sprachmischung im Sinne von *cross-linguistic influence* stattfindet, sondern eine feinsäuberliche Sprachtrennung stattfindet, indem nur die Stämme von Nomina, Adjektiven und Verben des Deutschen in das lateinische System integriert werden. Demnach stellen

diese Beispiele auch ein Zeugnis für die lateinisch-deutsche Zweisprachigkeit im Humanismus dar, da die Texte ohne profunde Kenntnisse der lateinischen Grammatik nicht verständlich sind. Erst in den jüngeren, studentischen Produktionen wird diese konsequente Trennung etwas aufgeweicht und die Sprache entwickelt sich damit in Richtung des Typus, der für die Mischsprachen mit Grammatik-Lexikon-Splitting dokumentiert ist. Interessant ist allerdings, dass im Maccaronischen keinerlei lautliche bzw. graphemische Anpassung an die Matrixsprache stattfindet. Die Funktion dieser Sprachmischung ist eine rein komisch-satirische und erzeugt gerade durch ihre Übertreibung einen bestimmten stilistischen Effekt. Sie demonstrieren eine „gewisse Freiheit im Umgang mit der Gelehrtensprache, die deren Integrität, wenn sie sie auch nicht unmittelbar angreifen, so doch zerbrechlich werden lässt“ (Dembeck 2017: 132). Damit unterscheidet sich das Maccaronische nicht nur strukturell sondern auch funktional von gesprochenen bilingualen Mischsprachen. Derartige literarische Produkte sind allerdings nicht auf die lateinisch-deutsche Zweisprachigkeit beschränkt, sondern finden sich auch in modernen Spielarten des Futurismus und Dadaismus sowie in bilingualen Kunstsprachen der modernen Lyrik wieder (Schmitz-Emans, 2004).[5]

Die hier vorgestellten Zeugnisse historischer Sprachmischungsprozesse stellen somit auch eine Herausforderung an die Theoriebildung dar: Zum einen werden diese Prozesse zwangsläufig durch das Medium der Schriftlichkeit transportiert. Durch die Übertragung spontaner Sprache in das Medium der Schriftlichkeit gehen einerseits einige Elemente spontaner Sprachmischungsprozesse verloren; sie werden aber andererseits durch andere Elemente ersetzt, wie etwa die Realisierung unterschiedlicher Schrifttypen. Obwohl einige Gemeinsamkeiten auch mit Sprachmischung in der computervermittelten Schriftlichkeit zu finden sind, fehlt hier ein ganz wesentlicher Aspekt, nämlich die dialogische Situation (etwa wie in der Whats-App-Kommunikation). Weiter finden sich auch Hinweise auf eine bewusste Orientierung auf grammatische Korrektheit hin, die von einem hohen Maß an Reflexion zeugen.

Letzteres ist zum Teil auf die Sondersituation der deutsch-lateinischen historischen Mehrsprachigkeit zurückzuführen: Die Beispiele mehrsprachiger Sprachproduktionen sind die Sprachproduktionen einer Bildungselite und bilden insofern eine Ausnahme, als dass das Lateinische von keinem der Sprecher als L1 erworben werden konnte und nur in einem institutionellen Kontext erlernt werden konnte. Daher ist aus einer psycholinguistischen Perspektive von einer unterschiedlichen

**5** Auch in realen schriftlichen Texten der computervermittelten Kommunikation kann man bestimmte stilisierende Wirkungen des Code-Switchings beobachten. Stärker als in spontaner gesprochener Sprache steht hier auch das Sprachspiel im Vordergrund (vgl. Androutsopoulos 2013; Jaworska 2014; Barberio & Ingrosso 2019).

Sprachspeicherung auszugehen (s. Ullman 2016). Auch aus soziolinguistischer Sicht besteht ein Unterschied: Das Lateinische hatte nicht nur als Bildungssprache, sondern auch als heilige Sprache ein ungleich höheres Prestige. Das gilt besonders für das geschriebene Wort.

## Literatur


Androutsopoulos, Jannis & Volker Hinnenkamp (2001): Code-Switching in der bilingualen Chat-Kommunikation. Ein explorativer Blick auf Chellas und Cturks. In Michael Beisswenger (Hrsg.), *Chat-Kommunikation. Sprache, Interaktion, Sozialität & Identität in synchroner computervermittelter Kommunikation*, 367–401. Stuttgart: Ibidem.

Androutsopoulos, Jannis (2007): Ethnolekte in der Mediengesellschaft. Stilisierung und Sprachideologie in Performance, Fiktion und Metasprachdiskurs. In Christian Fandrych & Reinier Salverda (Hrsg.), *Standard, Variation und Sprachwandel in germanischen Sprachen,* 113–155. Tübingen: Narr.

Androutsopoulos, Jannis (2013): Code-switching in computer-mediated communication. In Susan C. Herring, Dieter Stein & Tuija Virtanen (Hrsg.), *Pragmatics of Computer-Mediated Communication,* 667–694 Berlin, New York: De Gruyter.

Auer, Peter (ed.) (1998): *Code-switching in Conversation: Language, Interaction and Identity*. London, New York: Routledge.

Auer, Peter (1999): From Codeswitching via Language Mixing to Fused Lects: Towards a Dynamic Typology of Bilingual Speech. *International Journal of Bilingualism* 3 (4) 309–332.

Auer, Peter & Raihan Muhamedova (2005): ‚Embedded language' and ‚matrix language' in insertional language mixing: Some problematic cases. *Rivista di linguistica* 17 (1), 35–54.

Auer, Peter & Carol M. Eastman (2010): Code-switching. In Jürgen Jaspers, Jan-Ola Östman & Jef Verschueren (Hrsg.), *Society and Language Use*, 84–112. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins.

Auer, Peter (2014): Language mixing and language fusion: when bilingual talk becomes monolingual. In Juliane Besters-Dilger, Cynthia Dermarkar, Stefan Pfänder & Achim Rabus (Hrsg.), *Congruence in Contact-Induced Language Change. Language Families, Typological Resemblance, and Perceived Similarity,* 294–336. Berlin, Boston: De Gruyter.

Barberio, Teresa & Sara Ingrosso (2019): „Ora ho una super geiles neues Fahrrad": Sprachkontaktphänomene am Beispiel italienisch-deutscher Chats. *JournaLipp* 6, 57–69.

*Certamen studiosorum cum vigilibus nocturnis* (1689). Anonym o.O. [National Library of the Netherlands, digitalisiert].

Dahl, Jürgen (1962): *Maccaronisches Poetikum*. Ebenhausen: Langewiesche-Brandt.

Dembeck, Till (2017): Sprachwechsel/Sprachmischung. In Till Dembeck & Rolf Parr (Hrsg.), *Literatur und Mehrsprachigkeit. Ein Handbuch*, 125–166. Tübingen: Narr.

Demo, Šime (2020): Artificial fusion: The curious case of Macaronic Latin. *International Journal of Multilingualism* (online first), 1–15.

Dürscheid, Christa (2016): Nähe, Distanz und neue Medien. In Helmuth Feilke & Mathilde Hennig (Hrsg.), *Zur Karriere von „Nähe und Distanz". Rezeption und Diskussion des Koch-Oesterreicher-Modells*, 357–386. Berlin: De Gruyter.

Eichinger, Ludwig M., Albrecht Plewnia & Claudia M. Riehl (Hrsg.) (2008): *Handbuch der deutschen Sprachminderheiten in Mittel- und Osteuropa*. Tübingen: Narr.

Franceschini, R. (1995): Immacolata Amodeo: «Unter einem Fremden Himmel machen wir Sprachspiele … ». In: Caroline Lüderssen & Salvatore A. Sanna (Hrsg.), *Letteratura de-centrata. Italienische Autorinnen und Autoren in Deutschland*, 72–82. Frankfurt a.M.: Diesterweg.

Franceschini, Rita (2012): History of Multilingualism. In Carol A. Chapelle (Hrsg.), *The Encyclopedia of Applied Linguistics*, 1–9. New Jersey: Wiley-Blackwell.

Franko, Katharina (2016): *Code-Switching in der computervermittelten Kommunikation. Eine Analyse deutsch-italienischer Facebook Beiträge*. München: Universitätsbibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität.

Gardner-Chloros, Penelope (2009): *Code-Switching*. Cambridge u. a.: Cambridge University Press.

Gardner-Chloros, Penelope & Daniel Weston (2015): Code-switching and multilingualism in literature. *Language and Literature* 24(3), 182–193.

Glaser, Elvira, Prinz, Michael and Ptashnyk, Stefaniya (2021) (Hrsg.): *Historisches Codeswitching mit Deutsch: Multilinguale Praktiken in der Sprachgeschichte*. Berlin, Boston: De Gruyter.

Gumperz, John J. (1982): *Discourse Strategies*. Cambridge: Cambridge University Press.

Hinnenkamp, Volker (2008): Deutsch, doyc or doitsch? Chatters as languagers – the case of a German-Turkish chat room. *International Journal of Multilingualism* 5, 253–275.

Jaworska, Sylvia (2014): Playful language alternation in an online discussion forum: the example of digital code plays. *Journal of Pragmatics* 71, 56–68.

Matras, Yaron (2020): *Language Contact*. 2nd edition. Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Mazzoli, Maria and Sippola, Eeva (2021). Mixed languages: From core to fringe. In Maria Mazzoli & Eeva Sippola (Hrsg.). *New Perspectives on Mixed Languages: From Core to Fringe*, 1–26. Berlin, Boston: De Gruyter.

Muysken, Pieter (1981): Halfway between Quechua and Spanish: The case for relexification. In Arnold Highfield, & Albert Valdman (Hrsg.), *Historicity and variation in creole studies*, 52–78. Ann Arbor: Karoma.

Muysken, Pieter (2000): *Bilingual Speech. A Typology of Code-mixing*. Cambridge u. a.: Cambridge University Press.

Myers-Scotton, Carol (2002): *Contact Linguistics. Bilingual Encounters and Grammatical Outcomes*. Oxford u. a.: Oxford University Press.

Myers-Scotton, Carol (2006): *Multiple Voices. An Introduction to Bilingualism*. Malden, Mass.: Blackwell.

Riehl, Claudia M. (2014): *Sprachkontaktforschung. Eine Einführung*. 3. überarb. Aufl. Tübingen: Narr.

Polenz, Peter von (2013): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart.* Bd. 2: 17. und 18. Jahrhundert. Berlin: De Gruyter.

Polenz, Peter von (2000): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart.* Bd. 1. Berlin: De Gruyter.

Poplack, Shana (2012): What does the Nonce Borrowing Hypothesis hypothesize? *Bilingualism: Language and Cognition* 15 (3), 644–648.

Schmeling, Manfred & Monika Schmitz-Emans (2002): Einleitung. In Manfred Schmeling & Monika Schmitz-Emans (Hrsg.), *Multilinguale Literatur im 20. Jahrhundert*, 7–35. Würzburg: Königshausen & Neumann.

Schmitz-Emans, Monika (2004): Literatur und Vielsprachigkeit: Aspekte, Themen, Voraussetzungen. In Monika Schmitz-Emans (Hrsg.), *Literatur und Vielsprachigkeit*, 11–26. Heidelberg: Synchron Publishers.

Schmitz-Emans, Monika (2017): Mehrschriftlichkeit. In Till Dembeck & Rolf Parr (Hrsg.), *Literatur und Mehrsprachigkeit. Ein Handbuch,* 221–232. Tübingen: Narr.

Sebba, Mark (2012): Researching and theorising mixed-language texts. In Carla Jonsson, Shahrzad Mahootian & Mark Sebba (Hrsg.), *Language Mixing and Code-Switching in Writing. Approaches to Mixed-Language Written Discourse*, 1–26. London u. a.: Routledge.

Stolt, Birgit (1964): *Die Sprachmischung in Luthers Tischreden. Studien zum Problem der Zweisprachigkeit*. Stockholm: Almqvist & Wiksell.

Ullman, Michael T. (2016): The Declarative/Procedural Model: A Neurobiological Model of Language Learning, Knowledge and Use. In Gregory Hickok & Steven L. Small (Hrsg.), *Neurobiology of Language*, 953–968. San Diego: Elsevier.

Weithase, Irmgard (1961): *Zur Geschichte der gesprochenen deutschen Sprache. Band 1 und 2*. Tübingen: Niemeyer.

Weston, Daniel & Penelope Gardner-Chloros (2015): Mind the gap: What code-switching in literature can teach us about code-switching. *Language and Literature* 24(3), 194–212.

Péter Maitz

# Kontaktsprachengenese: Über die sprachökologischen Folgen kolonialer Gesellschaftsordnung

*Peter Mühlhäusler zum 75. Geburtstag*

**Zusammenfassung:** Gegenstand des Beitrags ist die Sprachevolution in kolonialen Kontexten. Es werden die soziolinguistischen Kontextfaktoren identifiziert und beleuchtet, die einerseits zu den Wesensmerkmalen von kolonialen Gesellschaftsordnungen gehören, und andererseits anscheinend diese zugleich auch zu besonders geeigneten Schauplätzen für die Entstehung von kolonialen Kontaktsprachen (Pidgins, Kreols und bilingualen Mischsprachen) machen. Aufgrund der ausgewerteten Daten und Quellen werden zwei kolonialtypische *conditiones sine quibus non* ausgemacht, die in kausalem Zusammenhang mit der Genese von kolonialen Kontaktsprachen stehen dürften: erstens der intensive, regelmäßige und über längere Zeit hinweg bestehende Sprachgemeinschaftskontakt, und zweitens die von strikter Rassen- bzw. Klassentrennung, Ausgrenzung, Unterdrückung und Diskriminierung geprägten sozialen Missstände. Im Sinne der Argumentation kann die Entstehung von Pidgins, Kreols und bilingualen Mischsprachen als das Resultat der Reaktion ihrer Kreatorinnen und Kreatoren auf die durch diese beiden fundamentalen Merkmale gekennzeichneten Situationen betrachtet werden. Koloniale Kontaktsprachengenese stellt in diesem Sinne in recht scharfem Gegensatz zum „Normalfall" des Sprachwandels kein Phänomen der dritten Art im Sinne von Keller (1990) dar, sondern ist – in unterschiedlichem Ausmaß und auf unterschiedliche Art und Weise – das Resultat von bewusstem, intendiertem Sprachwandel – oder eben Nicht-Wandel.

**Schlagwörter:** Sprachevolution, Sprachkontakt, Sprachwandel, Intendierter Sprachwandel, Sprachökologie, Koloniallinguistik, Kontaktsprachen, Pidginsprachen, Kreolsprachen, Bilinguale Mischsprachen, Unserdeutsch, Petjo, Javindo

**Anmerkung:** Sowohl der vom Verfasser 2018 beim Bozener Workshop gehaltene Vortrag als auch der vorliegende Beitrag gehen zum Großteil auf Forschungen zurück, die im Rahmen des Projekts *„Unserdeutsch (Rabaul Creole German): Dokumentation einer stark gefährdeten Kreolsprache in Papua-Neuguinea"* (MA 6769/1-1) durchgeführt und in dankenswerter Weise von der DFG finanziert wurden. Für wertvolle Hinweise und Kommentare zu einer früheren Fassung des Textes danke ich Anna Molnár (Debrecen).

**Péter Maitz**: Universität Augsburg/Universität Bern, E-Mail: petermaitz@icloud.com

https://doi.org/10.1515/9783111338668-005

Open Access. © 2023 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. CC BY
Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.

# 1 Einleitung

*Eroberung* und dabei besonders auch *Kolonisierung* werden in der einschlägigen Fachliteratur (vgl. etwa Nettle & Romaine 2000, Thomason 2015) mit unter den wichtigsten sozialen Kontextbedingungen für Sprachgefährdung und Sprachtod gehandelt. In der Tat: Unter den bedrohten wie auch den bereits ausgestorbenen Sprachen der Welt ist die Zahl von Sprachen kolonisierter bzw. postkolonialer Sprachgemeinschaften Legion (vgl. Eberhard et al. 2022, Moseley 2007). Ein Blick allein auf die sprachökologischen Verhältnisse auf dem australischen Kontinent genügt, um die verheerenden Folgen des Kolonialismus für sprachliche Diversität vor Augen zu führen. Um 1788, zu Beginn der britischen Kolonialherrschaft, wurden in Australien noch um die 250 indigene Sprachen gesprochen. 2016 waren laut O'Shennessy und Meakins (2016: 7) – im Einklang mit Nettle & Romaine (2000: 123) – nur mehr 18 von diesen „stark" in dem Sinne zumindest, dass die intergenerationelle Sprachübertragung noch nicht vollständig abgebrochen war. Die verbleibenden etwa 230 Sprachen sind aber mehrheitlich inzwischen tot, und auch die weiteren, noch lebenden, vom Tod gezeichnet (Moseley 2007). Koloniale Gesellschaftsordnung kann somit zu Recht als *glottophag* (Calvet 1974) bezeichnet werden, indem sie die Sprachen der Kolonisierten nicht nur bedroht, sondern, wie die Erfahrung zeigt, in vielen Fällen tatsächlich auch „verschlingt".

Der Kolonialismus hat allerdings im Hinblick auf seine sprachökologischen Folgen einen widersprüchlichen, janusköpfigen Charakter. Dem erwähnten zerstörerischen, glottophagen Gesicht steht nämlich ein ausgesprochen schöpferisches gegenüber, das umgekehrt durch die Entstehung einer Reihe von neuen Sprachen geprägt ist. Dieses soll auch im Mittelpunkt des vorliegenden Beitrags stehen. Gegenstand der nachfolgenden Überlegungen ist somit die Sprachevolution in kolonialen Kontexten. Es sollen die grundlegenden *soziolinguistischen Kontextvoraussetzungen der Entstehung von kolonialen Kontaktsprachen* identifiziert und beleuchtet werden, deren Zusammenspiel dem Kolonialismus letztlich sein schöpferisches linguistisches Gesicht verleiht.

Die bei der Argumentation berücksichtigten Daten bzw. Beispiele werden nicht auf einzelne, bestimmte Regionen, Kolonien, Sprachgemeinschaften oder Sprachen beschränkt sein. Gleiches gilt, sofern nicht anders vermerkt, auch für den beanspruchten Geltungsbereich von soziolinguistischen Verallgemeinerungen. Nichtsdestotrotz soll im Beitrag denjenigen nicht-kanonischen, *kontinentalwestgermanisch-basierten Kontaktsprachen* besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden, die in den ehemaligen deutschen und niederländischen Kolonien *im asiatisch-pazifischen Raum* entstanden und bislang wenig erforscht worden sind. Gemeint sind zum einen die einst auf der indonesischen Insel Java entstandenen und gesprochenen *Petjo* (Van Rheeden 1994, Giesbers 1995) und *Javindo* (de Gruiter 1994), und

zum anderen – und ganz besonders – die deutsch-basierten Kontaktsprachen aus dem einstigen Deutsch-Neuguinea im Südwest-Pazifik (Mühlhäusler 1977, 1984, 2012). Unter letzteren in erster Linie *Unserdeutsch* (vgl. Maitz & Volker 2017a, Maitz & Lindenfelser 2018a und 2018b, Volker 1991), ein deutsch-basiertes Kreol, das zu Beginn des 20. Jahrhunderts aus dem Kontakt zwischen Deutsch und Tok Pisin sowie einer Reihe weiterer, zum Großteil nicht näher bekannter indigener und Immigrantensprachen des Bismarck-Archipels hervorgegangen ist. Die besondere Berücksichtigung dieser Sprachen ist nicht nur dadurch gerechtfertigt, dass sie in der internationalen evolutions- und kontaktlinguistischen Grundlagenforschung bislang bestenfalls am Rande beachtet wurden. Vielmehr auch insofern, als das empirische Augenmerk der kontaktologischen und insbesondere der kreolistischen Theoriebildung nach wie vor allzu sehr und bisweilen einseitig auf prototypisch-kanonische Fälle und auch unter diesen insbesondere auf die atlantischen Kontaktsprachen gerichtet ist (vgl. McWhorter 2005: 249, Michaelis 2020).

Der Beitrag gliedert sich wie folgt. In Abschnitt 2 wird zunächst die Genese von kolonialen Kontaktsprachen im Kontext von kontaktinduziertem sprachökologischem Wandel verankert. Im darauffolgenden Abschnitt 3 werden die im Fokus stehenden kolonialen Kontaktsprachen innerhalb der gegenwärtig als kanonisch zu bezeichnenden Kontaktsprachentypologie verortet. Der zentrale Abschnitt 4 ist anschließend den kolonialtypischen – wenn auch keineswegs kolonialspezifischen – sozialen und linguistischen Kontextfaktoren der Kontaktsprachengenese gewidmet. Es sollen hier diejenigen Rahmenbedingungen identifiziert und erläutert werden, die einerseits zu den Wesensmerkmalen von kolonialen Gesellschaftsordnungen gehören, und diese andererseits anscheinend zugleich auch zu besonders geeigneten Schauplätzen für die Entstehung von Kontaktsprachen machen. In Abschnitt 5 sollen schließlich die zentralen Erkenntnisse zusammengefasst und aus diesen einige weitere Schlussfolgerungen abgeleitet werden.

## 2 Kolonialer Sprachkontakt und seine sprachökologischen Folgen

Im Hinblick auf seine sprachökologischen Folgen und in Abhängigkeit von den jeweiligen sozialen Kontextbedingungen kann Sprachkontakt in kolonialen Zusammenhängen – wie auch darüber hinaus – grundsätzlich drei unterschiedliche Folgeeffekte haben (vgl. auch O'Shenessy 2011).

Beim ersten, dem *Spracherhalt*, hält die kolonisierte Sprachgemeinschaft an ihrer eigenen Sprache fest, die sie vor der Entstehung des Kontakts zu den Kolonisierenden traditionell gebraucht hatte, selbst wenn der Sprachkontakt die Struktur

ihrer Sprache und/oder ihr Sprachrepertoire nicht unberührt lässt. Dieses Szenario tritt in der Regel bei weniger intensivem Kontakt bzw. bei geringerem kulturellem Druck im Sinne von Thomason und Kaufman (1988: 65–129) ein. Es ist daher vor allem für *Ausbeutungs- und Handelskolonien* (vgl. Mufwene 2001) typisch, die durch die eher geringe zahlenmäßige Präsenz der Gruppe der Kolonisierenden gekennzeichnet sind. Selbst wenn die kolonisierten Gruppen erfolgreich zu Erwerb und gruppenexternem Gebrauch der Sprache der Kolonialmacht gezwungen werden können, bleibt diese erzwungene Mehrsprachigkeit über längere Zeit hinweg relativ stabil. Die eigenen Sprachen der kolonisierten Kontaktgruppen geraten nicht in Existenzgefahr, das sprachökologische Gesamtsystem der Kolonie bleibt folglich stabil. Dieses Szenario lässt sich etwa im Fall der einstigen pazifischen Kolonie Deutsch-Neuguinea auf dem Gebiet des heutigen Papua-Neuguineas beobachten. Hiery (2001: 18) zufolge erreichte hier die Zahl der niedergelassenen deutschen Siedler während der gesamten deutschen Kolonialzeit zwischen 1884 und dem Ersten Weltkrieg nicht einmal 4000. Zu intensivem Kontakt zwischen den Deutschen und den kolonisierten Sprachgemeinschaften sowie zu effektivem Sprachzwang konnte es daher bestenfalls nur punktuell, vor allem im Umfeld der kolonialen Verwaltungs- und Missionszentren, kommen. Demzufolge konnten tatsächlich so gut wie alle der über 800 indigenen Sprachen der Region die Zeit der deutschen – und selbst der anschließenden australischen – kolonialen Unterdrückung unversehrt, d. h. mit traditionell zwar zumeist geringen aber dennoch stabilen Sprecherzahlen[1] überleben.

Zweitens kann kolonialer Sprachkontakt auch *Sprachwechsel* zur Folge haben, der aus sprachökologischer Sicht zugleich als der wohl schädlichste Kontakteffekt angesehen werden kann. Gemeint ist hierbei das Szenario, in dem eine kolonisierte Sprachgemeinschaft ihre traditionell und habituell gesprochene, indigene Sprache zugunsten einer anderen aufgibt, die sie im Zuge des Kontakts mit den Kolonisierenden übernommen oder neu etabliert und indigenisiert hat. Dieser Kontakteffekt tritt typischerweise – aber keineswegs ausschließlich – in *Siedlungskolonien* ein, wo die kolonisierten Sprachgemeinschaften infolge der relativ starken zahlenmäßigen Präsenz der Kolonisierenden intensivem, dauerhaftem Kontakt, somit regulärer Intergruppenkommunikation und folglich auch starkem, fortwährendem Sprachzwang ausgesetzt sind (zu weiteren relevanten Kontextfaktoren und möglichen Ursachen vgl. Nettle & Romaine 2000: 90–97). Der Sprachwechsel vollzieht sich immer und zwangsläufig über ein Zwischenstadium von instabiler Mehrsprachigkeit und Sprachgefährdung. Diese temporäre und instabile, durch das fortlaufende

1 Selbst bei Personenbezeichnungen, bei denen ich aus platzökonomischen oder anderen Gründen das generische Maskulinum verwende, meine ich stets Personen *jeglichen* Geschlechts.

Sinken von Sprecherzahl und Sprachgebrauchsfrequenz geprägte, Zwischenphase kann je nach sozialen Kontextbedingungen unterschiedlich lang, von 1–2 Generationen bis hin zu einigen Jahrhunderten, dauern, bevor der Sprachwechselprozess seinen Endpunkt erreicht: Die intergenerationelle Sprachübertragung bricht vollständig und endgültig ab, so dass mit dem Tod der letzten Sprechergeneration zugleich auch die von der kolonisierten Sprachgemeinschaft vor der Entstehung des Kontakts gesprochene Sprache erlischt. Der Sprachwechsel geht somit, wie ersichtlich, in immanenter Weise mit Sprachgefährdung und Sprachtod einher. Damit hat dieses Sprachgebrauchswandelszenario in aller Regel tiefgreifende Folgen auch für das sprachökologische Gesamtsystem bzw. die sprachliche Diversität der jeweiligen Kolonie, und ist letzten Endes – zusammen mit den verursachenden, kolonialtypischen Kontextfaktoren – auch für die eingangs erwähnte Glottophagie des Kolonialismus verantwortlich. Für ein demonstratives Fallbeispiel könnte in diesem Zusammenhang u. a. auf die in Abschnitt 1 erwähnten indigenen Volksgruppen Australiens verwiesen werden, deren Sprachen dem Sprachwechsel im Zuge des Kontakts mit den europäischen Kolonisierenden ihres Landes zum Opfer gefallen sind. Weitere, vergleichbare Fälle könnten aber in recht hoher Zahl ebenso aus den ehemaligen (Siedlungs-)Kolonien insbesondere in Amerika oder Ozeanien genannt werden (vgl. Moseley 2007, Nettle & Romaine 2000).

Last but not least: Unter den sprachökologisch relevanten Sprachkontakteffekten scheint für koloniale Kontexte die *Entstehung von neuen Sprachen bzw. Sprachvarietäten* besonders typisch zu sein. Solche können sich sowohl unter den Kolonisierenden als auch – und ganz besonders – unter den kolonisierten Sprachgemeinschaften herausbilden. Ihre Entstehung kann unterschiedliche Folgen für das sprachliche Repertoire der jeweiligen Sprachgemeinschaft und für die sprachliche Diversität der Kolonie haben in Abhängigkeit davon, ob die neue Sprache nach ihrer Etablierung additiv oder subtraktiv, d. h. neben oder anstelle der Prä-Kontakt-Sprache der jeweiligen Sprachgemeinschaft verwendet wird. Die Genese von Kontaktsprachen setzt in jedem Fall relativ intensiven und dauerhaften Kontakt voraus, und ist in sprachstruktureller Sicht das Resultat von mehr oder weniger tiefgreifender und umfassender, grammatischer (syntaktischer, morphologischer und/oder phonologischer) Restrukturierung von einem der kontaktierenden Sprachen bzw. Varietäten (Baker 2000). Diese Restrukturierung kann, wie u. a. Van Coetsem (1988) und Winford (2008 und 2009) gezeigt haben, unter unterschiedlichen Kontextbedingungen und infolge grundlegend unterschiedlicher linguistischer Mechanismen vor sich gehen. Dementsprechend zeigen auch die aus dem Kontakt hervorgehenden Sprachen zum Teil grundlegend unterschiedliche strukturelle Muster, und können folglich in unterschiedliche typologische Klassen eingeteilt werden.

Im verbleibenden Teil dieses Beitrags werden diejenige von diesen fokussiert, die zu den *Kontaktsprachen im engeren Sinne* gehören, und als solche zugleich

auch in besonderer Weise kolonialtypisch sind. M. a. W. wird im Folgenden – im Einklang mit der einschlägigen Definition von Thomason (2001: 158) – die Genese durch kolonialen Sprachkontakt entstandener Sprachen im Fokus stehen, deren Wortschatz und Grammatik auf jeweils unterschiedliche dominante Quellsprachen zurückgeführt werden können, und deren Genese somit, anders als dies beispielsweise bei den romanischen Einzelsprachen der Fall zu sein scheint, nicht monoparental, als struktureller Divergenzprozess aus einer einzigen Vorgängersprache, erklärt werden kann. Als herausgegriffene Beispiele seien hier genannt: die auf den pazifischen Inseln Pitcairn und Norfolk gesprochenen Pitkern und Norf'k (Mühlhäusler 2020, Ross & Moverley 1964), das u. a. in Großbritannien gesprochene Angloromani (Matras 2010), oder das einst auf den Amerikanischen Jungferninseln entstandene und gesprochene sog. Negerhollands (Rossem & van der Voort 1996, Velupillai 2015: 55–58). Wie allein die bislang genannten Beispiele andeuten (für weitere s. Velupillai 2015), sind Kontaktsprachen im beschriebenen Sinne in allen Kolonietypen und Kontinenten dokumentiert (vgl. Michaelis et al. 2013, Smith 1994). Sie scheinen allerdings geographisch nicht gleichmäßig und schon gar nicht zufällig verteilt zu sein (vgl. Mufwene 2001 und 2021). Naturgemäß sind die weitaus wenigsten von ihnen in Europa, dem Heimatkontinent der einstigen Kolonialmächte entstanden, wo die Mehrsprachigkeit im Weltmaßstab von vornherein am wenigsten ausgeprägt war und nach wie vor ist (vgl. Eberhard et al. 2022).

Ihre weltweite Verbreitung zusammen mit der Tatsache, dass ihre Zahl selbst bei einer solchen engeren Kontaktsprachendefinition mehrere hundert erreicht, macht auf zweierlei aufmerksam. Erstens darauf, dass in kolonialen Kontexten entstandene Kontaktsprachen höchstens aus der eurozentrisch-kolonialen Perspektive auf Monolingualismus ausgerichteter *standard language cultures* (Milroy 2001) als exotische linguistische Orchideen betrachtet werden können. Und zweitens wird uns dadurch mit aller Klarheit das Phänomen vor Augen geführt, um dessen Hintergründe und Triebkräfte es im Folgenden gehen soll: die linguistische „Fruchtbarkeit" kolonialer Gesellschaftsordnung.

## 3 Zur Typologie kolonialer Kontaktsprachen

Durch die vorhin genannte und im Weiteren angewandte Definition gerät natürlich eine recht hohe Zahl von neuen, mehr oder minder *konventionalisierten* Sprachen bzw. Sprachvarietäten außerhalb unseres Betrachtungshorizonts, die ebenfalls durch Sprachkontakt entstanden ist, und bei einer anderen, breiteren Definition des Begriffs ebenfalls als Kontaktsprache bzw. Kontaktvarietät gefasst werden könnte.

Zu diesen gehören erstens die durch Varietätenmischung und -ausgleich unter den Kolonisierenden entstandenen *kolonialen Koines*, auch neue Dialekte genannt, wie etwa das Neuseeländische Englisch (Trudgill 2004); zweitens die zahlreichen sog. *indigenisierten L2-Varietäten* der Sprachen der einstigen Kolonialmächte, wie beispielsweise das Haitianische Französisch oder das Singapurische Englisch, die unter der kolonisierten, indigenen Bevölkerung im Zuge des Zweitspracherwerbs der übergeordneten kolonialen Kontaktsprache in vielen Teilen der Welt entstanden sind (vgl. z. B. Schreier et al. 2020); und drittens – und jüngst – die *neuen urbanen Kontaktvarietäten („Multiethnolekte")* der modernen, multilingualen Großstädte, wie sie mittlerweile in zahlreichen Teilen der Welt dokumentiert worden sind (Wiese 2020).

Die kolonialen Kontaktsprachen im klassischen, engeren Sinne, die die Kriterien der oben genannten Definition erfüllen und um die es im Folgenden gehen wird, werden gewöhnlich in drei typologische Klassen mit jeweils weiteren Unterklassen eingeteilt: *Pidgins*, *Kreols* und *bilinguale Mischsprachen* (Matras 2020: 297–332, Thomason 2001: 157–221, Velupillai 2015, Bakker 2017, Daval-Markussen & Bakker 2017). Diese wohletablierte, im internationalen Forschungsdiskurs der letzten Jahrzehnte fest verankerte, dreigliedrige Kontaktsprachentypologie wird allerdings in letzter Zeit ebenso immer häufiger und lauter in Frage gestellt wie so gut wie alle zur Definition der einzelnen typologischen Klassen üblicherweise angesetzten Kriterien und typologischen Merkmale (vgl. etwa McWhorter 2018, Mufwene 2001 und 2021). Thomasons 2008 aufgestellte Diagnose zur diesbezüglichen Forschungssituation innerhalb der Pidginistik und Kreolistik trifft nach wie vor, heute mehr denn je, zu, und kann guten Gewissens auch auf den *state of the art* der Forschung zum typologischen Status und Charakter der bilingualen Mischsprachen übertragen werden (vgl. etwa Matras & Bakker 2003, Versteegh 2017). Sie kann bzw. muss daher auch als Ausgangspunkt für die weiteren Ausführungen im vorliegenden Beitrag dienen:

> It would be nice to be able to start with a foundation of agreed-upon positions [...]. Unfortunately, this isn't possible. I think it's safe to say that the only thing all pidgin/creole specialists agree on is that we don't agree on much of anything. (Thomason 2008b: 243)

Angesichts dieser Grundlageninstabilität innerhalb der Sprachkontakttheorie, in weitgehender Ermangelung von einschlägigen *common grounds*, wird hier auf die Angabe oder gar Herleitung von Definitionen im eigentlichen Sinne zu den einzelnen Sprachtypen von vornherein und bewusst verzichtet. Stattdessen werden wir uns notgedrungen damit begnügen, die zu unseren Zwecken notwendigen und zur gegenseitigen Abgrenzung hinreichenden *prototypischen* Merkmale der drei genannten typologischen Klassen von Kontaktsprachen anzugeben.

*Pidgins* entstehen typischerweise aus dem Kontakt zwischen mehr als zwei Sprachgemeinschaften, die einerseits über keine gemeinsame Sprache verfügen, andererseits aber eine solche brauchen, da sie über längere Zeit hinweg regelmäßig, wenn auch begrenzt, bei der Arbeit auf einer Pflanzung etwa, miteinander kommunizieren müssen. Die primäre Funktion von Pidgins ist dementsprechend die einer kommunikativen Brücke, welche aber ausschließlich bei dieser begrenzten Intergruppenkommunikation benötigt und folglich auch nur dort benutzt wird. Im Geneseprozess von Pidgins kommt dem Zweitspracherwerb (fortan: L2-Erwerb) eine zentrale Rolle zu. Dieser wird unter den Betroffenen der geschilderten kommunikativen Notsituation zum Zweck der Verständigungssicherung ausgelöst bzw. in Gang gesetzt, mündet allerdings nicht im tatsächlichen Erwerb der jeweiligen Kontaktsprache(n). Stattdessen entsteht eben das Pidgin mit einer neuartigen, vereinfachten linguistischen Gesamtstruktur, deren grammatische Komponente sich im Sinne von Thomason (2001: 181–183) als sprachübergreifender struktureller Kompromiss zwischen den beteiligten Kontaktsprachen fassen lässt, während der Wortschatz zum Großteil aus einem der Kontaktsprachen übernommen bzw. abgeleitet wird. Insgesamt sind Pidgins, wie gesagt, durch geringe strukturelle Elaboriertheit gekennzeichnet. Diese kann zum Teil als naheliegende Folge ihrer eingeschränkten Funktionen, zum Teil aber auch als Resultat von spontanen Simplifizierungen im Zuge des L2-Erwerbs erklärt werden.

Im Hinblick auf ihren Entstehungskontext, ihre strukturellen Grundmuster und die Rolle des L2-Erwerbs im Prozess ihrer Entstehung teilen *Kreolsprachen* die meisten der vorhin genannten, grundlegenden Merkmale von Pidgins. Anders als diese etablieren sich allerdings Kreols früher oder später als *Erstsprachen* einer Sprachgemeinschaft, unabhängig davon, ob sie eine klar identifizierbare Pidginphase durchlaufen haben oder nicht. Diese Nativisierung geht oft zugleich mit einem deutlichen Funktions- und Domänenausbau einher, der insbesondere auch die *gruppeninterne*, horizontale Alltagskommunikation sowie die Markierung von sozialer/ethnischer (Nicht-)Identität umfasst. Die Folge dieser erweiterten Funktionen und Verwendungskontexte ist wiederum ein struktureller Elaboriertheitgrad bei Kreolsprachen, der – typischer- aber nicht notwendigerweise – den von Pidgins deutlich übersteigt. Folgendes Sprachbeispiel (1) aus Unserdeutsch (deutsch-basiertes Kreol, Papua-Neuguinea) soll die genannten grundlegenden strukturellen Charakteristika von Pidgins und Kreols in Relation zu ihren Quellsprachen verdeutlichen (zu Herkunft und Qualität der Daten s. Götze et al. 2017).

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| (1) | *de* | *tür* | *var* | *veg* | *fon* | *de* | *klain-e* | *haus* |
| | ART.DEF | door | was | gone | of | ART.DEF | small-ATTR | house |

'Die Tür vom Klo war weg.'

Die weitgehende Dominanz des deutschen Elements im Wortschatz von Unserdeutsch ist in (1) schon auf den ersten Blick unverkennbar. Im Bereich der Grammatik zeichnen sich hingegen, wie erwartbar, bereits deutlich komplexere Verhältnisse ab. Die Nominalphrase (fortan: NP) *de tür* – ‚die Tür' bestehend aus Definitartikel + Nomen scheint in syntaktischer Hinsicht der Struktur der korrespondierenden standarddeutschen NP zu folgen, nicht aber Tok Pisin, dem der Definitartikel grundsätzlich fremd ist (vgl. etwa (3)). Andererseits ist der Definitartikel *de* in Unserdeutsch, anders als im Deutschen, unflektierbar (u. a. auch genus- und kasusindifferent), und kann bisweilen auch weggelassen werden (vgl. Maitz & Lindenfelser 2018a: 323, 330, 337). Somit kann die beschriebene Phrasenstruktur in Unserdeutsch zu Recht als sprachübergreifender struktureller Kompromiss zwischen den beteiligten Kontaktsprachen charakterisiert werden: Auch wenn sie an vergleichbaren Konstruktionen in den beiden wichtigsten Elternsprachen ausgerichtet sein mag, repliziert sie keine von diesen 1:1. Stattdessen wird durch innovative Selektion aus den Merkmalen der beiden Modellkonstruktionen in Standarddeutsch und Tok Pisin eine neue, eigene Phrasenstruktur grammatikalisiert, die einerseits zwar einen Definitartikel enthält, andererseits aber durch maximale Kategorien- und Flexionsarmut gekennzeichnet ist. An der Präpositionalphrase *fon de klaine haus* lässt sich – neben der soeben vorgestellten – auch noch eine weitere strukturelle Innovation in Unserdeutsch erkennen: das Adjektivsuffix {-*e*}, das sich in formaler Hinsicht wohl aus dem korrespondierenden Adjektivsuffix im Standarddeutschen ableiten lässt, in funktionaler Hinsicht aber in Unserdeutsch zu einem Attributivmarker reanalysiert und grammatikalisiert wurde. Es ist das einzige Adjektivdeklinationssuffix der Sprache, ist auch weitgehend obligatorisiert, und tritt immer und ausschließlich an den Stamm von attributiv verwendeten Adjektiven. In auffallend ähnlicher Weise besitzt auch das Tok Pisin nur ein einziges Adjektivsuffix: {-*pela*}; vgl. *tupela manmeri* – ‚zwei Menschen'. Seine Realisierung unterliegt zwar recht vielen, vor allem phonologischen und lexikalischen, Restriktionen, ist aber grundsätzlich keineswegs an eine einzige, bestimmte syntaktische oder semantische Kategorie wie etwa Attributivität gebunden (Mühlhäusler 1985a: 336, Mühlhäusler 1985b: 352–354, Verhaar 1995: 12–17). Vgl. etwa (2) für sein adverbiales und (3) für sein prädikatives Vorkommen:

(2) *em* *i* *singaut* *bik-**pela***
3SG PRED shout big-ADJ
'Er/sie schreit/schrie laut.' (Mühlhäusler 1985a: 336)

(3) *gaden* *bilong* *em* *i* *bik-**pela***
garden of 3SG PRED big- ADJ
'Sein/ihr Garten ist groß.'

Dementsprechend kann das Adjektivsuffix {-*pela*} in Tok Pisin widerspruchsfrei, in deskriptiv adäquater Weise nur als Wortartmarker für Adjektive analysiert werden. Somit ergibt sich die grundlegende, allgemeine Schlussfolgerung, dass die Flexionsmorphologie des Adjektivs in Unserdeutsch mit beiden seiner wichtigsten Elternsprachen augenfällige Parallelen zeigt, keine von diesen aber 1:1 abbildet. Aus dem Inventar deutscher Adjektivdeklinationssuffixe hat Unserdeutsch scheinbar nur ein einziges ererbt und bewahrt, und die Verwendung von diesem auf sämtliche attributiv gebrauchte Adjektive ausgeweitet. Auf diese Weise hat es zum einen Attributivität als obligatorisch markierte grammatische Kategorie neu in sein System eingeführt. Zum anderen hat es auf diese Weise, durch den gleichzeitigen Wegfall von jeglicher Genus- und Kasusdifferenzierung, ein Adjektivdeklinationssystem bzw. -paradigma herausgebildet, das im Hinblick auf seine Beschaffenheit und Simplizität dem von Tok Pisin sehr nahekommt.

*Bilinguale Mischsprachen* zeigen im Vergleich zu Pidgins und Kreols ein markant abweichendes typologisches Profil (vgl. etwa Bakker 2017, Mazzoli & Sippola 2021, Thomason 2001: 198–221). Sie entstehen typischerweise aus dem Kontakt von nicht mehr als zwei Sprachen in Gemeinschaften, in denen diese beiden Sprachen gleichzeitig und mehr oder weniger gleichmäßig etabliert sind. Die gruppeninterne Verständigung ist in derartigen Kontexten grundsätzlich von vornherein gewährleistet, so dass in der Regel keine Notwendigkeit zum kollektiven L2-Erwerb bzw. zur Etablierung einer neuen, gemeinsamen Sprache besteht. Hinter der Genese von bilingualen Mischsprachen steht in diesem Sinne, anders als bei Pidgins und Kreols, keine kommunikative Notsituation, sondern vielmehr die Absicht einer Gemeinschaft, durch sprachliche Differenzherstellung ihre ethnische und/oder soziale Distinktheit her(aus)zustellen bzw. soziale Distanz zu ihrer sozialen Umgebung zu schaffen. Die typischen Kontexte hierfür stellen laut Meakins (2013 und 2018) Migration, Mischehen oder kulturelle Überlagerung dar – allesamt typische Begleit- bzw. Folgeerscheinungen des Kolonialismus. Da der kollektive L2-Erwerb, wie gesagt, keinen notwendigen bzw. substanziellen Bestandteil des Geneseprozesses von bilingualen Mischsprachen darstellt, ist naturgemäß auch die linguistische Struktur dieser Sprachen typischerweise nicht, zumindest aber nicht in signifikantem Ausmaß, vom (unvollständigen) L2-Erwerb geprägt. Grammatik und Wortschatz von bilingualen Mischsprachen stellen stattdessen typischerweise eine bloße Mischung von im Wesentlichen unverändert übernommenen größeren Ausschnitten bzw. Teilsystemen aus den beiden Elternsprachen dar. Die Grundzüge dieser, im Vergleich zu Pidgins und Kreols grundlegend anderen strukturellen Beschaffenheit von bilingualen Mischsprachen erkennt man auch an folgendem Sprachbeispiel (4) aus Javindo (Semarang, Indonesien), einer aus der Mischung von Javanisch und Niederländisch hervorgegangenen bilingualen Mischsprache:

(4) ***Lho**, (…) als jij snap-nul hier **taq** maken-**ké***
oh if 2SG understand-NEG here 1SG make- CAUS
'Oh, wenn du es nicht kannst, her damit, ich kann (es) für dich machen.'
(De Gruiter 1994: 156–157)

Javindo gehört zur typologischen Subklasse der G(rammatik)-L(exikon)-Mischsprachen (vgl. Bakker 2017): Während sein Inhaltswortschatz größtenteils aus dem Niederländischen stammt, lässt sich seine Grammatik hauptsächlich aus dem Javanischen, einer örtlichen malayo-polynesischen Sprache auf Java, ableiten. Diesem Muster folgend erscheint auch in (4) die weitgehend vom Niederländischen geprägte Lexik formal wie kategoriell in die Grammatik des Javanischen eingebettet, was man am explizitesten am javanischen Kausativsuffix {*-ké*} sowie dem Subjektpronomen *taq* in Verbindung mit dem niederländischen Verb *maken* erkennen kann (De Gruiter 1994: 156–157). Kompromissartige, systemische strukturelle Innovationen bzw. Modifikationen oder auch L2-erwerbsbedingte Simplifizierungen von Modellkonstruktionen der Elternsprachen, wie sie für Pidgins und Kreols typisch sind, erkennt man nicht. Stattdessen werden die einzelnen Systemausschnitte aus den beiden Elternsprachen im Wesentlichen unverändert übernommen und zusammengefügt.

# 4 Kontextvoraussetzungen der Genese kolonialer Kontaktsprachen

Was ist nun aber das Besondere an kolonialen Kontexten, was sie anscheinend zu besonders geeigneten Schauplätzen für die Genese von neuen Sprachen macht? Diese Fragestellung zielt im Grunde auf die Identifizierung der *conditiones sine quibus non* der Kontaktsprachengenese ab, der notwendigen Kontextvoraussetzungen also, die zur Entstehung von Pidgins, Kreols oder bilingualen Mischsprachen scheinbar gegeben sein müssen. Diese Voraussetzungen sind zum Teil sprachlicher und zum anderen, meiner Ansicht nach größeren Teil sozialer Natur. Noch bevor im Einzelnen auf sie eingegangen wird, sei gleich vorausgeschickt: Es gibt keine unter ihnen, die im strengen Sinne des Wortes kolonialspezifisch wäre, die man also anderswo, außerhalb von kolonialen Kontexten, nicht vorfinden könnte. Dafür spricht allein schon die Tatsache, dass man unter den weltweit dokumentierten Kontaktsprachen – wenn auch eher selten – tatsächlich auch solche findet, die außerhalb von kolonialen Zusammenhängen entstanden sind. Ein einschlägiges, bekannteres Beispiel hierfür wäre etwa das arktische Handelspidgin Russenorsk, das seinerzeit aus dem Kontakt zwischen russischen Händlern und norwegischen

Fischern hervorgegangen ist (vgl. Jahr 2005, Velupillai 2015: 413–418). Das Besondere und in unserem Zusammenhang Entscheidende an kolonialen Kontexten scheint also nicht das Vorhandensein einzelner, besonderer sprachlicher und/oder außersprachlicher Faktoren zu sein, sondern vielmehr das kolonialtypische, matrixartige, d. h. gleichzeitige und gemeinsame Auftreten an sich keineswegs kolonialspezifischer einzelner Kontextbedingungen.

Die erste, wohl wichtigste, für die Entstehung aller drei typologischen Klassen von Kontaktsprachen unentbehrliche linguistische Voraussetzung ist vorhin schon genannt worden: der mehr oder weniger *intensive, regelmäßige und über längere Zeit hinweg bestehende Sprach- bzw. Sprachgemeinschaftskontakt*. Die von Europa aus kolonisierten Kontinente bzw. Regionen der Welt waren, wie bereits erwähnt, von vornherein in deutlich höherem Maße von Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit geprägt, als dies im Allgemeinen in Europa der Fall war (s. oben). Dennoch lebten die Menschen traditionellerweise und zum weit überwiegenden Teil auch in diesen Regionen, wie überall in der Welt, in sog. *societies of intimates*, d. h. in kleinen, kohäsiven, sozial stabilen, typischerweise monolingualen Stammes- bzw. Dorfgemeinschaften mit dichten und multiplen, geschlossenen sozialen Netzwerken (vgl. Givón 2005 und 2020, Milroy 1980, Milroy & Milroy 1985, Trudgill 2015). Je nach örtlichen Gegebenheiten mögen sie zwar mehr oder weniger regelmäßigen Kontakt zu anderen, vor allem benachbarten, Sprachgemeinschaften gehabt haben. Dieser Kontakt war jedoch selten so extensiv und intensiv, dass er zur Entstehung ausgedehnter individueller und kollektiver Mehrsprachigkeit, und somit zu einem ausgeprägt mehrsprachigen kommunikativen Alltag innerhalb der Gemeinschaft geführt hätte. So konnten *societies of intimates* die Kontinuität ihrer ethnolinguistischen Traditionen und dadurch die Stabilität ihrer ethnischen und sprachlichen Gruppengrenzen über Jahrhunderte hinweg bewahren. Wäre dies anders gewesen, hätte sich auch die vorhin genannte, enorme ethnolinguistische Diversität Papua-Neuguineas nie etablieren, und sich erst recht nicht über Jahrhunderte hinweg und bis in die Gegenwart hinein halten können (Foley 1986, Kulick 1992, Laycock 1982, Nettle & Romaine 2000: 78–98).

Die Kolonisation hat aber die geschilderten traditionellen sozialen Strukturen und/oder die sprachlichen Verhältnisse in den kolonisierten Gebieten vielerorts katastrophenartig: abrupt und grundlegend verändert. Zum einen sind vor allem etwa auf Pflanzungen, um koloniale Verwaltungs- und Handelszentren sowie Häfen, im Umfeld von größeren Missionsstationen, in Siedlungskolonien aber auch großflächig, neben oder anstelle traditioneller *societies of intimates* neue, grundlegend anders funktionierende *societies of strangers* entstanden: größere, ethnisch und sprachlich oft äußerst heterogene, sozial instabile, offene Gemeinschaften mit loseren, offenen sozialen Netzwerken und unscharfen, durchlässigen Gruppengrenzen (vgl. Givón 2005, 2020, Milroy 1980, Milroy & Milroy 1985). Sie wurden typi-

scherweise von Kolonisierten mit oft unterschiedlichster Herkunft und Erstsprache konstituiert, die, ob sie wollten oder nicht, in den Dienst bzw. unter Obhut der Kolonialherren gestellt wurden. Sie hatten zwar keine gemeinsame Sprache, mussten sich aber zumindest im Zusammenhang mit ihrer Arbeit, oft aber auch darüber hinaus, auf einmal täglich untereinander und auch mit der Kolonialmacht verständigen können. Aus multilingualen Kontexten dieser Art sind zahlreiche neue, restrukturierte Kontaktsprachen hervorgegangen, vor allem Pidgins und Kreolsprachen (Michaelis et al. 2013, Velupillai 2015). Erstere etablierten sich neben, d. h. zusätzlich zu den Erstsprachen ihrer Schöpferinnen und Schöpfer. Kreols hingegen haben diese mit der Zeit verdrängt und ersetzt (vgl. auch Mufwene 2021: 302). Zum anderen sind einst einsprachige, geschlossene Gemeinschaften unter dem sozialen Druck und dem sprachlichen Zwang seitens der Kolonisierenden vielfach kollektiv mehrsprachig geworden. Und drittens sind in den kolonialen Schmelztiegeln vor allem durch die zahlreichen Mischehen bzw. Mischbeziehungen zwischen den Mitgliedern (einst) distinkter, geschlossener, ethnolinguistisch mehr oder weniger homogener Gemeinschaften neue, ethnisch gemischte, darunter auch viele *mixed-race* Gemeinschaften hervorgegangen. Oft zwischen allen Stühlen sitzend, infolge des Kolonialrassismus von allen Seiten ausgegrenzt, konnten sie schnell zu neuen, geschlossenen, mehrsprachigen *societies of intimates* mit eigenständiger, distinkter ethnischer Identität zusammenwachsen (zu *mixed-race* Identitäten im Pazifik s. Fozdar & McGavin 2016). Sie haben durch die Schöpfung und interne Verwendung einer neuen, gruppeneigenen Sprache diese distinkte Identität nicht nur nach außen zum Ausdruck bringen, sondern zugleich auch nach innen festigen, und somit die Gruppenkohäsion stärken können. Diese bzw. derartige Triebkräfte und Mechanismen haben zur Entstehung mehrerer bilingualer Mischsprachen und auch Kreols geführt. Unter Ersteren finden wir neben Javindo etwa auch das eingangs bereits erwähnte Petjo in Batavia/Jakarta, das seinerzeit aus der Mischung von Indonesisch und Niederländisch hervorgegangen ist. Als Beispiele für letztere ließe sich etwa Tayo, ein Französisch-basiertes Kreol in Neu-Kaledonien (Ehrhart 1993, 2017), nennen, oder auch Unserdeutsch. In beiden letztgenannten Fällen handelt es sich um nativisierte koloniale L2-Varietäten, die unter aufwachsenden Internatskindern unterschiedlicher ethnischer und sprachlicher Herkunft im Umfeld von katholischen Missionen entstanden sind.

Zusammenfassend lässt sich somit aufgrund des Gesagten festhalten, dass koloniale Gesellschaften zunächst dadurch besonders geeignete Schauplätze für die Genese von neuen Sprachen darstellen, dass sie zahlreiche von intensivem, regelmäßigem und über längere Zeit hinweg bestehendem Sprach- bzw. Sprachgemeinschaftskontakt und extensiver Mehrsprachigkeit geprägte soziolinguistische Kontexte erzeugen. Vergleichbare Kontexte waren zwar und sind insbesondere heute zunehmend auch außerhalb von kolonialen Zusammenhängen keineswegs unmög-

lich. Doch diese Dimensionen von Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit in dieser Vorkommenshäufigkeit scheinen in der Vergangenheit insbesondere für koloniale Kontexte typisch gewesen zu sein.

Im Spiegel dieser ersten, grundlegenden Kontextvoraussetzung der Kontaktsprachengenese wird nicht zuletzt auch der fundamentale Unterschied zwischen Kontaktsprachen (im engeren Sinne) einerseits und den sog. Sprachinseln bzw. Sprachinselvarietäten (Mattheier 1994) andererseits klar erkennbar. Während nämlich der intensive, regelmäßige und dauerhafte Sprachgemeinschaftskontakt für die Kontaktsprachengenese eine *conditio sine qua non* darstellt, verkörpert derselbe für Sprachinseln umgekehrt den wichtigsten Gefährdungsfaktor. Voraussetzung für Entstehung und Fortbestehen von Sprachinselgemeinschaften und ihre Varietäten wie etwa die der Ungarndeutschen oder der Brasiliendeutschen ist ja – in striktem Gegensatz zu Kontaktsprachen – *per definitionem* die Inselhaftigkeit, d. h. die Isolation (ebd.). Sobald diese infolge von zunehmender geographischer und/oder sozialer Mobilität, Exogamie etc. schwindet und in der Folge Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit innerhalb der Sprachinselgemeinschaft intensiver werden, setzt in aller Regel zugleich die zur Auflösung führende regressive Phase im Leben der Sprachinsel ein: Die Sprachinselvarietät wird immer mehr von der Kontaktsprache verdrängt, die intergenerationelle Sprachübertragung bricht immer mehr ab, Sprecherzahl und Sprachgebrauchshäufigkeit gehen oft innerhalb von nur wenigen Generationen radikal zurück. Kontaktsprachen (im engeren Sinne) und Sprachinselvarietäten im selben Atemzug zu nennen ist (auch) aus diesem Grund unangemessen.

Doch die hohe Zahl von Makro- und Mikrokontexten mit intensivem, regelmäßigem und dauerhaftem Sprachkontakt (mit oder ohne L2-Erwerb) ist nicht das einzige Merkmal, das koloniale Gesellschaften auszeichnet. Diese Kontextbedingung ist gewiss notwendig, an sich aber nicht hinreichend für die Genese einer solch hohen Zahl von neuen Kontaktsprachen. Ich möchte hier die These vertreten, dass es über diesen Faktor hinaus und in engstem Zusammenhang damit zweitens die zum Wesen von kolonialen Gesellschaftsordnungen gehörende, eklatante soziale Ungerechtigkeit: die mit psychischer und physischer Gewaltausübung einhergehende radikale *Rassen- und Klassentrennung, Ausgrenzung, Unterwerfung und Diskriminierung* seitens der Kolonisierenden ist, die für die Entstehung von kolonialen Kontaktsprachen einen besonders fruchtbaren Boden bereitet. Die Kontaktsprachengenese ist in diesem Sinne, wie ich meine, im Grunde eine sekundäre Folgeerscheinung der genannten sozialen Missstände, genauer gesagt die Reaktion der Sprachschöpferinnen und -schöpfer auf die ungewollt erlebten, von Ausgrenzung und Diskriminierung geprägten *high-contact* Situationen.

Diese letzte Aussage enthält zweifelsfrei mehrere, recht gewichtige Propositionen und Implikationen. Bislang wurde in diesem Beitrag der agensverschleiernde

Ausdruck „Kontaktsprachengenese“ oder „Kontaktsprachenentstehung“ verwendet. Wenn nun von Schöpferinnen und Schöpfern von kolonialen Kontaktsprachen die Rede ist, so soll dadurch der Umstand in den Fokus gerückt werden, dass koloniale Kontaktsprachen nicht ohne Absicht entstehen. Ihre Genese ist also im Gegensatz zum „Normalfall“ des Sprachwandels kein Phänomen der dritten Art im Sinne von Keller (1990), sondern – in unterschiedlichem Ausmaß und auf unterschiedliche Art und Weise – das Resultat von *bewusstem, intendiertem Sprachwandel* – oder eben Nicht-Wandel (Thomason 2003 und 2008a, Winford 2013). Im Hinblick auf die konkreten Intentionen und deren Rolle bei der Sprachgenese kann es sich bei den einzelnen typologischen Kontaktsprachenklassen sowie konkreten Einzelfällen recht unterschiedlich verhalten. Daher erscheint es sinnvoll, zumindest die einzelnen typologischen Klassen voneinander getrennt zu betrachten.

Wie vorhin bereits erwähnt wurde, spielt im Entstehungsprozess von *Pidgin- und Kreolsprachen* der (unvollständige) L2-Erwerb eine signifikante Rolle. Um die notwendige, gegenseitige Verständigung untereinander und zugleich auch mit den Kolonialherren möglichst schnell und effektiv zu sichern, beginnt eine multilinguale Gemeinschaft eine gemeinsame Sprache, in der Regel die Sprache der Kolonialherren, im notwendigen und hinreichenden Ausmaß zu erwerben. Der Intensität bzw. der Häufigkeit des Kontakts entsprechend ist dabei der Zugang zur Zielsprache mal mehr, mal weniger stark begrenzt, und dementsprechend ist auch der Input beim Spracherwerb mal mehr, mal weniger beschränkt. Davon unabhängig bleibt der Kontakt allerdings in aller Regel über längere Zeit hinweg bestehen, und über eine gewisse Zeit im Rahmen des Geneseprozesses von Pidgins und Kreols schreitet dieser L2-Erwerbsprozess tatsächlich auch voran, sowohl im Bereich der Lexik als auch der Grammatik. Doch selbst wenn der intensive Kontakt und dadurch der – nicht selten sogar so gut wie uneingeschränkte – Zugang zur Zielsprache weiterhin bestehen bleibt, bricht der bis dahin fortschreitende L2-Erwerbsprozess an einem bestimmten Punkt ab, und in einer mehr oder weniger großen strukturellen Distanz zur Zielsprache kristallisiert und stabilisiert sich allmählich die Struktur des entstehenden Pidgins oder Kreols.

Es stellt sich daher die Frage, womit man den unvollständigen bzw. unterbrochenen L2-Erwerb im Zuge der Pidgin- oder Kreolgenese erklären kann, wenn doch die notwendigen sprachlichen Voraussetzungen für den erfolgreich(er)en Spracherwerb, zumindest aber zu dessen weiterem Fortschreiten, gegeben sind. In Kenntnis der vorhin genannten, kolonialen Kontextbedingungen erscheint die Annahme mehr als plausibel und wird als solche stellenweise auch in der einschlägigen Fachliteratur vertreten (vgl. z. B. Siegel 2008: 41–42), dass dies aus Absicht der Lernenden, d. h. der Kreatorinnen und Kreatoren des Pidgins oder Kreols geschieht. Im Hintergrund dieser Absicht kann zumindest die fehlende Motivation zum fortgeschrittenen L2-Erwerb stehen, wenn der Sprachstand erreicht und dadurch ein

Kommunikationsmedium etabliert ist, das zur erfolgreichen Verständigung notwendig und hinreichend ist. Man darf ja den Umstand nicht aus den Augen verlieren, dass es den betroffenen, ethnisch und sprachlich oft äußerst heterogenen kolonialen Gemeinschaften weit weg von den homogenistischen und puristischen Sprachidealvorstellungen europäischer Standardsprachkulturen nicht um den erfolgreichen Erwerb der Regeln und Normen einer standardisierten Zielsprache geht, sondern vielmehr um das auch auf anderem Weg zu erreichende, kommunikationspraktische Ziel der Verständigungssicherung. In einer großen Zahl von Fällen kann man darüber hinaus mit gutem Grund davon ausgehen, dass die Kreatorinnen und Kreatoren eines Pidgins oder Kreols die strukturelle Distanz ihrer neuen Sprache zur (europäischen) Zielsprache als *sign of difference* (Gal & Irvine 2019) gewahrt haben, um (auch) auf diese Weise soziale Distanz zu den sie unterdrückenden und ausbeutenden Kolonisierenden zu halten, ihre Nicht-Identität mit ihnen mit sprachlichen Mitteln auszudrücken.

Diese Art von sprachlichem Protestverhalten und Dissimilationsabsicht hinter der Kontaktsprachengenese ist in zwei Typen von Fällen besonders offensichtlich. Erstens dort, wo der Kontakt mit der bzw. der Zugang zur Zielsprache des L2-Erwerbs mit der Zeit sogar zunimmt, eine signifikante strukturelle Annäherung an die Zielsprache dennoch ausbleibt. Dies ist u. a. etwa auch bei Tok Pisin, dem Pidgin Englisch von Papua-Neuguinea also, der Fall. Das frühe Tok Pisin hat sich im Bismarck-Archipel in Neuguinea um 1900, inmitten der deutschen Kolonialzeit, gerade erst als Lingua Franca etabliert (Mosel & Mühlhäusler 1982). Und obwohl der Zugang der Sprecherinnen und Sprecher zum Englischen in den Jahrzehnten nach 1914, der Übernahme der Kolonie durch Australien, deutlich zugenommen hat, hat sich die grammatische Struktur von Tok Pisin dennoch nicht in signifikantem Ausmaß dem Englischen angenähert. Wichtige Evidenz für die Pidgin- oder Kreolgenese als Identitätsakt (Le Page & Tabouret-Keller 1985) wird zweitens durch diejenigen Pidgins und Kreols geliefert, deren Schöpferinnen und Schöpfer entweder von vornherein so gut wie uneingeschränkten Zugang zur prestigeträchtigen, dominanten europäischen Sprache (als Zielsprache) hatten, und/oder mehr oder weniger parallel zur Etablierung des Pidgins/Kreols auch die Zielsprache erworben haben. Als Beispiel hierfür könnte etwa das vorhin bereits erwähnte, Englisch-basierte Kreol Pitkern-Norf'k genannt werden. Laut Siegel (2021: 752) weicht der Fall von Pitkern insofern von allen anderen Kreols ab, als ein Großteil der Sprachgemeinschaft neben Pitkern auch im Englischen kompetent war (vgl. auch Mühlhäusler 2020: 293–310). Wirklich einzigartig ist aber Pitkern im Hinblick auf dieses Merkmal nicht. Ähnlich verhält es sich nämlich – neben anderen Internatskreols – auch mit Unserdeutsch. Die erste und auch noch die zweite Generation der *mixed-race* Kinder im Waisenhaus und der Internatsschule an der Missionsstation Vunapope im Bismarck-Archipel wurde von den deutschen Missionaren auf Deutsch erzogen und unterrichtet (Maitz &

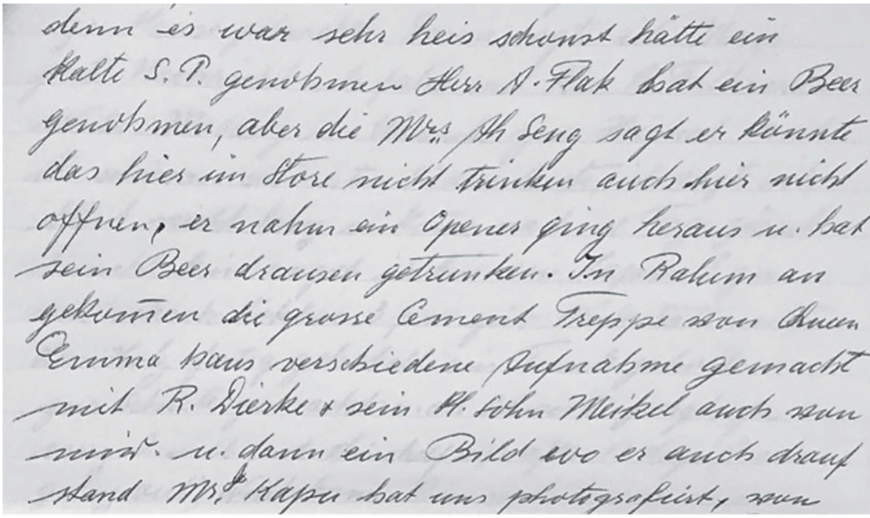

denn es war sehr heis sonst hätte ein
Kalte S.P. genohmen Herr A. Flak hat ein Beer
genohmen, aber die Mrs Ah Seng sagt er könnte
das bier im Store nicht trinken auch bier nicht
offnen, er nahm ein Opener ging heraus u. hat
sein Beer draussen getrunken. Im Rakum an
gekommen die grosse Cement Treppe von Queen
Emma haus verschiedene Aufnahme gemacht
mit R. Dierke + sein Kl. Sohn Meikel auch von
mir. u. dann ein Bild wo er auch drauf
stand Mrs Kapu hat uns photografiert, von

**Abb. 1:** Ausschnitt aus dem standarddeutsch geführten Tagebuch eines Unserdeutsch-Sprechers der ersten Generation aus der Nachkriegszeit (Maitz 2017)

Volker 2017a). Die Verwendung ihrer eigenen Erstsprachen, allen voran Tok Pisin, war sogar unter Prügelstrafe gestellt. Als die Kinder der ersten Generation aufwuchsen und von den Missionaren untereinander verheiratet wurden, waren sie bereits (zumindest) dreisprachig. Neben Tok Pisin hat sich unter ihnen in der informellen Alltagskommunikation eine pidginisierte Form des Deutschen, das frühe Unserdeutsch, etabliert. In der Schriftlichkeit und mit den Missionaren hingegen verwendeten sie Standarddeutsch, das sie dank der sprachlichen Immersion und dem unverhüllten Sprachzwang während ihrer Schulzeit erfolgreich, auf einem mehr oder weniger hohen Niveau, erlernt haben (vgl. Abb. 1 und Maitz 2017).

Es war gewiss kein Zufall, dass die jungen *mixed-race* Ehepaare in ihren eigenen Haushalten von diesen drei Sprachen ausgerechnet Unserdeutsch als Alltagssprache etabliert und ihren Kindern als Erstsprache weitergegeben haben. Auf diese Art und Weise haben sie eine gruppeneigene Sprache geschaffen und etabliert, und dadurch zugleich ihre distinkte soziale bzw. ethnische Identität zum Ausdruck gebracht: Mit Hilfe von Unserdeutsch haben sie sich nicht nur von den (auch) Tok Pisin sprechenden indigenen Stämmen, sondern zugleich auch von den Deutsch sprechenden weißen Missionaren abgegrenzt. Der Fall von Unserdeutsch scheint mindestens aus zwei Gründen besonders interessant und aufschlussreich zu sein. Erstens liefert die Entstehungsgeschichte der Sprache – ähnlich zu Pitkern – Evidenz dafür, dass Kreolsprachen auch bei dauerhaft uneingeschränktem Zugang zur dominanten europäischen Kontaktsprache entstehen können. Und zweitens

kann die Genese von Unserdeutsch auch deswegen kaum aus dem unvollständigen L2-Erwerb erklärt werden, weil die *mixed-race* Kinder von Vunapope im Waisenhaus und der Internatsschule das Deutsche größtenteils anscheinend schon im Rahmen des immersiven, frühen/kindlichen (Zweit-)Spracherwerbs, zum Teil sogar des bilingualen Erstspracherwerbs, erworben haben.

Der Gedanke, dass koloniale Kontaktsprachen intentional, als Identitätsakt, entstehen bzw. etabliert werden können, ist in der Sprachkontaktforschung an sich keineswegs neu. Bei der Genese von indigenisierten Varietäten wie etwa dem Singapurischen Englisch, und erst recht bei bilingualen Mischsprachen, wird mit diesem Faktor, der sozialpsychologisch motivierten Intentionalität, schon seit längerem und recht einhellig gerechnet. Etwas anders verhält es sich dagegen diesbezüglich mit Pidgin- und Kreolsprachen, deren Genese prominenterweise und vielfach nach wie vor mit dem unvollständigen L2-Erwerb infolge von restringiertem sprachlichem Input bzw. eingeschränktem Zugang zur Zielsprache erklärt wird. Eine solche Erklärung mag in bestimmten Fällen auch plausibel sein, in vielen anderen wie den oben genannten hingegen gewiss nicht. Denn sie lässt grundsätzlich den Umstand außer Acht, dass der fortgeschrittene bzw. vollständige L2-Erwerb gerade in kolonialen Kontexten als eine Art sprachlicher Widerstand bewusst vermieden werden kann. In diesem Sinne und im Lichte der vorhin genannten Argumente und Beispiele scheint mir Winfords Meinung über indigenisierte Varietäten grundsätzlich – wenn auch keineswegs automatisch – durchaus auch auf die Genese von Pidgins und Kreols übertragbar zu sein:

> The preservation of distinctive features (…) has much to do with the value of the new contact languages as symbols of group identity, whether based on ethnicity or nationality. Their conventionalisation as new languages typically follows from their association with a (new) speech community that sees itself as distinct from the target language community. (Winford 2013: 394)

Wie gerade – und auch schon in Abschnitt 3 – erwähnt wurde, ist es im Zusammenhang mit *bilingualen Mischsprachen* am wenigsten umstritten, dass ihre Entstehung bewussten, reaktiven Entscheidungen, einer Art bewusstem *„folk engineering"* (Golovko 2003), zu verdanken ist. Sie werden von ihren Kreatorinnen und Kreatoren als Mittel zum Zweck der Konstruktion einer neuen oder der Markierung einer bereits vorhandenen, distinkten sozialen/ethnischen Identität geschöpft (Bakker 2003 und 2017, Velupillai 2015: 77–81, Thomason 2001: 196–203, Winford 2013). Dass bei der Genese von Mischsprachen – anstatt der kommunikativen – diese soziale bzw. sozialsymbolische Funktion von Sprache im Vordergrund steht, ergibt sich allein schon daraus, dass Mischsprachen in der Regel in mehrsprachigen Gemeinschaften entstehen und verwendet werden, in denen die gegenseitige Verständigung grundsätzlich bereits gesichert ist. Es gibt unterschiedliche Ansätze

zur sozialen bzw. funktionalen Typologie von Mischsprachen (vgl. Bakker 2017). Im Anschluss an Velupillai (2015: 77–81) können wir grob zumindest zwei funktionale Typen voneinander unterscheiden. Gemeinsam bei beiden ist, dass die Mischsprache von einer unterdrückten, stigmatisierten Gemeinschaft als eine Art symbolischen, sprachlichen Widerstands geschöpft wird u. a. auch mit dem Ziel, die Kohäsion bzw. Solidarität innerhalb der Gemeinschaft zu stärken.

Beim ersten Typ wird die Mischsprache von ihren Kreatorinnen und Kreatoren eingeführt, um eine bereits etablierte soziale/ethnische Identität nach außen zum Ausdruck zu bringen. Ein Beispiel dafür könnte etwa das sog. bilinguale Navajo (*Bilingual Navajo*), eine durch tendenzielle Grammatik-Lexikon-Spaltung gekennzeichnete Mischsprache mit überwiegend englischem Inhaltswortschatz und Navajo-Grammatik, gesprochen von Navajos im Grenzgebiet der US-Bundesstaaten New Mexico, Arizona, Utah und Colorado, sein (Schaengold 2003 und 2004, Meakins 2013: 167–169). Die Sprache ist Schaengold (2003 und 2004) zufolge in einem mit Unserdeutsch weitgehend vergleichbaren, von Sprachzwang geprägten Internatskontext unter Navajo-Englisch bilingualen Kindern entstanden, und wurde nach deren Heimkehr zum Ausdruck bzw. zur Stärkung der Gruppensolidarität mit gruppenexternen Altersgenossinnen und -genossen verwendet (vgl. auch Velupillai 2015: 79–80). Zu diesem ersten Typ gehören aber auch all die Mischsprachen, die als Geheimsprachen mit der Absicht in der *in-group* Kommunikation einer Gemeinschaft eingeführt wurden, um dadurch andere, Gruppenexterne aus der Kommunikation auszuschließen (für Beispiele s. Bakker 2017, Meakins 2013, Velupillai 2015: 80).

Den zweiten Typ stellen die bilingualen Mischsprachen dar, die von neu entstandenen ethnischen/sozialen Gruppen mit der Absicht eingeführt und etabliert werden, eine distinkte ethnische/soziale Identität zu konstruieren bzw. zu markieren. In kolonialen Kontexten sind weltweit zahlreiche solche Szenarien und Mischsprachen dokumentiert worden. Die wohl häufigsten unter ihnen sind diejenigen, wo in einem ethnolinguistisch heterogenen kolonialen Umfeld aus Mischehen typischerweise – aber keineswegs ausschließlich immer – zwischen europäischen Männern und indigenen Frauen eine neue, ethnisch gemischte Generation entsteht und heranwächst. Zwischen den Stühlen der kolonisierenden Weißen und den kolonisierten Indigenen sitzend wird diese ethnisch gemischte, neue Gemeinschaft aufgrund der zumeist strikten Rassen- bzw. Klassentrennung von keiner der beteiligten ethnischen Gemeinschaften als gleichwertig bzw. zugehörig anerkannt, und wird dadurch zwangsläufig erst recht ihrer Alterität bzw. ihrem Außenseitertum bewusst. In der Folge entsteht eine gruppeneigene, distinkte ethnische, oft ausdrücklich eine *mixed-race*, Identität, die schließlich auch durch die aus den Sprachen der beiden Elternteile geschöpften Mischsprache verankert wird. Eines der kanonischen Beispiele für dieses Szenario stellt der Fall von Michif in Kanada, einer

Mischsprache mit NP-VP-Spaltung, dar (Bakker 1997), die aus der Mischung von Französisch und (hauptsächlich) Cree entstanden ist. Hier müssen aber auch die bereits mehrfach erwähnten beiden G-L Mischsprachen aus den ehemaligen niederländischen Kolonien in Asien genannt werden: Petjo und Javindo (Winford 2013: 377–378). Die Sprecherinnen und Sprecher des Petjo, die sog. Indos, waren die Nachkommen von niederländischen Männern und asiatischen Frauen mit unterschiedlicher ethnischer Herkunft (Van Rheeden 1994). Die Schöpferinnen und Schöpfer des Javindo sind wiederum aus Beziehungen zwischen niederländischen Männern und Javanerinnen hervorgegangen (De Gruiter 1994). Der Fall von Petjo und Javindo ist – neben einigen weiteren – darüber hinaus auch deswegen interessant und aufschlussreich, weil ihre Kreatorinnen und Kreatoren anscheinend bestenfalls eine oberflächliche Kompetenz im Niederländischen, der Lexifikatorsprache der neuen Mischsprache, hatten (De Gruiter 1994: 151–153, Van Rheeden 1994: 234–236). Dieser Umstand ist insofern beachtenswert, als dadurch – auch nach Ansicht von McWhorter (2005: 250–252) – eines der zentralen, definitorischen Merkmale von bilingualen Mischsprachen, die bilinguale Sprachkompetenz der Kreatorinnen und Kreatoren ins Wanken gerät.

## 5 Schlussfolgerungen

Das Ziel der vorangehenden Überlegungen und Gedankengänge war die Beantwortung der Frage, womit sich die relativ hohe Zahl von neuen, kolonialen Kontaktsprachen erklären lässt, mit anderen Worten, was koloniale Kontexte anscheinend zu besonders geeigneten Schauplätzen für die Genese von neuen, kolonialen Kontaktsprachen (Pidgins, Kreols und bilingualen Mischsprachen) macht. Es ist selbstverständlich, dass es im Rahmen dieses Beitrags nicht möglich war, die durch diese Fragestellung angeschnittene Problematik in ihrer ganzen Tiefe und Breite zu ergründen, sämtliche Einzelfälle und Daten zu berücksichtigen und alle möglichen Differenzierungen vorzunehmen. Aufgrund der ausgewerteten Daten und Quellen konnten aber immerhin zwei Faktoren identifiziert werden, die einerseits zum Wesen von kolonialen Gesellschaften gehören, und andererseits im oben beschriebenen Sinne in kausalem Zusammenhang mit der Genese von kolonialen Kontaktsprachen stehen dürften: erstens der relativ intensive, regelmäßige und über längere Zeit hinweg bestehende Sprachgemeinschaftskontakt, und zweitens die von strikter Rassen- bzw. Klassentrennung, Ausgrenzung, Unterdrückung und Diskriminierung geprägten sozialen Missstände. Die Entstehung von Pidgins, Kreols und bilingualen Mischsprachen kann, so könnte die zentrale Schlussfolgerung lauten, als Reaktion ihrer Kreatorinnen und Kreatoren auf durch diese beiden fundamentalen

Merkmale bzw. ihre konkreten, fallspezifischen Ausprägungen gekennzeichneten Situationen betrachtet werden. Von stark asymmetrischen Machtverhältnissen geprägte Kontexte von kollektiver kolonialer Mehrsprachigkeit ohne gemeinsame Sprache begünstigen die Entstehung von Pidgins und Kreols. Bilinguale Mischsprachen werden hingegen typischerweise von stigmatisierten, unterdrückten und/oder ausgegrenzten zweisprachigen Gruppen geschöpft, in denen die gruppeninterne Verständigung mit Hilfe dieser beiden Sprachen bereits ohnehin gesichert ist.

Bei kolonialen Kontaktsprachen aller drei typologischer Klassen muss jedenfalls grundsätzlich damit gerechnet werden, dass ihre Entstehung – neben dem Einfluss eventueller weiterer, sprachideologischer, psycholinguistischer u. a. Kontextfaktoren – eine *beabsichtigte Folge von intendiertem, reaktivem sprachlichem Verhalten ihrer Kreatorinnen und Kreatoren* und somit das *Resultat von bewusstem, intendiertem Sprachwandel* darstellt. Die Genese von kolonialen Kontaktsprachen jeglicher Art stellt in aller Regel (auch) die Folge bzw. eine Form von sprachlichem Widerstand gegen die unterdrückenden Kolonisierenden dar. Die Entstehung oder genauer: die Schöpfung dieser Sprachen muss somit (auch) als ein Identitätsakt von Unterdrückten gesehen werden, die durch die Schöpfung und Etablierung einer gruppeneigenen Sprache in mehr oder weniger großer struktureller Distanz zur Sprache der Unterdrückenden auch ihre eigene, distinkte ethnische/soziale Identität markieren und/oder stabilisieren wollen. Diese Identitäten sind besonders und gerade in kolonisierten Gemeinschaften (in der Terminologie von Castells 1997: 10–12) typischerweise sog. Widerstandsidentitäten (*resistence identities*): Sie werden von stigmatisierten, unterdrückten Gemeinschaften mit der Absicht konstruiert, Gruppensolidarität zu schaffen bzw. zu stärken, und eine Art kollektiven – darunter z. B. auch sprachlichen – Widerstand gegen die Unterdrückung und die Unterdrückenden zu leisten.

Im Sinne des oben Ausgeführten hat die Linguistik dem Kolonialismus empirisch und epistemologisch viel abgewinnen können: eine große Zahl von neuen Kontaktsprachen als Forschungsobjekte, deren Erforschung wertvolle Daten und Evidenz für eine ganze Reihe von linguistischen Teildisziplinen liefern kann. Die Informationen und Erkenntnisse zur Kontaktsprachengenese sind unter diesen von ganz besonders hohem Wert, da vergleichbare Einsichten bei den meisten anderen, älteren Sprachen wegen der großen zeitlichen Distanz bzw. der unerschließbaren historischen Tiefe ihrer Entstehung gänzlich fehlen. Auf der anderen Seite hat jedoch dieser linguistische Daten- und Erkenntnisgewinn, wie oben gezeigt wurde, einen sehr hohen Preis, den die Kreatorinnen und Kreatoren dieser Sprachen, d. h. diejenigen bezahlen mussten, die den Kolonialismus mit all seinen sozialen Ungerechtigkeiten und sonstigen schwerwiegenden Folgen zu erleiden hatten.

Aus diesem Umstand ergibt sich für die Linguistik einerseits ein schwerwiegendes ethisches Dilemma und andererseits auch eine grundlegende ethische Ver-

pflichtung. Die Linguistik – wie jede empirische Wissenschaft – ist auf empirische Daten angewiesen. Aber selbst wenn koloniale Gesellschaftsordnungen für die linguistische Forschung diesbezüglich als besonders fruchtbar erweisen dürften, kann und darf die Linguistik aus naheliegenden ethischen Gründen nicht vertreten oder gar befürworten, dass derartige soziale Kontexte aufrechterhalten oder gar reproduziert werden. Im Gegenteil: Im Sinne des Prinzips der wissenschaftlichen Bringschuld (*principle of the debt incurred*, vgl. Labov 1982: 173),[2] im Interesse der Sprachgemeinschaften, denen sie diese Daten und Erkenntnisse verdankt und in Zukunft verdanken könnte, muss sie alles tun, damit solche sozialen Kontextbedingungen entlarvt, beseitigt und in Zukunft verhindert werden. Was die Linguistik im Einzelnen diesbezüglich tun kann und muss, und welche weiteren wissenschaftlichen und wissenschaftsethischen Erkenntnisse und Verpflichtungen sich aus der Erforschung von kolonialer Sprachevolution ergeben, sollte in Zukunft im Rahmen von einschlägigen wissenschaftlichen und öffentlichen Diskursen geklärt und ausgemacht werden.

**Danksagung:** Dieser Beitrag ist Peter Mühlhäusler (Adelaide) zum 75. Geburtstag gewidmet. Im hier zur Verfügung stehenden Rahmen wäre es unmöglich, die Bedeutung seines bisherigen Lebenswerks insbesondere auf dem Gebiet der Pidginistik und Kreolistik, der Pazifischen Linguistik sowie für eine Reihe von kolonialen und postkolonialen Sprachgemeinschaften im Pazifik angemessen zu würdigen. Im Kontext des vorliegenden Beitrags muss aber zumindest die prominente Rolle hervorgehoben werden, die er persönlich in der Dokumentation und Erforschung von Unserdeutsch und allen anderen deutschbasierten Kontaktsprachen aus dem einstigen Deutsch-Neuguinea gespielt hat. Von den 1970er Jahren an (vgl. z. B. Mühlhäusler 1977) hat Peter Mühlhäusler zu diesen bis dahin weitgehend unbekannten und/oder unbeachteten Sprachen als Erster – und bei den meisten von ihnen leider zugleich auch als Letzter – linguistische Feldforschung betrieben. Dass von der Germanistischen Linguistik in Europa über Jahrzehnte hinweg nicht einmal diese seine germanistisch unmittelbar relevanten, bahnbrechenden Forschungen rezipiert, geschweige denn weitergeführt wurden (vgl. Maitz & Volker 2017b: 3–4), ist gewiss nicht seine Schuld. Darin wird vielmehr in aller Deutlichkeit erkennbar, wie problematisch die Gegenstandskonstitution und der Erkenntnishorizont der Germanistischen Linguistik bis in die jüngste Geschichte des Faches hinein gewesen und geblieben ist. Unter den größeren wissenschaftlichen Vorhaben, die zumin-

2 „An investigator who has obtained linguistic data from members of a speech community has an obligation to use the knowledge based on that data for benefit of the community, when it has need of it“ (Labov 1982: 173).

dest in der jüngsten Vergangenheit von Deutschland aus zur wissenschaftlichen Erschließung der deutschen Sprachkontaktgeschichte im Südwestpazifik gestartet wurden (vgl. dazu Maitz & Volker 2017b), hat Peter Mühlhäusler auch das eingangs erwähnte Unserdeutsch-Projekt und auch den Verfasser dieses Beitrags persönlich in vielfacher Weise unterstützt und gefördert. Auch dafür sei ihm hier herzlich gedankt.

## Abkürzungen

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1 | 1. Person | CAUS | Kausativ |
| 2 | 2. Person | DEF | definit |
| 3 | 3. Person | NEG | Negation |
| ADJ | Adjektiv | PRED | Predikativ |
| ART | Artikel | SG | Singular |
| ATTR | Attributiv | | |

## Literatur


Baker, Philip (2000): Theories of creolization and the degree and nature of restructuring. In Ingrid Neumann-Holzschuh & Edgar W. Schneider (eds.), *Degrees of Restructuring in Creole Languages*, 41–63. Cambridge: Cambridge University Press.

Bakker, Peter (1997): *„A language of our own": The Genesis of Michif, the Mixed Cree-French Language of the Canadian Métis*. Oxford: Oxford University Press.

Bakker, Peter (2003): Mixed languages as autonomous systems. In Yaron Matras & Peter Bakker (eds.), *The Mixed Language Debate: Theoretical and Empirical Advances*, 107–150. Berlin: Mouton de Gruyter.

Bakker, Peter (2017): Typology of mixed languages. In Alexandra Y. Aikhenvald & R.M.W. Dixon (eds.), *The Cambridge Handbook of Linguistic Typology*, 217–253. Cambridge: Cambridge University Press.

Calvet, Louis-Jean (1974): *Linguistique et colonialisme. Petit traité de glottophagie*. Paris: Payot.

Castells, Manuel (1997): *The Power of Identity*. Oxford: Blackwell.

Daval-Markussen, Aymeric & Peter Bakker (2017): Typology of creole languages. In Alexandra Y. Aikhenvald & R.M.W. Dixon (eds.), *The Cambridge Handbook of Linguistic Typology*, 254–286. Cambridge: Cambridge University Press.

De Gruiter, Miel (1994): Javindo, a contact language in pre-war Semarang. In Peter Bakker & Marten Mous (eds.), *Mixed Languages: 15 Case Studies in Language Intertwining*, 151–159. Amsterdam: IFOTT.

Eberhard, David M., Gary F. Simons & Charles D. Fennig (eds.) (2022): *Ethnologue: Languages of the World.* Twenty-fifth edition. Dallas, TX: SIL International. Online: http://www.ethnologue.com (letzter Zugriff: 14.6.2022).

Ehrhart, Sabine (1993): *Le créole français de St-Louis (le tayo) en Nouvelle-Calédonie.* Humburg: Buske.

Ehrhart, Sabine (2017): Bridging the gap: Childhood language acquisition and creole genesis. In Péter Maitz & Craig A. Volker (eds.), *Language Contact in the German Colonies: Papua New Guinea and beyond* (Special issue of *Language and Linguistics in Melanesia* 2017), 178–196.

Foley, William A. (1986): *The Papuan Languages of New Guinea*. Cambridge: Cambridge University Press.

Fozdar, Farida & Kirsten McGavin (eds.) (2016): *Mixed Race Identities in Australia, New Zealand and the Pacific Islands.* New York: Routledge.

Gal, Susan & Judith T. Irvine (2019): *Signs of Difference: Language and Ideology in Social Life.* Cambridge: Cambridge University Press.

Giesbers, Herman (1995): Dutch-Indonesian language mixing in Jakarta. In Marcel den Dikken & Kees Hengeveld (eds.), *Linguistics in the Netherlands 1995*, 89–100. Amsterdam: John Benjamins.

Givón, Talmy (2005): *Context as Other Minds: The Pragmatics of Sociality, Cognition and Communication.* Amsterdam: John Benjamins.

Givón, Talmy (2020): *Coherence*. Amsterdam: John Benjamins.

Golovko, Evgeniy V. (2003): Language contact and group identity: The role of ‚folk' linguistic engineering. In Yaron Matras & Peter Bakker (eds.), *The Mixed Language Debate: Theoretical and Empirical Advances*, 177–207. Berlin: Mouton de Gruyter.

Götze, Angelika, Siegwalt Lindenfelser, Salome Lipfert, Katharina Neumeier, Werner König & Péter Maitz (2017): Documenting Unserdeutsch (Rabaul Creole German): A workshop report. In Péter Maitz & Craig A. Volker (eds.), *Language Contact in the German Colonies: Papua New Guinea and beyond* (Special issue of *Language and Linguistics in Melanesia* 2017), 65–90.

Hiery, Hermann J. (2001): *Die deutsche Südsee 1884–2014. Ein Handbuch.* Paderborn: Ferdinand Schoeningh.

Jahr, Ernst Håkon (2005): Russenorsk: Language contact in Scandinavia in the 19th century. In Oskar Bandle, Kurt Braunmüller, Ernst Håkon Jahr, Allan Karker, Hans-Peter Naumana & Ulf Teleman (eds.), *The Nordic Languages: An International Handbook of the History of the North Germanic Languages*, 1538–1542. Berlin: De Gruyter Mouton.

Janssen, Arnold M.S.C. (1932): Die Erziehungsanstalt für halbweiße Kinder. In Josef Hüskes M.S.C. (Hrsg.), *Pioniere der Südsee. Werden und Wachsen der Herz-Jesu-Mission von Rabaul zum Goldenen Jubiläum 1882–1932*, 150–155. Hiltrup: Missionare vom Hlst. Herzen Jesu.

Keller, Rudi (1990): *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand der Sprache*. Tübingen: Francke.

Kulick, Don (1992): *Language Shift and Cultural Reproduction: Socialization, Self, and Syncretism in a Papua New Guinean Village*. Cambridge: Cambridge University Press.

Labov, William (1982): Objectivity and commitment in linguistic science: The case of the Black English trial in Ann Arbor. *Language in Society* 11 (2), 165–201.

Laycock, Donald C. (1982): Melanesian linguistic diversity: a Melanesian choice? In R.J. May & Hank Nelson (eds.), *Melanesia: Beyond Diversity*, 33–38. Canberra: Australian National University Press.

Le Page, Robert B. & Andrée Tabouret-Keller (1985): *Acts of Identity*. Cambridge: Cambridge University Press.

Maitz, Péter (2017): Dekreolisierung und Variation in Unserdeutsch. In Helen Christen, Peter Gilles & Christoph Purschke (Hrsg.), *Räume – Grenzen – Übergänge. Akten des 5. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD)*, 215–242. Stuttgart: Steiner.

Maitz, Péter & Siegwalt Lindenfelser (2018a): Unserdeutsch: ein (a)typisches Kreol? *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 85 (3), 307–347.

Maitz, Péter & Siegwalt Lindenfelser (2018b): Gesprochenes Alltagsdeutsch im Bismarck-Archipel um 1900. Das Zeugnis regional markierter Superstrateinflüsse in Unserdeutsch. In Alexandra N. Lenz & Albrecht Plewnia (eds.), *Variation – Normen – Identitäten*, 305–337. Berlin: De Gruyter.

Maitz, Péter & Craig Alan Volker (2017a): Documenting Unserdeutsch: Reversing colonial amnesia. *Journal of Pidgin and Creole Languages* 32 (2), 365–397.
Maitz, Péter & Craig Alan Volker (2017b): Language contact in the German colonies: Introduction. In Maitz, Péter & Craig Alan Volker (eds.), *Language Contact in the German Colonies: Papua New Guinea and beyond* (= Special issue of *Language and Linguistics in Melanesia* 2017), 1–8.
Matras, Yaron (2020): *Language Contact*. *Second Edition*. Cambridge: Cambridge University Press.
Matras, Yaron & Peter Bakker (eds.) (2003): *The Mixed Language Debate: Theoretical and Empirical Advances*. Berlin: Mouton de Gruyter.
Mattheier, Klaus J. (1994): Theorie der Sprachinsel. Voraussetzungen und Strukturierungen. In Klaus J. Mattheier & Nina Berend (Hrsg.), *Sprachinselforschung. Eine Gedenkschrift für Hugo Jedig*. Frankfurt am Main: Peter Lang, 333–348.
Mazzoli Maria & Eeva Sippola (2021): Mixed languages: From core to fringe. In Maria Mazzoli & Eeva Sippola (eds.), *New Perspectives on Mixed Languages: From Core to Fringe*, 1–26. Berlin: De Gruyter Mouton.
McWhorter, John H. (2005): *Defining Creole*. Oxford: Oxford University Press.
McWhorter, John H. (2018): *The Creole Debate*. Cambridge: Cambridge University Press.
Meakins, Felicity (2013): Mixed languages. In Peter Bakker & Yaron Matras (eds.), *Contact Languages: A Comprehensive Guide*, 159–228. Berlin: De Gruyter Mouton.
Meakins, Felicity (2018): Mixed languages. In: Mark Aronoff (ed.), *Oxford Research Encyclopedias: Literature*, 1–29. Oxford: Oxford University Press.
Michaelis, Susanne Maria, Philippe Maurer, Martin Haspelmath & Magnus Huber (eds.) (2013): *Atlas of Pidgin and Creole Language Structures Online*. Leipzig: Max Planck Institute for Evolutionary Anthropology. Online: https://apics-online.info (letzter Zugriff 14.6.2022).
Michaelis, Susanne Maria (2020): Avoiding bias in comparative creole studies: Stratification by lexifier and substrate. *Isogloss* 6/8. https://doi.org/10.5565/rev/isogloss.100
Milroy, James (2001): Language ideologies and the consequences of standardization. *Journal of Sociolinguistics* 5 (4), 330–355.
Milroy, Lesley (1980): *Language and Social Networks*. Oxford: Blackwell.
Milroy, Lesley & James Milroy (1985): Linguistic change, social network and speaker innovation. *Journal of Linguistics* 21, 339–384.
Mosel, Ulrike & Peter Mühlhäusler (1982): New evidence of a Samoan origin of New Guinea Tok Pisin (New Guinea Pidgin English). *The Journal of Pacific History* 17 (3), 166–175.
Moseley, Christopher J. (ed.) (2007): *Encyclopedia of the World's Endangered Languages*. London: Routledge.
Mufwene, Salikoko (2001): *The Ecology of Language Evolution*. Cambridge: Cambridge University Press.
Mufwene, Salikoko (2008): *Language Evolution: Contact, Competition and Change.* London: Continuum.
Mufwene, Salikoko S. (2021): Creoles and pidgins. In Evangelia Adamou & Yaron Matras (eds.), *The Routledge Handbook of Language Contact*, 300–324. London: Routledge.
Mühlhäusler, Peter (1977): Bemerkungen zum „Pidgin-Deutsch" von Neuguinea. In Carol Molony, Helmut Zobl & Wilfried Stölting (eds.), *German in Contact with other Languages*, 58–70. Kronberg/Ts.: Scriptor.
Mühlhäusler, Peter (1984): Tracing the routes of Pidgin German. *Language and Communication* 4 (1), 27–57.
Mühlhäusler, Peter (1985a): Inflectional morphology of Tok Pisin. In Stephen A. Wurm & Peter Mühlhäusler (eds.), *Handbook of Tok Pisin (New Guinea Pidgin)*, 335–340. Canberra: Dept. of Linguistics, Research School of Pacific Studies, Australian National University.

Mühlhäusler, Peter (1985b): Syntax of Tok Pisin. In Stephen A. Wurm & Peter Mühlhäusler (eds.), *Handbook of Tok Pisin (New Guinea Pidgin)*, 341–421. Canberra: Dept. of Linguistics, Research School of Pacific Studies, Australian National University.

Mühlhäusler, Peter (2012): Sprachliche Kontakte in den Missionen auf Deutsch-Neuguinea und die Entstehung eines Pidgin-Deutsch. In Stefan Engelberg & Doris Stolberg (Hrsg.), *Sprachwissenschaft und kolonialzeitlicher Sprachkontakt. Sprachliche Begegnungen und Auseinandersetzungen*, 71–100. Berlin: Akademie-Verlag.

Mühlhäusler, Peter (2017): Varieties of language policies and their consequences in the German colonies of the Pacific area. In Péter Maitz & Craig A Volker (eds.), *Language Contact in the German Colonies: Papua New Guinea and beyond* (= Special issue of *Language and Linguistics in Melanesia* 2017), 9–26.

Mühlhäusler, Peter (2020): *Pitcairn-Norf'k: The Language of Pitcairn Island and Norfolk Island*. Berlin: De Gruyter Mouton.

Nettle, Daniel & Suzanne Romaine (2000): *Vanishing Voices: The Extinction of the World's Languages.* Oxford: Oxford university Press.

O'Shannessy, Carmel (2011): Language contact and change in endangered languages. In Peter K. Austin & Julia Sallabank (eds.), *The Cambridge Handbook of Endangered Languages*, 78–99. Cambridge: Cambridge University Press.

O'Shannessy, Carmel & Felicity Meakins (2016): Australian language contact in historical and synchronic perspective. In Felicity Meakins & O'Shannessy, Carmel (eds.), *Loss and Renewal: Australian Languages since Colonisation*, 3–26. Berlin, Boston: De Gruyter Mouton.

Ross, Alan S. C. & Albert W. Moverley (1964): *The Pitcairnese Language*. New York: Oxford University Press.

Rossem, Cefas van & Hein van der Voort (1996): *Die Creol Taal: 250 years of Negerhollands texts*. Amsterdam: Amsterdam University Press.

Schaengold, Charlotte (2003): The emergence of bilingual Navajo: English and Navajo languages in contact regardless of everyone's best intentions. In Brian Joseph, Johanna DeStefano, Neil G. Jacobs and Ilse Lehiste (eds.), *When Languages Collide*, 235–254. Columbus, OH: Ohio State University Press.

Schaengold, Charlotte (2004): *Bilingual Navajo: Mixed Codes, Bilingualism and Language Maintenance*. Columbus, OH: Ohio State University Dissertation.

Schreier, Daniel, Marianne Hundt & Edgar W. Schneider (eds.) (2020): *The Cambridge Handbook of World Englishes*. Cambridge: Cambridge University Press.

Siegel, Jeff (2008): *The Emergence of Pidgin and Creole Languages*. Oxford: Oxford University Press.

Siegel, Jeff (2020): Contact languages of the Pacific. In Raymond Hickey (ed.), *The Handbook of Language Contact*. Second Edition, 741–762. Oxford: Wiley.

Smith, Norval (1994): An annotated list of creoles, pidgins and mixed languages. In: Jacques Arends, Pieter Muysken & Norval Smith (eds.), *Pidgins and Creoles: An Introduction*, 331–374. Amsterdam: John Benjamins.

Thomason, Sarah G. (2001): *Language Contact: An Introduction.* Edinburgh: Edinburgh University Press.

Thomason, Sarah G. (2003): Social factors and linguistic processes in the emergence of stable mixed languages. In Yaron Matras & Peter Bakker (eds.), *The Mixed Language Debate: Theoretical and Empirical Advances*, 21–39. Berlin: De Gruyter.

Thomason, Sarah G. (2007): Language contact and deliberate change. *Journal of Language Contact* 1 (1), 41–62.

Thomason, Sarah G. (2008a): Social and linguistic factors as predictors of contact-induced change. *Journal of Language Contact* 2 (1), 42–56.

Thomason, Sarah G. (2008b): Pidgins/creoles and historical linguistics. In Silvia Kouwenberg & John Victor Singler (eds.), *The Handbook of Pidgin and Creole Studies*, 242–262. Malden, MA: Wiley-Blackwell.

Thomason, Sarah Grey & Terrence Kaufman (1988): *Language Contact, Creolization, and Genetic Linguistics*. Berkeley: University of California Press.

Trudgill, Peter (2004): *New-Dialect Formation: The Inevitability of Colonial Englishes*. Edinburgh: Edinburgh University Press.

Trudgill, Peter (2015): Societies of intimates and linguistic complexity. In Rik De Busser & Randy J. LaPolla (eds.), *Language Structure and Environment: Social, Cultural, and Natural Factors*, 133–148. Amsterdam: John Benjamins.

Van Coetsem, Frans (1988): *Loan Phonology and the Two Transfer Types in Language Contact.* Dordrecht: Foris.

Van Rheeden, Hadewych (1994): Petjo: the mixed language of the Indos in Batavia. In Peter Bakker & Marten Mous (eds.), *Mixed Languages: 15 Case Studies in Language Intertwining*, 223–237. Amsterdam: IFOTT.

Velupillai, Viveka (2015): *Pidgins, Creoles and Mixed Languages*. Amsterdam: John Benjamins.

Verhaar, John W.M. (1995): *Toward a Reference Grammar of Tok Pisin: An Experiment in Corpus Linguistics*. Honolulu: University of Hawai'i Press.

Versteegh, Kees (2017): The myth of the mixed languages. In Benjamin Saade and Mauro Tosco (eds.), *Advances in Maltese Linguistics*, 245–266. Berlin: De Gruyter Mouton.

Volker, Craig (1991): The birth and decline of Rabaul Creole German. *Language and Linguistics in Melanesia* 22, 143–156.

Wiese, Heike (2020): Contact in the city. In Raymond Hickey (ed.), *The Handbook of Language Contact*. 2nd edition, 261–280. Malden, MA: Wiley-Blackwell.

Winford, Donald (2008): Processes of creole formation and related contact-induced language change. *Journal of Language Contact* 2 (1), 24–45.

Winford, Donald (2009): On the unity of contact phenomena and their underlying mechanisms: The case of borrowing. In Ludmila Isurin, Donald Winford & Kees de Boot (eds.), *Multidisciplinary Approaches to Code Switching*, 279–305. Amsterdam: John Benjamins.

Winford, Donald (2013): Social factors in contact languages. In Peter Bakker & Yaron Matras (eds.), *Contact Languages*: *A Comprehensive Guide*, 363–416. Berlin: De Gruyter Mouton.

# Wege zur Mehrsprachigkeit: Fremd- und Zweitspracherwerb

Peter Auer

# Inszenierung der Volkssprache: Zur vertikalen Differenzierung des Hochdeutschen im bilingualen Berlin des späten 16. Jahrhunderts

**Zusammenfassung:** Im Beitrag wird die Inszenierung der Sprache der Hirten (als Vertretern des ‚einfachen Volks') in einem Berliner Krippenspiel aus dem späten 16. Jahrhundert analysiert, also aus der Spätphase des Übergangs vom Nieder- zum Hochdeutschen. Die Analyse erlaubt Aussagen über die soziale und sprachideologische Bewertung niederdeutscher, hochdeutscher und zwischen beiden hybrider Sprechweisen (Register), wie sie am Ende des 16. Jahrhunderts die soziolinguistische Ökonomie in Berlin/Cölln kennzeichneten.

Manche der Hirten verwenden das Niederdeutsche, andere eine dem Hochdeutschen angenäherte, mit niederdeutschen Elementen durchsetzte Sprechweise. Es wird gezeigt, dass im späten 16. Jahrhundert die einfache Gegenüberstellung von Niederdeutsch als Sprache des Volks und Hochdeutsch als Sprache der gehobenen Schichten durch die vertikale Differenzierung des Hochdeutschen und deren soziale Registrierung ergänzt wird. Die Inszenierung der Hirten lässt also die sprachideologischen Anfänge einer neuen, die kommenden Jahrhunderte prägenden Repertoirestruktur erkennen, in der nicht die Verwendung des Hochdeutschen als solche, sondern die spezifische Form, in der es gesprochen wird, zum sozialen Distinktionsmerkmal wird.

**Schlagwörter:** Niederdeutsch/Hochdeutsch, Berlin, Krippenspiel, Registerbildung (*enregisterment*), Vertikalisierung des Hochdeutschen, Deutsch im 16. Jahrhundert, Hybridformen

## 1 Einleitung

Der Übergang vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen wird im Allgemeinen am Sprachwechsel in den (städtischen) Kanzleien festgemacht, für die die umfangreichsten und ergiebigsten Daten vorliegen (vgl. etwa jüngst Czajkowski 2021). Im Fall von Berlin/Cölln wird dieser Übergang im Vergleich zu nördlicheren und west-

**Peter Auer**: Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, E-Mail: peter.auer@germanistik.uni-freiburg.de

https://doi.org/10.1515/9783111338668-006

Open Access. © 2023 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. CC BY
Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.

licheren Städten im niederdeutschen Sprachgebiet früh, nämlich in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts, angesetzt.[1] Nach Lasch (1910, 1928), die die immer noch umfangreichste Untersuchung zur niederdeutsch-hochdeutschen Mehrsprachigkeit in Berlin und Cölln vorgelegt hat, erfolgte der Sprachwechsel in den Kanzleien überdies schnell und erfasste alle Bereiche: um 1540 wurden z. B. auch Rechnungen und Quittungen einfacher Handwerker oder persönliche Notizen für den internen Gebrauch auf Hochdeutsch verfasst (Lasch 1928: 72). Schon vor 1520 berichtete der Hamburger Domherr Albertus Kranz in seinem (lateinisch verfassten) Buch *Saxonia* mit Bedauern, die Brandenburger hätten das Meißnische übernommen.[2]

Die Fokussierung auf den Sprachwechsel in den Kanzleidokumenten verstellt allerdings den Blick auf die Phase der Mehrsprachigkeit, die ihm vorausging und folgte. Wie Lasch zeigt, waren die niederdeutschen Kanzleien in Berlin/Cölln schon im 15. Jahrhundert insofern zweisprachig, als sie nicht selten Schriftstücke adressatenspezifisch abfassten (also an Kanzleien, von denen man annehmen konnte, dass dort hochdeutsch geschrieben wurde, ebenfalls auf Hochdeutsch). Die Sprachwahl war funktional, was auf zweisprachige Schreiber hindeutet. Umgekehrt ist natürlich davon auszugehen, dass auch noch lang nach der Phase des schriftsprachlichen Wechsels zum Hochdeutschen in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts zweisprachige Sprecher(innen) in Berlin lebten, vor allem in Schichten, in die die neue Prestigesprache (noch) nicht vorgedrungen war. Die Beschränkung auf kanzleisprachliche Dokumente betont überdies notwendigerweise den Sprachwechsel in der Schriftlichkeit; der mündliche Sprachgebrauch lässt sich daraus nur sehr indirekt rekonstruieren. Gerade in Berlin/Cölln konnte die Oberschicht der Kaufleute und höheren Verwaltungsbeamten aber die neue Prestigesprache durch Aufenthalte in den nahen Handels- und Kulturzentren des obersächsischen Sprachraums auch mündlich übernehmen. Weniger mobile und schriftferne Schichten erwarben dann das mündliche, obersächsisch geprägte Hochdeutsch indirekt durch den Kontakt mit den oberen Schichten.

Dass das neu erworbene Hochdeutsch Spuren seines Erwerbs, also niederdeutsche Interferenzen, aufwies, wissen wir aus den kanzleisprachlichen Texten der Übergangsphase. Gabrielssson (1983: 126 ff.) nennt drei Phasen: eine erste Phase, in der der Grundcharakter der Schriftsprache noch eindeutig niederdeutsch ist, aber hochdeutsche „Eindringlinge“ zu identifizieren sind; eine mittlere Phase der Hybridisierung, in der mischsprachliche Texte dadurch entstehen, dass die Schreiber

**1** Vgl. Gabrielsson (1983: 149), der 1510 für den erfolgten Wechsel in der kanzleiexternen Korrespondenz und 1530 für den Wechsel der kanzleiinternen Schreibsprache nennt.

**2** Vgl. Lasch (1928: 70). Kranz starb 1517, das Buch erschien erst 1520.

durch mehr oder weniger zielführende, laienlinguistische „Gleichungen“ die hoch- und niederdeutsche Graphien aufeinander abbilden, und schließlich eine dritte Phase, in der die prinzipiell hochdeutschen Texte nur noch von niederdeutschen Substrateinflüssen gekennzeichnet sind, die sich sedimentiert haben.

Dies wird in der mündlichen Sprache kaum anders gewesen sein. Interessant ist nun die Frage, ob sich im Verlauf dieses Erwerbsprozesses ein berlinisches ‚Register‘ des Hochdeutschen herausgebildet und verfestigt hat. Ein solches *enregisterment* (Agha 2003, 2007) liegt dann vor, wenn Konstellationen sprachlicher Merkmale mit bestimmten sozialen Rollen verbunden und dadurch mit sozialer Bedeutung gefüllt werden, und diese Verbindung Teil des sprachlichen Bewusstseins wird. So wird das Berlinische ja noch heute oft verstanden: als eine Varietät des Hochdeutschen auf einem niederdeutschen Substrat, die konventionalisiert wurde (vgl. als Überblick Auer 2019).

Lasch selbst sah den Sprachwechsel in Berlin/Cölln bekanntlich als kompletten Austausch des Niederdeutschen gegen das Obersächsische. Die gesamte „Lautgrundlage“ (Phonologie) des Berlinischen sei in dieser Zeit obersächsisch geworden, nur die „Lautproduktion“ (Phonetik) niederdeutsch geblieben (1928: 75). Mehr Variation wollte sie nicht zulassen; sie wäre für sie nichts als ein „regelloses Gemisch in verwahrloster Form“ (1928: 139) gewesen.[3] Im Gegensatz dazu akzeptiert die heutige Sprachkontaktforschung ohne Weiteres, dass Sprachwechsel in einer Gemeinschaft zur Emergenz neuer Varietäten führen kann, die durch Substratmerkmale gekennzeichnet sind, und dass sich diese Merkmale nicht auf die Phonetik beschränken, sondern in das Sprachsystem eingreifen. Von einer solchen, neu geformten Varietät wäre gerade zu erwarten, dass es selektiv bestimmte (saliente) Merkmale der Substratsprache beibehält und mit bestimmten sozialen Typisierungen verbindet; sie werden auf diese Weise zu soziolinguistischen Indices (Eckert 2008).

In diesem Beitrag soll anhand der Analyse eines Weihnachts- oder Krippenspiels an einem kleinen Beispiel der Versuch gemacht werden, den soziolinguistischen Prozess eines solchen *enregisterments* in Berlin/Cölln im 16. Jahrhundert zu rekonstruieren. Dahinter steht die Überlegung, dass sich die Prozesse des *enregisterments* besser an inszenierter, performativer Sprache aufzeigen lassen als an kanzleisprachlichen Texten, in denen sprachliche Variation, soweit sie bei einem Schreiber auftritt, nicht der bewussten Darstellung sozialer Rollen dient.

**3** Schon Teuchert (1928/29) wies in seiner Rezension von Lasch (1928) auf die Schwierigkeiten dieser Position hin, die die durchaus vorhandenen niederdeutschen Merkmale in den Texten aus Berlin/Cölln des 16. Jh. nicht erklären kann.

## 2 Der Text, sein Autor und die Aufführung

Das Krippenspiel wurde für eine Weihnachtsfeier am markgräflichen Hof im Jahr 1589 geschrieben, also zu einem Zeitpunkt, an dem der Sprachwechsel zum Hochdeutschen in der Kanzleisprache – und wohl auch in der mündlichen Sprache der oberen Schichten – schon vollzogen war. Es trägt den Titel *Eine kurtze Comedien von der Geburt des Herren Christi* und wurde von anonymer Hand verfasst. Verwendet wird die Text-Ausgabe von Bolte (1926).[4] Da wir wissen, in welchem sozialen Kontext das Krippenspiel anzusiedeln ist, können wir fragen, wie sich dieser Kontext in seine sprachliche Gestaltung inskribiert.

Dieser soziale Kontext war der Hof des Kurfürsten Johann Georg, wo das Krippenspiel durch seine Kinder und adlige Knaben und Mädchen aufgeführt wurde. Der Verfasser könnte ein „Hofbeamter oder Prinzenerzieher oder Geistlicher" (Bolte) gewesen sein, der den Text speziell für diese Gelegenheit verfasste. Bolte zufolge hat er sich dabei frei bei Vorbildern bedient. Eine mittelgroße Anzahl von Versen sei aus früheren Nativitates von Lasius und Pape, weitere Teile aus süddeutschen Weihnachtsspielen übernommen worden; unter letzteren auch die Hirtenszenen, die lediglich sprachlich angepasst wurden (Bolte 1926: 23). Da wir den Autor nicht namentlich kennen, ist auch nicht klar, ob er selbst über muttersprachliche Kompetenzen des Niederdeutschen verfügte. Wenn man Boltes Vermutung zustimmt, dass er aus dem höfischen Kontext kam, ist es durchaus möglich, dass er primär hochdeutsch sozialisiert war und das Niederdeutsche nicht als Erstsprache beherrschte.

Die Darsteller sind im Text den Figuren namentlich zugeordnet. Nach Friedlaender (1839) wurden viele Figuren von Kindern unter 10 Jahren dargestellt. So ‚spielte' Markgraf Friedrich das ‚Christkindelein' – er war damals gerade 21 Monate alt. Nur die Darstellerin der Maria zählte bereits 16 Jahre. Neben der markgräflichen Familie standen „junge Edelleute aus den angesehensten Familien" (Friedlaender 1839: 15) auf der Besetzungsliste. Das Alter der vier Hirten-Darsteller – Bernhardt von Nötsch[ow], Christeffel von Horn, Henrich von Lewen, Ditterich von Dhalen – ist nicht überliefert, aber es ist davon auszugehen, dass sie ebenfalls Kinder oder Jugendliche waren.

Der Text wurde für den Anlass als Skript für die Aufführung geschrieben. Es handelt sich um einen Gebrauchstext, der als Spielanweisung genutzt wurde und keine literarischen Ambitionen des Verfassers verrät. Das schriftliche Dokument war kein Selbstzweck; es war nur Hilfsmittel für die Aufführung, also für die gesprochene Sprache.

**4** Es gibt eine frühere Ausgabe von Friedlaender (1839), die sich davon nur unwesentlich unterscheidet.

Zunächst ist wenig überraschend, dass, dem höfisch-markgräflichen Publikum und Darstellerkreis entsprechend, fast allen Figuren des Spiels – der Heilige Familie, den Engeln, den Königen und Hohepriestern sowie dem „Argumentator“ – ausschließlich hochdeutscher Text zugeordnet wird.[5] Dieses Hochdeutsch ist weitgehend regional unmarkiert. Es weist insbesondere keine der diagnostischen Merkmale des Oberdeutschen (Peters 2003: 162–3, Rössler 2005, Kettmann 1991) auf: anlautend germ. *b* ist nie <p> geschrieben, es heißt immer *nicht*, nie *nit*, das Präfix *ge-* ist als Marker des Partizips durchweg die Vollform und nicht reduziert (*geboren, getretten*), die hohen mhd. Langvokale und die mhd. Diphthonge werden graphisch nicht differenziert, sondern beide Lautgruppen durchweg <ei>/<ey>, <au> bzw. <eu> geschrieben. Leichte oberdeutsche Tendenzen kann man hinter den zahlreichen Schwa-Synkopen und -Apokopen vermuten, die sich aber oft auch durch das Metrum erklären lassen; auch die durchgängige Diphthongierung von *aus/auf* ist eher ober- als ostmitteldeutscher Standard. Oberdeutsch ist auch die Verkürzung von *einen* zu <ein> (Moser/Stopp/Besch Bd. IV, 394). Zudem gibt es einzelne Wortformen, die auf unterschiedliche Regionen hinweisen: *ich gleub* (558) ‚ich glaube‘ und *keine Rugk* (985) ‚keine Ruhe‘ sind mitteldeutsch, *neige* ‚neue‘ (626) (vgl. Schmeller 1872–1877 Bd. 1: 1709–10) und *chlar* ‚klar‘ oberdeutsch. Bei *eyen* ‚eigen‘ (493), *du solt* ‚du sollst‘ (685), *(er) secht* ‚sagt‘ (625) dürfte es sich sogar um niederdeutsche Schreibungen handeln. Das sind allerdings Einzelfälle.[6] Insgesamt ist das Hochdeutsche dieser Figuren – angesichts seines Charakters als Gebrauchstext für eine einzige Gelegenheit – relativ konsistent variationsfrei. Das belegt zunächst, dass der Verfasser diese Varietät problemlos beherrschte.

Es gibt allerdings eine Ausnahme zu der Regel, dass die Figuren des Weihnachtsspiels hochdeutsch sprechen: Wohl erstmals in Berlin/Cölln[7] wird das Niederdeutsche zur Charakterisierung zweier der vier Hirten verwendet, die in dem Stück

**5** Vgl. etwa den 1. König (677–682):
*Vil Glugk undt Heill wunschen wir all*
*Aus Hertzengrundt mit grossen Schall*
*Der libsten Mutter außerkohren*
*Unndt auch dem Kindelein hochgeborn.*
*Gegrüssedt seidt auch mannichfallt,*
*Villgelibter Vater, unsertthalb.*

**6** Die kasusneutralisierten *-en*-Suffixe bei attributiven Adjektiven im Singular Dativ (wie etwa *mit grossen Schall*) sind lt. Moser, Stopp & Besch (Hrsg.) 1988, Bd. VI, S. 237, Anm. 2; Bd. VII, S. 296, Anm. 14 allgemein im Früh-Nhd. beobachtete Varianten und keine niederdeutschen Interferenzen.

**7** Nach Bolte ist als Vorläufer ist lediglich Omichius‘ „Damon und Pythias“ bekannt; das Stück wurde 1580 auch in Berlin aufgeführt. Omichius war allerdings Mecklenburger und schrieb nicht speziell für ein märkisches Publikum.

auftreten. Ebenso neu und noch aufschlussreicher ist aber, dass den anderen beiden Hirten eine niederdeutsch-hochdeutsch hybride Sprache in den Mund gelegt wird. Da auszuschließen ist, dass diese Hybridsprache der Unsicherheit oder Inkompetenz des Verfassers im Hochdeutschen geschuldet ist (die hochdeutschen Figuren weisen keine solchen hybriden Merkmale auf), ist eine soziolinguistische Interpretation zwingend. Nicht nur das Niederdeutsche, sondern auch das niederdeutsch durchsetzte Hochdeutsche werden vom Autor in Kontrast zum Hochdeutsch, wie es das Publikum kannte und vermutlich sprach, gesetzt.

Schmidt (1986: 140) schreibt zu diesem Krippenspiel, dass die beiden Hirten „in ihrer Sprachform einer Ausgleichssprache der Berliner Stadtbevölkerung der Zeit wohl nahekommen". Im Folgenden soll hingegen argumentiert werden, dass die Darstellung ihrer Sprache Teil der Herausbildung und diskursiven Bewertung eines neuen Registers der Berliner Unterschicht ist. Es sollte dem gebildeten, nicht niederdeutsch sprechenden oder zumindest nicht niederdeutsch-dominanten Publikum am Hof die typische Sprechweise des niederen Volks *vorführen*. Das Krippenspiel machte also keinen Versuch, die tatsächlichen Sprachsituation in Berlin/Cölln zu dieser Zeit darzustellen. Vielmehr ist es ein frühes Beispiel für die Etablierung einer (neuen) soziolinguistischen Ordnung, die sprachliche Unterschiede in eine ideologische Konstruktion der sprachlichen Wirklichkeit einbettet, derzufolge verschiedene Formen des Hochdeutschen unterschiedliche soziale Wertungen erfahren.

Das Krippenspiel wurde nicht für ein städtisches, sondern ein höfisches Publikum aufgeführt. Auch wenn der alte Antagonismus (des 15. Jahrhunderts) zwischen dem Hof und den Städten Berlin und Cölln zu dieser Zeit nicht mehr existierte und sich unter den höheren Beamten am Hof auch märkisches Personal befand, ist zu berücksichtigen, dass die Familie des Markgrafen selbst sowie vermutlich auch einiger seiner hohen Hofbeamten keinen niederdeutschen Sprachhintergrund hatte: Die Hohenzollern kamen aus Nürnberg, und aus dem hochdeutschen Sprachraum kam auch ein Teil des Beamtentums (vgl. Lasch 1928: 41). Auch im Fall gebürtiger Märker am Hof muss man nicht unbedingt Niederdeutsch als Erstsprache voraussetzen. Bei sehr jungen, höfisch sozialisierten Menschen, wie es die Darsteller waren, stand das Niederdeutsche am Ende des 16. Jahrhunderts sicherlich nicht mehr hoch im Kurs, und es ist gut möglich, dass sie schon rein hochdeutsch sozialisiert wurden. Das städtische Repertoire (mit Niederdeutsch, evtl. obersächsisch geprägtem Hochdeutsch und Hybridregister) war also nicht notwendigerweise identisch mit dem der ‚Schauspieler' und Zuschauer. Die Perspektive auf die Sprachwirklichkeit der einfachen Leute, für die die Hirten stehen und die die Inszenierung aufrollt, ist eine von außen.

# 3 Die Sprache der Hirten: Hybrid gegen Niederdeutsch und Hochdeutsch

Die Gesamtzahl der Verse, die im Text den Hirten zugeordnet sind, ist mit etwas über 300 naturgemäß klein. Davon fallen auf die beiden niederdeutsch sprechenden Hirten 185 Verse (Hirte 1 = 157, Hirte 4 = 27), auf die beiden hochdeutsch-niederdeutsch gemischt sprechenden Hirten 117 (Hirte 2 = 66, Hirte 3 = 51). Dennoch lassen sich aus diesen wenigen Versen sprachliche Muster extrahieren.

Beginnen wir mit den niederdeutsch sprechenden Hirten. Die Verbindung der Figur des Hirten mit dem Niederdeutschen reflektiert und enkodiert (registriert) für das höfische Publikum die Verbindung des ‚einfache Volks' mit dieser Sprache. Niederdeutsch ist in Brandenburg nicht mehr selbstverständlich; es hat eine neue soziale Bedeutung angenommen, die es 100 Jahre vorher nicht hatte. Das Repertoire hat sich (neu) vertikalisiert (Reichmann 1988).

Der Vierte Hirte, dem die geringste Zahl von Versen zugeordnet ist, spricht immer (märkisches) Niederdeutsch[8], vgl. etwa:

**Ausschnitt 1 (196–204)**

*Gy Gesellen, heffe gi nu gehoredt,*
Ihr Gesellen, habt ihr nun gehört,
*Watt uns Gott upperstundt hatt beskereth?*
Was uns Gott zu dieser Stunde beschert hat?
*Watt mutt datt vor en Wunger sin:*
Was muss das für ein Wunder sein:
*Die allene erheltt all Dingk,*
Der alleine alle Dinge erhält,
*Is nun worden en klen Kindeken*
Ist nun ein kleines Kindchen geworden
*Undt soll liggen in Krippeken*
Und muss in einem Krippchen liegen
*Inn sottener Kölde uppen Windelken*
In solcher Kälte auf einem Windelchen
*In dustern Stall bi datt Eselken*

**8** ‚Ausrutscher' ins Hochdeutsche sind sehr selten. Es gibt außerdem einige Formen, die zwar niederdeutsch sind, aber den maximalen märkischen Dialekt nicht erreichen, wie *kölde* anstelle von *kölle* ‚Kälte'.

Im düsteren Stall bei dem Eselchen
*Uppen harden Stro bi datt Rindigken.*
Auf dem harten Stroh bei dem Rinderchen.

Neben Graphien, die zweifelsfrei auf niederdeutsche Phonologie und Grammatik bezogen werden können, finden sich bei ihm und dem Ersten Hirten (s. u.) auch Merkmale eines *eye dialects*, die vermutlich keine lautliche Entsprechung hatten. So schreibt der Verfasser durchweg anlautend <sk> (vgl. den zweiten Vers im Ausschnitt: *beskereth* ‚beschert'), mit graphischen Varianten wie <sc>, obwohl im Niederdeutschen der Zeit der Wandel zu /ʃ/ wohl schon vollzogen war (dazu Lasch 1914: 174 für die Mark Brandenburg). Die graphische Gestaltung ist hier mit großer Wahrscheinlichkeit lediglich als Hinweis zu lesen, dass dieser Text niederdeutsch realisiert werden soll, nicht als lautliche Vorgabe. Ein zweites, nicht ganz so eindeutiges graphisches Merkmal ohne phonologische Entsprechung ist die Schreibung von anlautend nd. /j/,[9] die bei den Entsprechungen von hd. /g/ in den niederdeutschen Hirtenversen ausnahmslos <g> ist. Die Entsprechungen von hd. /j/ (*girgend* ‚irgend') und der Anlaut der nd. Pronomina der 2.Pl. (etwa *gi*, vgl. unten) werden in den Versen des Ersten und Vierten Hirten manchmal ebenfalls <g> geschrieben (9 Belege), teils auch <j> (5 Belege). In den Versen des Zweiten und Dritten Hirten findet sich hingegen mit einer Ausnahme (*Gegersmann*, vgl. Ausschnitt 3 unten) nur die <j>-Schreibung.

Obwohl es keine *codeswitches* ins Hochdeutsche gibt, ist allerdings das Niederdeutsche selbst beim Vierten Hirten und in den wenigen Versen, die er zu sprechen hat, nicht völlig konsistent. So gibt es zum Beispiel im Textausschnitt Variation bei der Realisierung der Velarisierung: *Wunger* (mit Velarisierung: ‚Wunder') vs. *Kindeken* (ohne Velarisierung). Der Verfasser hat (vielleicht aus Nachlässigkeit) die Hinweise auf die dialektale Realisierung im märkischen Niederdeutsch manchmal in den Text eingebaut und manchmal unterlassen; dass die jungen Darsteller den Text lautlich wirklich genauso memorieren und aufführen konnten, wie das die schriftliche Vorlage suggeriert, ist sowieso eher zu bezweifeln (was dem Verfasser sicher auch bewusst war).

Auffällig in dem Textausschnitt ist die Häufung von *-ken*-Diminutiven in fünf aufeinander folgenden Versen. Man kann sie durch die textfunktionsbedingt geringe Sorgfalt des Verfassers erklären oder auch durch die Tatsache, dass das Suffix ihm das Reimen leichter machte. Vielleicht wollte der Verfasser damit aber auch einen performativen Effekt erzielen und das Niederdeutsche der Unterschicht karikieren: für das hochdeutsch sprechende, gebildete Publikum müssen die zahl-

9 Zum Zusammenfall von /j/ und /g/ im Niederdeutschen vgl. Lasch (1914: 181).

reichen *-ken*s komisch geklungen haben. Das mag ein augenzwinkernd-komischer Effekt für das erwachsene Publikum gewesen sein, ohne dass sich die kleinen ‚Schauspieler' dessen bewusst waren.

Auch der Erste Hirte spricht Niederdeutsch, allerdings weniger konsistent als der Vierte Hirte (siehe dazu unten, Abschnitt 4). Es kommen manchmal Wörter oder ganze Phrasen auf Hochdeutsch vor (unterstrichen):

**Ausschnitt 2 (113–117)**

*Ein grodett Wunder ick vernim,*
Ich vernehme ein großes Wunder
*Datt mut wadt sin, et sie ock, wadt et woll,*
Dass muss etwas sein, es sei auch, was es wolle,
*Die Lufft is aller fröden vol.*
Die Lufft ist aller Freuden voll.
*Ein Engel von uns nicht sehr weitt*
Ein Engel, nicht sehr weit von uns,
*Wierdt hebbenn sunderliche Freudt.*
Wird besondere Freude haben.

Der Hirte wird also als ein Niederdeutsch-Sprecher dargestellt, der auch Fragmente des Hochdeutschen produziert. Diskursfunktionen lassen sich ihnen allerdings nicht zuschreiben; es handelt sich also nicht um klassisches *codeswitching* sondern eine Form von *mixing*. Wiederum können manche Fälle dem Reim geschuldet sein (etwa hd. *Freudt* in v. 117 – nd. *fröd*, wie in v. 115 kurz davor, hätte nicht zu *weitt* gepasst).

Der Zweite und Dritte Hirte werden nun allerdings sprachlich völlig anders präsentiert. Hier ein Ausschnitt für den Zweiten Hirten (niederdeutsche Elemente fett):

**Ausschnitt 3 (35–40)**

*So blas **ick** als **en G**egersmahn*
So blas ich wie ein Jägersmann [i. e., mein Jägershorn]
*So gutt als ichs gelernet ha.*
So gut wie ich's gelernt habe.
*Loß dich **o**ch hören, lieber Gespan,*
Lass dich auch hören, lieber Freund,
*So **flehen** die **Wulwe** all davon.*
Dann fliehen die Wölfe alle davon.

*So sein wir diese Nacht alle drey*
Dann sind wir in dieser Nacht alle drei
*Hie mit einander sorgenfrey.*
Hier miteinander sorgenfrei.

Die Matrixsprache ist hier eindeutig hochdeutsch. Die trotzdem zahlreichen niederdeutschen Elemente zeigen außerdem ein anderes Muster als die hochdeutschen Elemente in der Sprache des Ersten Hirten: zwar sind auch hier teils einzelne Wörter betroffen (*flehen, Wulwe*), oft aber auch nur einzelne Laute (Buchstaben). Die Kookkurrenzrestriktionen innerhalb der Wörter werden dann durchbrochen. In *och* deutet z. B. <o> auf einen niederdeutschen Vokal und <ch> auf einen hochdeutschen Frikativ hin, während kurz vorher *ick* die unverschobene niederdeutsche Form nahelegt, die in *och* gerade vermieden wird (nd. *ok*). Das Wort verletzt also die Kookkurrenzrestriktionen beider Kontaktvarietäten und ist daher hybrid.

Solche Hybridformen kennzeichnet auch die Sprache des Dritten Hirten:

**Ausschnitt 4 (45–50)**

*So kalte Nacht ich nie entpfand,*
Eine so kalte Nacht habe ich noch nie erlebt,
*So lang ich huet* ***up dessen*** *Landt.*
So lang ich hüte auf diesem Land.
*Die Himellrött* ***tigt ok*** *was an,*
Die Himmelsröte zeigt auch etwas an,
*Wiewol* ***ick****s nicht verstehen kan.*
Wiewohl ich es nicht verstehen kann.
***Datt*** *Gewölk verschwi****ng****et ganz undt gar,*
Die Wolken verschwinden ganz und gar,
*Umb uns ist es schön hell undt chlar.*
Um uns herum ist es richtig hell und klar.

Innerhalb eines kurzen Textausschnitts wechseln unverschoben-niederdeutsche (*up, ok, ik, datt*) mit verschoben-hochdeutschen Plosiven (*entpfand, ich, es; chlar*). Die meisten Schreibungen sind mit einer hochdeutschen phonologischen Struktur kompatibel, aber in *verschwinget* kommt durch die Velarisierung von /nd/ ein kleinräumiges und daher vermutlich auch schon für Zeitgenossen salientes dialektales Merkmal der Mark Brandenburg ins Spiel. Die Lexik ist in diesem Ausschnitt größtenteils hochdeutsch, mit *tigt* ‚zeigt' wird aber auch ein niederdeutsches Lexem verwendet.

Der folgende Ausschnitt (ebenfalls aus dem Text des Dritten Hirten, der hier zu Josef spricht) zeigt, wie kleinräumig sich nieder- und hochdeutsche Graphien gegenüberstehen können. Wenn der Text tatsächlich auch so vorgetragen wurde, wurden die Zuschauer geradezu auf die Inkonsistenzen gestoßen:

**Ausschnitt 5 (350–365)**

| | | |
|---|---|---|
| *Ich bitt, du wollest auch hören mich.* | | |
| Ich bitte dich, auch mir zuzuhören. | | |
| ***Wir** hütten draus bey unser Vih,* | *wir* | |
| Wir hüteten draußen (bei) unser(m) Vieh, | ↕ | |
| *Da erhorten **wi** alle drey* | *wi* | |
| Da hörten wir alle drei | | |
| ***Ein** sunderliche Melodey,* | *ein* | |
| eine sonderbare Melodie. | ↕ | |
| *Kosetten mit ana**ng**er von der Sach;* | | *ananger* |
| Wir diskutierten miteinander darüber; | ↕ | ↕ |
| *Ja **ener** thu den a**nd**ern sprach,* | *ener* | *ander* |
| ja, einer sagte zu dem anderen, | | |
| *Wie wir die Sache soltenn verstan.* | | |
| Wie wir die Sache verstehen sollten. | | |
| *Hor doch, wie es thett weiter gan!* | | |
| Hör zu, wie es weiter ging. | | |
| *Do **ener** mit den andern streidt,* | *ener* | |
| Als der eine mit dem anderen stritt, | ↕ | |
| *Kam her von adelicher Seitt* | | |
| Kam von vornehmer Seite | | |
| ***Ein** wunderschöner Engell klar,* | *ein* | |
| ein wunderschöner, heller Engel, | | |
| *Sein Gesicht wie ein Carfunkell war.* | | |
| Seine Augen waren wie Karfunkel. | | |
| ***Hä** gab von ihn ein sottenen Schein,* | *hä* | |
| er gab einen solchen Schein von sich, | ↕ | |
| *Das es uns deucht ein Wunder sein.* | | |
| Dass wir glaubten, es sei ein Wunder. | | |
| ***Er** sagt von einen Kindelein,* | *er* | |
| Er sprach von einem Kindlein, | | |
| *Welches hie zu Bettlehem soltt sein;* | | |
| Das hier in Bethlehem sein soll; | | |

Der zweite und dritte Hirte werden also als Sprecher typisiert, die – anders als der Erste und Vierte Hirte – zwar eindeutig hochdeutsch zu sprechen versuchen, dabei aber nur teilweise erfolgreich sind; sie vermischen (aus der Sicht der Zuschauer und Zuschauerinnen) richtige und falsche Formen, beherrschen also die von ihnen angestrebte Varietät nicht ausreichend.

So werden durch das Krippenspiel drei verschiedene Register enkodiert und mit sozialer Bedeutung versehen: einmal das hochdeutsche Register der Heiligen, Engel, Könige, etc., das mit der Sprache des Publikums identisch gewesen sein dürfte und so der sozialen Schicht des Adels und der höfischen Entourage zugeordnet und als die Sprache der Oberschicht registriert wird. Zum zweiten das niederdeutsche Register, das der Figur der Hirten zugeordnet ist, die für das einfache Volk stehen. Schließlich (und das wird zu dieser Zeit die eigentliche Neuerung gewesen sein) kommt als drittes Register eine Hybridsprache hinzu, die im Spannungsfeld zwischen niederdeutschem und hochdeutschem Register (Sprache des einfachen Volks und Sprache der Oberschicht) angesiedelt ist. Die Variation ist nicht neutral, sondern gerichtet ist: in der Welt des Weihnachtspiels ist ein hohes Register angemessen, das die beiden Figuren anstreben, aber nicht erreichen. Dieses ‚Substandard'-Register des Hochdeutschen kontrastiert nicht nur mit dem traditionellen Niederdeutschen, sondern auch mit dem ‚Standardregister' der Oberschicht. Es liegt daher nahe, hier die Anfänge einer sozialen Differenzierung des Hochdeutschen zu sehen, die die folgenden Jahrhunderte prägen wird. Die einfache Zuordnung des Niederdeutschen zur Unterschicht und des Hochdeutschen zur Oberschicht wird dieser Interpretation zufolge aufgebrochen und durch ein neues soziolinguistisches Konstrukt ersetzt. Es geht jetzt nicht mehr nur einfach um Sprachwechsel und seine soziale Bedeutung, sondern um die ideologische Etablierung vertikaler Registerdifferenzen *innerhalb* des Hochdeutschen. Nicht jeder, der die Prestigevarietät akkommodiert, kann dadurch auch schon den sozialen Mehrwert für sich beanspruchen, der mit dem Wechsel zum Hochdeutschen in Berlin ursprünglich verbunden war; es muss nun die ‚richtige' Form des Hochdeutschen sein.

## 4 Welche Merkmale?

Welche niederdeutschen Merkmale werden nun verwendet, um die Hybridsprache der beiden das Hochdeutsche erfolglos akkommodierenden Hirten zu kennzeichnen? Sind es dieselben, die auch in den späteren Jahrhunderten und bis heute als Merkmale des Berlinischen gelten?

Phonologisch und psycholinguistisch waren die Bewohner von Cölln und Berlin, die sich im späten 16. Jahrhunderts dem prestigereichen Hochdeutschen von

**Tab. 1:** Verhältnis von verschobenen und erhaltenen Tenues in der Sprache der vier Hirten.

| | HIRTE 1 | HIRTE 2 | HIRTE 3 | HIRTE 4 |
|---|---|---|---|---|
| **K** | 7:57 | 13:2 | 15:5 | 1:5 |
| **T** | 6:105 | 21:4 | 16:3 | 2:25 |
| **P** | 0:15 | 9:1 | 1:0 | 0:5 |
| **SUMME** | 13:177 | 43:7 | 32:8 | 3:35 |
| **% VERSCHIEBUNG** | 6,8 % | 86 % | 80 % | 7,9 % |

niederdeutscher Basis aus näherten, in einer ähnlichen Situation wie im 20. Jahrhundert Dialektsprecher, die Zuordnungen zwischen dialektalen und standarddeutschen Lauten lernen mussten. Die Herausforderung bestand im Wesentlichen darin, dass kognate Wortformen durch lexikalische „Korrespondenzregeln" (Auer 1990: 273-5) aufeinander bezogen und dadurch die Entsprechungen zwischen dem niederdeutschen und hochdeutschen Lautstand am Einzelbeispiel gelernt wurden. Je nach Merkmal ließen sich aus den Korrespondenzen allgemeinere phonologische ‚Regeln' ableiten, die aber auch zu Übergeneralisierungen führen konnten, weil sie oft nur abhängig vom phonologischen Kontext und teils auch nur probabilistisch galten. Wie stellt der Verfasser des Krippenspiels nun diese ‚Lerner-Situation' dar?

Beginnen wir mit den Reflexen der 2. Lautverschiebung (Tenuis-Verschiebung). Abb. (1) und Tabelle (1) zeigen die Verteilung für vorahd. P, T, K. Wenig überraschend, zeigt der Text für den Ersten und Vierten Hirten fast ausschließlich die niederdeutschen Plosive: *thu ~ tu(m)* ‚zu', *datt ~ dett ~ dedt* ‚dass/das', *muten* ‚müssen', *wakendt* ‚wachend', *Thidt ~ Thide* ‚Zeit', *solker* ‚solcher', *Skep+ken* ‚Schäf+chen', *up* ‚auf', *schlapen* ‚schlafen', etc. Unter den wenigen Ausnahmen ist das Suffix *-lich,* das immer <ch> geschrieben wird (auch beim Vierten Hirten). Ob die Wörter gemäß ihrer Schreibung realisiert wurden, hing von der Niederdeutschkompetenz der Darsteller und Darstellerinnen ab. Wenn sie sich genau an den Text hielten, dürften die hochdeutschen Formen angesichts ihrer geringen Zahl (6,6 bzw. 7,9 % beim Ersten bzw. Vierten Hirten) dem Publikum nicht besonders aufgefallen sein.

In den Versen des zweiten und dritten Hirten beobachten wir hingegen in der Regel die frikativische Realisierung, also etwa *was* (anstelle von *wat*), *hilff* (anstelle von *help ~ hölp), och* (anstelle von *ok),* etc. Auch hochdeutsche Wörter ohne niederdeutsche Entsprechungen kommen, dann natürlich mit hd. Konsonantismus, vor, etwa *zitter(n).* Allerdings mischen sich relativ zahlreich (in 14 % bzw. 20 % der Belege) niederdeutsche Graphien ein, und zwar mit zwei Ausnahmen immer in ‚kleinen' Wörtern (*ik, up, datt* ...). Diese Verteilung ist sowohl aus der Sicht des Sprachwandels (allmähliche, nicht schlagartige Verschiebung des Niederdeutschen

zum Hochdeutschen) als auch aus der Sicht des Zweitspracherwerbs plausibel: vom Wandel erfasst/erworben werden zuerst die Inhaltswörter, dann erst die grammatischen Wörter, auf die die aus dem Niederdeutschen übertragenden Lerner ihre Aufmerksamkeit weniger richten. Die Hybridsprache dieser Hirten zeigt also Charakteristika, die wir heute als lernersprachlich bezeichnen würden.

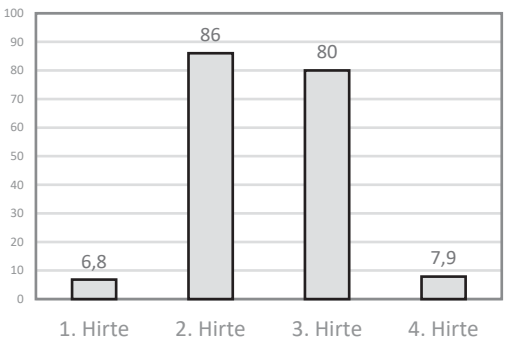



**Abb. 1:** Tenuisverschiebung – Anteil an allen Belegen in Prozent bei den vier Hirten.

Ein zweites phonologisches Merkmal, das hier kurz betrachtet werden soll, sind die mittelhohen mnd. Lang-Monophthonge /o: ~ ø:, e:/ = <o ~ ö, e>. Die damaligen Hochdeutschlernenden mussten sie auf die oberdeutschen[10] Entsprechungen / au, ai/ = <au, ei ~ ey> beziehen, etwa in nd. *ken(e)* (09, 18) vs. od. *keine*, nd. *och* (21) ~ *ok* (31) vs. od. *auch*. Tab. 2 zeigt die Schreibungen im Text. Der Erste Hirte verwendet sehr weitgehend, der Vierte Hirte ausschließlich die niederdeutschen Monophthonge, der Dritte Hirte fast nur die oberdeutschen Diphthonge. Der dem Zweiten Hirten zugeordnete Text ist hybrid und weist etwa ebenso viele niederdeutsche wie oberdeutsche Formen auf (*och* ‚auch', *globig* ‚gläubig', *gleweth* ‚glaubet', *lupen* ‚laufen', *en* ‚ein', *ken* ‚kein', *men* ‚meine', *allen* ‚allein', *klen* ‚klein', *Tel* ‚Teil', *hel* ‚heil', *wes* ‚weiß (Verb)', *hemligkedt* ‚Heimlichkeit'). Auch hier wird also die Vermischung der ‚korrekten' und der aus dem Substrat Niederdeutsch interferierenden, ‚falschen' Formen zur Charakterisierung des sozialen Typus verwendet.

**10** Das Obersächsische hat hier ebenfalls Monophthonge; allerdings spielen sie in der Sprache der hochdeutschen Figuren des Krippenspiels keine Rolle, so dass die Monophthonge der Hirten als niederdeutsch interpretiert werden müssen.

**Tab. 2:** Verhältnis der nd. mittelhohen monophthongischen Langvokalen zu ihren od. diphthongischen Entsprechungen in der Sprache der vier Hirten.

| | HIRTE 1 | HIRTE 2 | HIRTE 3 | HIRTE 4 |
|---|---|---|---|---|
| **as. /o:/** | 8:0 | 4:0 | 1:2 | 1:0 |
| **as. /e:/** | 15:3 | 6:8 | 0:7 | 6:0 |
| | 23:3 | 10:8 | 1:9 | 7:0 |

Auffällig sind im Text des Zweiten Hirten Hybridisierungen innerhalb des Worts, etwa in *lofft* ‚läuft' (mnd. *lopen*) oder *wes* ‚weiß' (mnd. *weten*). Sowohl die höhere relative Zahl der nd. Monophthonge im Vergleich zu den nd. Plosiven als auch die Richtung, in der die Kookkurrenzregeln der beiden Kontaktsprachen durchbrochen werden, indiziert, dass in der portraitierten Hybridsprache des Zweiten Hirten die hd. Frikative deutlich besser beherrscht werden als die hd. Diphthonge.

Nicht ganz so klar ist das Bild bei den hochdeutschen Diphthongen /ai, oi, au/ (geschrieben <ei ~ ey, eu ~ äu, au>), die durch die damaligen Lerner den mnd. Langvokalen /i: ~ e:, y:, u:/ (geschrieben <i ~ e, ü, u>) zugeordnet werden mussten (Tab. 3, Abb. 2). Im Text des Ersten und Vierten Hirte heißt es – dem Niederdeutschen entsprechend – deshalb z. B. *Lüde* ‚Leute', *Thide ~ Thidt* ‚Zeit', *Hütt* ‚Häut(e)', *min(en)* ‚mein(en)', während der Zweite und Dritte Hirte meist die neuen, hochdeutschen Formen verwenden, also etwa *drey* ‚drei', *frey* ‚frei', *heutt* ‚Häute', etc.

**Tab. 3:** Nd. hohe Langmonophthonge vs. hd. Diphthonge in der Sprache der vier Hirten.

| | HIRTE 1 | HIRTE 2 | HIRTE 3 | HIRTE 4 |
|---|---|---|---|---|
| ***i ~ e/ei ~ ey*** | 26:11 | 8:13 | 3:14 | 7:1 |
| ***u/au*** | 18:1 | 1:6 | 0:1 | 11:0 |
| ***ü ~ u/eu*** | 2:2 | 2:5 | 0:2 | 0:0 |
| **SUMME** | 46:14 | 11:24 | 3:17 | 18:1 |
| **% DIPHTHONGE** | 23 | 69,5 | 85 | 5 |

Allerdings zeigt hier auch der prinzipiell niederdeutsche Text des Ersten Hirten ein erhebliches Maß an hochdeutschen Formen (in seinem Text heißt es u. a. *Eselein, Reich, Zeichen, frey, bei, weil, scheu, neu*). Der Vierte Hirte, dessen Text nur sehr kurz ist, weist nur eine solche hochdeutsche Form auf. Beim Dritten Hirten beschränken sich die ‚Ausrutscher' ins Niederdeutsche auf zwei grammatische Wörter (*sin, min* ‚sein, mein') und ein Verb (*tigt* ‚zeigt'). Im Text des Zweiten Hirten kommt hingegen erneut eine Vielzahl von Graphien vor, die auf niederdeutsche Lautrealisierungen

hindeuten (*Thitt* ‚Zeit', *min* ‚mein', *truwe* (Interjektion)). Auffällig sind auch hier wieder wortinterne Hybridisierungen, etwa in *greffen* ‚greifen' – hybrid durch Kookkurrenz mit dem Frikativ (mnd. *gripan*), die auf die oben schon erwähnte Regelmäßigkeit (bessere Beherrschung der Tenuis-Verschiebung im Vergleich zum Vokalismus bei den Diphthongen) hd. Diphthonge) hindeutet. Sie passen ins Bild der hybridsprachlichen Annäherung an das Hochdeutsche bei den einfacheren Schichten, die an das karikierende – und so sozial überformte – Portrait einer Lernersprache denken lässt.

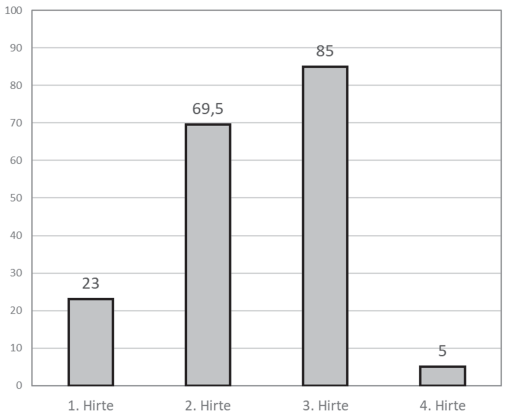



**Abb. 2:** Anteil (%) der hd. Diphthonge anstelle der nd. hohen Langmonophthonge in der Sprache der vier Hirten.

Offen bleibt, warum der Verfasser des Krippenspiel bei dieser Variable auch den Text des Ersten Hirten (der sonst klar niederdeutsch spricht) so inkonsistent gestaltet. Klar ist nur, dass die soziolinguistische Situation der Zeit hier keine Interpretation im Sinn einer gerichteten Variation (Akkommodation an das Niederdeutsche, stilisiertes lernersprachliches Niederdeutsch) zulässt und deshalb eine soziolinguistische Typisierungsabsicht auszuschließen ist. Wenn man die eher unplausible Möglichkeit eines Wandels des Niederdeutschen in der Mark ausschließt, lässt sich daran denken, dass der Verfasser vielleicht selbst das Niederdeutsche nicht sicher beherrschte. Auf jeden Fall dürfte die Salienz dieses Merkmals für die soziale Typisierung aus seiner Sicht nicht den Stellenwert der anderen beiden bisher besprochenen Merkmale erreicht haben.

Im Bereich der Funktionswörter ist ein Blick auf die Personalpronomina aufschlussreich. Tab. 4 fasst die vorkommenden Formen für die interessierenden

Pronomina zusammen.[11] Die Anzahl der Belege wird in Klammern genannt. Die unterstrichenen Belege entsprechen nicht der erwartbaren Form, wenn man beim Ersten und Vierten Hirten vom Niederdeutschen, beim Zweiten und Dritten Hirten vom Hochdeutschen ausgeht.

**Tab. 4:** Verwendung von Personalpronomina

| | **HIRTE 1** | **HIRTE 2** | **HIRTE 3** | **HIRTE 4** |
|---|---|---|---|---|
| *1. Sg. Akk./Dat.* | *mi* (4), *mick* (1) | *mich (2x), mir (2x)* | *mi* (1), *mick* (1), *mich* (1) | (0) |
| *2. Sg. Akk./Dat.* | *dy* (1), *di* (4), *die* (1) | *dich (2), dier (1)* | *dier* (1) | (0) |
| *1.Pl. Nom.* | *wi* (3), *wie* (10), *wir* (1) | *wir* (7), *wier* (1) | *wir* (5), *wi* (3) | *wie* (2), *wir* (1) |
| *2.Pl. Nom.* | *gi* | (0) | (0) | *gy* (2), *gi* (2) |
| *2.Pl. Akk./Dat.* | *ju* (3) | (0) | (0) | *gu* (1) |
| *3.Sg. Nom.Mask.* | *hä* (4), *ha* (2), *he* (3) | (0) | *hä* (1), *er* (1) | *ha* (1) |
| *Nd: Hd* | 37:1 | 0:15 | 6:8 | 8:1 |

Die dem Ersten und Vierten Hirten zugeordneten Verse zeigen sehr konsistent die niederdeutschen Formen (vgl. Lasch 1914: 213), die in 96 % der Belege vorkommen, die Verse des Zweiten Hirten ausschließlich die hochdeutschen. Diesmal ist es der Dritte Hirte, dessen Text die größte Variation aufweist, mit einer fast gleich hohen Verwendung hoch- und niederdeutscher Pronominalformen. Auch dieses Merkmal wird vom Verfasser also eingesetzt, um die Hybridsprache der hochdeutsch-akkommodierenden Unterschicht darzustellen.

Zwei weitere phonologische Merkmale verdienen erwähnt zu werden, weil sie typisch für das Niederdeutsche der Mark Brandenburg sind. Ihr Vorkommen zeigt, dass der Verfasser durchaus den lokalen niederdeutschen Dialekt im Blick hatte. Das eine ist die regionale Hebung des Stammvokals im nd. Wort *dat* > *det*. Die dominante

**11** Das Pronomens der 1.Sg.Nom., das nur phonologisch interessant ist, wurde bereits bei der Tenuis-Verschiebung erfasst. Beim Pluralpronomen 3.Nom./Akk. bzw. beim Singularpronomen 3. Fem. (*sie*), beim Pluralpronomen der 1.Dat./Akk. (*uns*), beim Singularpronomen der 2.Nom. (*du*) und beim Singularpronomen 3.Mask. (*ihn, ihm*) gibt es keine Variation. Der Zusammenfall von Akkusativ/Dativ wird hier nicht behandelt.

Form der Sprache des Ersten und Vierten Hirten ist die *a*-Form (33 *dat*-Belege vs. 10 *det*-Formen).[12] Das Merkmal ist auch Teil des heutigen Berlinischen und in den traditionellen niederdeutschen Dialekten im Raum Berlin, wie sie im Wenker-Atlas dokumentiert sind, gut nachgewiesen.[13] Der Text unterstützt allerdings eher Laschs Auffassung (1928: 122), dass die angehobene Variante im 16. Jahrhundert in Berlin/Cölln bereits zurückging. Zur Charakterisierung der hochdeutsch-akkommodierenden Unterschichtssprecher wird sie jedenfalls nicht eingesetzt; die Variation zwischen *dat* und *det* scheint zu dieser Zeit keine soziolinguistische Salienz gehabt zu haben.

Ebenfalls kleinräumig-dialektal ist die schon erwähnte Velarisierung /nd/ > /ŋ/, etwa in *verschwinget* 'verschwindet', *elenger* ‚elender', *enger* ‚ander', *skengisk (~ schändisch* ‚grausam'). Sie gehört nicht mehr zum heutigen Berlinischen, wird jedoch vom Verfasser des Krippenspiels als Charakteristikum der beiden Hybridsprecher eingesetzt. Während bei den niederdeutschsprechenden Hirten die velarisierten Formen dominieren (19:7 Belege, also 73 %), verwenden die hochdeutsch-akkommodierenden Hirten zwar in der Mehrzahl die hochdeutschen Varianten, in einem Drittel der Textbelege jedoch die velaren (5:15 Belege).

## 5 Fazit

Das hier analysierte Krippenspiel ist ein Gebrauchstext – ein Skript für eine Aufführung am Hof durch die Kinder der Oberschicht, die so Weihnacht feierte. Die Inhalte waren bekannt, die Formulierungen wurden vom Verfasser oft aus anderen Krippenspielen übernommen. Der Text hat keinen literarischen Wert und scheint überdies schlampig geschrieben zu sein: nicht nur orthographisch, sondern auch in der „Mundart" sei der Text „oft inkonsequent und im Reim und Metrum nachlässig", bemerkte der Herausgeber Bolte (1926: 24).

Dass dieser Text trotzdem für die soziolinguistische Analyse der Zeit am Ende des Übergangs vom Nieder- zum Hochdeutschen in Cölln und Berlin nutzbar gemacht werden kann, sollte hier gezeigt werden. Mehr als Kanzlei- und andere Fachtexte kann er uns etwas über die soziale und sprachideologische Bewertung der niederdeutschen, hochdeutschen und der zwischen beiden Sprachen liegenden Sprechweisen sagen, die am Ende des 16. Jahrhunderts die soziolinguistische Ökonomie der Mark Brandenburg kennzeichneten. Dazu musste die sprachliche Heterogenität des Texts analysiert werden, die im Spannungsfeld zwischen Niederdeutsch

12 Die drei nicht-verschobenen Belege des Dritten und Zweiten Hirten sind ebenfalls *dat*-Belege.
13 Vgl. die Karte bei Schönfeldt (1986: 233).

und Hochdeutsch entsteht, aber über die einfache Alternanz zwischen diesen beiden Sprachen hinausgeht.

Im Fokus des Beitrags stand die Sprache der Hirten, die als Figur für das ‚einfache Volk' stehen. Manche der Hirten sprechen niederdeutsch, andere akkommodieren (mit mäßigem Erfolg) das Hochdeutsche. Es geht also nicht (mehr) um den einfachen Kontrast zwischen Niederdeutsch als Sprache des Volks und Hochdeutsch als Sprache der gehobenen Schichten. Vielmehr wird die Art und Weise, wie hochdeutsch gesprochen wird, zum Thema. Das Hochdeutsch der Hirten ist nicht das der übrigen Figuren des Krippenspiels, die für die oberen Schichten stehen, sondern zeigt niederdeutsche Interferenzen und daraus resultierende Hybridisierungen. Die soziale Differenzierung der Varietäten innerhalb des märkischen Repertoires verlagert sich also von der Opposition zwischen Nieder- und Hochdeutsch in das Hochdeutsche hinein, das auf diese Weise vertikal stratifiziert wird. Auf der einen Seite steht das vom Niederdeutschen unbeeinflusste Hochdeutsch der Figuren aus der Sphäre der Heiligen, Engel und Könige, auf der anderen Seite das Hochdeutsch des einfachen Volks, das hybrid ist: Es weist zahlreiche Elemente aus dem Niederdeutschen auf, die als Teil eines neuen sozialen Registers enkodiert werden. Wir haben es also mit einer sprachideologisch aufgeladenen Inszenierung zu tun, in der den einzelnen Sprechweisen aus der Perspektive der Oberschicht ihr Platz zugewiesen wird. Dargestellt wird neben dem einfachen Volk, das das hergebrachte Niederdeutsche spricht, auch eine ‚Unterschicht', die sich dem Hochdeutschen anzunähern versucht, es aber nicht erreicht – denn fraglos ist die angemessene Sprechweise angesichts der Geschehnisse eines Krippenspiels die prestigereichste H-Varietät. Die niederdeutsch-hochdeutsche Hybridität der registrierten Sprachweisen ist also gerichtet: sie hat ihren Zielpunkt im Hochdeutschen, das in Cölln und Berlin zu dieser Zeit bereits konkurrenzlos die Prestigevarietät war, bleibt aber vor diesem Ziel stehen und wird in dieser Form als soziolinguistisches Register enkodiert.

Bei der Registrierung dieser schichtenspezifischen Hybridvarietät spielen zahlreiche niederdeutsche Merkmale eine Rolle, von denen nur einige untersucht wurden. Wie auch noch im heutigen Berlinischen, waren die niederdeutschen nicht-verschobenen Tenues (*ik, wat* …) offenbar von hoher Salienz; ihre Verwendung war allerdings lexikalisch wesentlich weniger eingeschränkt als im heutigen Berlinischen. Etwas weniger häufig werden die mnd. monophthongisch-langen Entsprechungen der hochdeutschen Diphthonge (die im heutigen Berlinischen ebenfalls stark lexikalisch eingeschränkt sind, vgl. *weeß, koof, uff*) verwendet, um die Hybridsprache der Hirten zu charakterisieren. Andere niederdeutsche Substratmerkmale, die für den Verfasser des Krippenspiel-Textes salient waren (wie etwa die nd. Pronominalformen), sind im heutigen Berlinisch nicht mehr existent. Umgekehrt ist im Text der angehobene Vokal im Wort *das* (*det*), der heute Teil des

stereotypischen Berlinisch ist, ohne Bedeutung. Von einer Kontinuität des im späten 16. Jahrhundert entstehenden Registers des Unterschicht-Berlinischen bis in die Gegenwart kann man also nicht sprechen.

## Literatur


Agha, Asif (2003): The social life of cultural value. *Language & Communication* 23, 231–273.

Agha, Asif (2007): *Language and Social Relations*. Cambridge: Cambridge University Press.

Auer, Peter (1990): *Phonologie der Alltagssprache. Zur Beschreibung von Variation am Beispiel des Konstanzer Stadtdialekts* (Studia Linguistica Germanica 28). Berlin: De Gruyter.

Auer, Peter (2019): Longue durée and social styles: shifting indexicalities in the Berlin vernacular from the perspective of historical sociolinguistics. In Theresa Heyd, Ferdinand von Mengden & Britta Schneider (Hrsg.), *The Sociolinguistic Economy of Berlin – Cosmopolitan Perspectives on Language, Diversity and Social Space* (Language and Social Life 17), 21–50. Boston/Berlin: De Gruyter Mouton.

Bolte, Johannes (Hrsg.) (1926): *Drei märkische Weihnachtsspiele des 16. Jahrhunderts.* (Berlinische Forschungen 1). Berlin: Hobbing.

Czajkowski, Luise (2021): *Schreibsprachen im Übergang. Untersuchungen zum Sprachwandel im niederdeutsch-ostmitteldeutschen Übergangsraum im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit.* Hildesheim: Olms.

Eckert, Penelope (2008): Variation and the indexical field. *Journal of Sociolinguistics* 12, 453–76.

Friedlaender, Gottlieb (1839): *Eine kurtze Comödien von der Geburt des Herren Christi.* Von den Prinzen und Prinzessinnen des Churfürstlichen Hofes im Jahre 1589 in Berlin aufgeführt. Nach der Handschrift, nebst geschichtlicher Einleitung herausgegeben. Berlin: Verlag von T. Trautwein.

Gabrielsson, Artur (1983): Die Verdrängung der mittelniederdeutschen durch die neuhochdeutsche Schriftsprache. In Cordes, Gerhard & Dieter Möhn (Hrsg.), *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft*, 119–153. Berlin: Erich Schmidt.

Kettmann, Gerhard (1991): Zum Graphemgebrauch in der deutschen Literatursprache. Variantenbestand und Variantenanwendung (1570–1730). In Joachim Schildt (Hrsg.), *Aspekte des Sprachwandels in der deutschen Literatursprache 1570–1730*, 15–118. Berlin: Akademie-Verlag.

Lasch, Agathe (1910): *Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts*. Dortmund: Wilhelm Ruhfus.

Lasch, Agathe (1914): *Mittelniederdeutsche Grammatik*. Halle: Max Niemeyer.

Lasch, Agathe, n.d. (1928): *„Berlinisch" – Eine berlinische Sprachgeschichte*. (Berlinische Forschungen 2). Berlin: Hobbing.

Moser, Hugo, Stopp, Hugo & Besch, Werner (Hrsg.) (1988): *Grammatik des Frühneuhochdeutschen.* Heidelberg: Winter.

Peters, Robert (2003): Ostmitteldeutsch, Gemeines Deutsch oder Hochdeutsch? Zur Gestalt des Hochdeutschen in Norddeutschland im 16. und 17. Jahrhundert. In Raphael Berthele, Helen Christen, Sibylle Germann & Ingrid Hove (Hrsg.), *Die deutsche Schriftsprache und die Regionen*, 157–180. Berlin: De Gruyter.

Reichmann, Oskar (1988): Zur Vertikalisierung des Varietätenspektrums in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen. In Horst H. Munske, Peter von Polenz, Oskar Reichmann & Reiner Hildebrandt (Hrsg.) *Deutscher Wortschatz – Lexikologische Studien*, 151–180. Berlin: De Gruyter.

Rössler, Paul (2005): *Schreibvariation – Sprachregion – Konfession. Graphematik und Morphologie in österreichischen und bayerischen Drucken vom 16. bis ins 18. Jahrhundert*. Frankfurt u. a.: Peter Lang.
Schmeller, Johann Andreas (1872–1877): *Bayerisches Wörterbuch.* 2. Aufl. München: Rudolf Oldenbourg.
Schmidt, Hartmut (1986): Die sprachliche Entwicklung Berlins vom 13. bis zum frühen 19. Jahrhundert. In Joachim Schildt & Hartmut Schmidt (Hrsg.), *Berlinisch. Geschichtliche Einführung in die Sprache einer Stadt*, 100–172. Berlin: Akademie-Verlag.
Schönfeldt, Helmut (1986): Die berlinische Umgangssprache im 19. und 20. Jahrhundert. In Joachim Schildt & Hartmut Schmidt (Hrsg.), *Berlinisch. Geschichtliche Einführung in die Sprache einer Stadt*, 214–298. Berlin: Akademie-Verlag.
Teuchert, Hermann (1928): Rezension von A. Lasch, Berlinisch. *Teuthonista* 5, 295–307.

Ulrike Vogl und André Kött

# Die *Colloquia, et dictionariolum* als Beispiel für „Foreign Language Making“ in der Frühen Neuzeit

**Zusammenfassung:** In diesem Beitrag beschäftigen wir uns mit mehrsprachigen Lehrwerken, die sich im 16. und 17. Jahrhundert großer Beliebtheit erfreuten: den Gesprächsbüchern *Colloquia, et dictionariolum*, deren ursprüngliche Edition (1511) zweisprachig Französisch und Niederländisch war und deren Autor der Antwerpener Lehrer Noël van Berlaimont. Im Laufe von zwei Jahrhunderten erschienen ca. 150 Ausgaben, bei denen das Sprachangebot erweitert wurde, u. a. mit Spanisch und Deutsch. Wir untersuchen den Prozess des „Foreign Language Making“, bei dem Sprachen als Fremdsprachen ausgewählt und dem Leser als nützlich angepriesen wurden. Wir fokussieren uns dabei erstens auf beteiligte Akteure, wie Autoren, Sprachlehrer, Übersetzer und/oder Drucker und untersuchen, ob und wie diese in Einleitungen zu Lehrwerken die Selektion einer neuen Sprache begründen. Zweitens gewinnen wir mittels einer Inventarisierung der verwendeten Sprachnamen für Deutsch und Niederländisch Einblick in sprachliche Differenzierungsstrategien: diese sehen wir als wichtigen Schritt in Prozessen des Language Making, mit dem Varietäten voneinander abgegrenzt und als Fremdsprachen legitimiert werden.

**Schlagwörter:** Gesprächsbücher, Language Making, Fremdsprachenunterricht, Standardsprachenideologie, niederländischer Sprachraum, Frühe Neuzeit, Sprachnamen

## 1 Einleitung

Im 16. Jahrhundert entwickelte sich der Raum des heutigen Belgien und der Niederlande zu einem Zentrum für modernen Fremdsprachenunterricht (Andrés Renales 1994: 33). Wichtige Akteure waren hierbei Autoren und Drucker von Fremdsprachen-Lehrwerken. Eine besondere Rolle spielte Antwerpen, wo ca. 1511 der Lehrer Noël van Berlaimont das *Vocabulare* zusammenstellte. Das *Vocabulare* bestand im Kern aus drei Modelldialogen zu Themen rund um Familie, Reisen und Handel, sowie aus Modellbriefen und einem Grammatik- und Wortschatzteil. Die ursprüng-

**Ulrike Vogl**: Universiteit Gent, E-Mail: ulrike.vogl@ugent.be
**André Kött**: Universiteit Gent, E-Mail: andre.kott@ugent.be

https://doi.org/10.1515/9783111338668-007

Open Access. © 2023 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter.
Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.

liche Version war zweisprachig Niederländisch und Französisch, im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts wurde das *Vocabulare* unter dem Titel *Colloquia, et dictionariolum* um vier Dialoge erweitert und in sieben- bis achtsprachigen Editionen herausgebracht, zunächst in Flandern bzw. den Niederlanden, in weiterer Folge u. a. auch im deutschen und italienischen Sprachraum (z. B. Köln und Venedig). Die *Colloquia*-Buchfamilie wurde so zu einem europaweiten Referenzwerk für den Erwerb von modernen Fremdsprachen für praktische und berufliche Zwecke (vgl. Hüllen 2005; Bouzouita & Vogl 2020).

In diesem Beitrag betrachten wir die Autoren und Drucker dieser *Colloquia, et dictionariolum* (fortan *Colloquia*) als „Language Makers". Language Making (Krämer et al. 2022) verweist auf bewusste oder unbewusste Prozesse, bei denen Sprache und Sprachgebrauch benannt, abgegrenzt und normiert werden. An diesen Prozessen sind verschiedene Akteure beteiligt, zum Beispiel Linguisten und Sprachplaner, aber auch Berufsgruppen, die mit ihrem Sprachgebrauch ein breites Publikum erreichen – wie Journalisten –, oder zur Verbreitung von Normen beitragen, wie Lehrer. Darüber hinaus tragen jedoch auch Sprecher im allgemeinen zum Language Making bei, indem sie bestimmte Varietäten oder sprachliche Formen in bestimmten Kontexten verwenden oder nicht verwenden und die Verwendung bestimmter Sprachen und Sprachformen auf eine bestimmte Art und Weise beurteilen und klassifizieren. Sprachstandardisierung ist eine Erscheinungsform von Language Making, dabei werden Prozesse untersucht, die zur Selektion einer Standardvarietät führen. Language Making findet aber auch abseits von Standardisierungsbestrebungen statt: Sprecher einer bestimmten Varietät können ihre Sprachpraxis als kohärent und abgrenzbar wahrnehmen, auch wenn die Normen implizit bleiben: zum Beispiel ein Lehrer, der eine ganz bestimmte Form einer Sprache unterrichtet und diese als die „richtige" für seine Schüler sieht.

Wenn es sich um die Selektion von Sprachen für den Zweit- oder Fremdsprachenunterricht handelt, sprechen wir von Prozessen des „Foreign Language Making" (vgl. Vogl & De Wilde 2022). In diese Prozesse sind verschiedene Akteure involviert, die entscheidend dazu beitragen, dass manche Sprachen oder Sprachvarietäten als lernerswerter angesehen werden als andere: dazu gehören zum Beispiel Sprachlehrer, Verlage und Autoren von Lehrbüchern, sowie Stakeholder in der Sprach- und Bildungspolitik. Dem Anerkennen oder Aberkennen sprachlicher Unterschiede liegen Sprachideologien zugrunde, die in einer bestimmten Epoche dominant sind: ab dem 19. Jahrhundert ist dies die Standardsprachenideologie (Gal 2009), deren Wurzeln bis in die Frühe Neuzeit zurückreichen (Vogl 2012). Konkret ist die Abgrenzung von Sprachen das Resultat semiotischer Prozesse, wie Irvine & Gal (2000) ausführen (vgl. 2.3). Wir gehen davon aus, dass diese Prozesse auch bei der Auswahl und Abgrenzung von Fremdsprachen im Laufe der Jahrhunderte zum Tragen kamen.

In diesem Beitrag konzentrieren wir uns auf die mehrsprachigen Gesprächsbücher der *Colloquia*-Buchfamilie, die ihren Ursprung in Antwerpen haben. Diese entstanden im 16. Jahrhundert, als moderne Fremdsprachen populär wurden. Gleichzeitig wurden im 16. Jahrhundert erste Schritte zur Standardisierung von Volkssprachen gesetzt, u. a. im Bezug auf das Niederländische. Konkret ist es unser Ziel aufzuzeigen, welche Sprachen von den Machern der *Colloquia* im Laufe von mehr als 150 Jahren als „lernenswert“ gesehen wurden. Unsere Analyse basiert auf einem Korpus von 146 Ausgaben der *Colloquia*, die zwischen 1511 und 1703 erschienen sind. Ziel dieses Beitrags ist es

(1) einen Überblick über die Autoren bzw. Drucker und Druckorte der *Colloquia* zu geben, sowie die Anzahl und Art der Sprache(n), die von diesen im Laufe von fast zwei Jahrhunderten für die jeweiligen Ausgaben ausgewählt wurden und

(2) die Position des Deutschen im Verhältnis zum Niederländischen in den *Colloquia* näher zu betrachten; eine Inventarisierung der verwendeten Sprachnamen für Deutsch und Niederländisch in den *Colloquia* soll helfen einen Einblick in sprachliche Differenzierungsstrategien zwischen zwei Fremdsprachen zu gewinnen. Die Benennung von Sprachen ist ein wichtiger Schritt in Prozessen des Language Making, mit dem Varietäten voneinander abgegrenzt und vor allem auch als eigene Sprache, in diesem Fall als eigene Fremdsprache legitimiert werden, d. h. als Fremdsprache, für die zum Beispiel didaktisches Material erstellt wird oder in der Kurse angeboten werden.

# 2 Theoretischer Hintergrund und Forschungsfrage

## 2.1 Fremdsprachen im Wandel der Zeit: welche Sprachen wann, wo und warum?

Die *Colloquia* sind Teil der Geschichte des Fremdsprachenunterrichts. Diese umfasst, wie Stern (2003: 77) betont, einerseits eine Ideengeschichte des Sprachenlernens, beispielsweise Überzeugungen was das Lernziel betrifft (wie „perfekt“ muss oder kann man eine Sprache erwerben?) sowie Erwartungen an den Fremdsprachenlehrer (wer hat die Autorität bzw. Expertise, eine Sprache zu unterrichten?). Andererseits gehört dazu eine Geschichte der Unterrichtspraxis, d. h. die Verwendung bestimmter Lehrwerke und Methoden, aber auch ganz allgemein das Fremdsprachenangebot in einer bestimmten Region und Epoche.

Die *Colloquia* bieten in erster Linie Hinweise auf die Praxis des Fremdsprachenunterrichts. Es handelt sich bei den *Colloquia* um Lehrmaterial in Taschenbuchformat, sie enthalten Dialoge, die sich auf bestimmte konkrete Anwendungsberei-

che beziehen (z. B. Einkaufen am Markt), und die dafür gedacht sind, auswendig gelernt zu werden. Sie können als Beispiel für eine „direkte Methode avant la lettre“ gesehen werden, eine Methode, die in der Frühen Neuzeit populär war (vgl. Franceschini 2002: 135). In den Vorworten der *Colloquia* werden bestimmte Berufsgruppen gezielt angesprochen, wie Kaufleute oder Soldaten. Die meisten Editionen enthalten Kapitel, die sich der richtigen Aussprache einer Sprache widmen, durchwegs aus kontrastiver Sicht (z. B. Niederländisch für Italienischsprachige). Etwas mehr als die Hälfte der Ausgaben der *Colloquia* in unserem Korpus (84) enthalten auch Modelldialoge in lateinischer Sprache, die übrigen (62) kommen ohne Latein aus und richten sich damit an ein nicht des Lateinischen mächtiges, d. h. weniger gebildetes, Zielpublikum. Die *Colloquia* wurden darüber hinaus in vielen Teilen Europas gedruckt und verwendet und erfreuten sich zwei Jahrhunderte lang großer Beliebtheit. Aufgrund ihrer weiten geographischen Verbreitung und des mehrsprachigen Designs (die Modelldialoge werden in parallelen Spalten angeboten) sieht Hüllen (2000; 2005) sie als kennzeichnend für eine gesamteuropäische Tradition des Fremdsprachenlernens in der Frühen Neuzeit.

Die *Colloquia* enthalten jedoch auch Hinweise auf vorherrschende Sprachideologien, die dem Fremdsprachenlernen im 16. und 17. Jahrhundert zugrundelagen. Ganz allgemein sind Vorworte zu Gesprächsbüchern und anderem Lehrmaterial wie Grammatiken und Wörterbüchern sehr nützliche Quellen für die Erforschung von sprachideologischen Aspekten der Geschichte des Sprachunterrichts. Vorworte enthalten häufig Rechtfertigungen der Kompetenz von Autoren und Sprachlehrern (vgl. Vogl & De Wilde 2022) sowie des Nutzens von Sprachkenntnissen und der Art und Weise, wie man diese am besten erwirbt: (z. B. durch Auswendiglernen).

Während Stern vor fast vierzig Jahren noch die „paucity of studies“ (2003: 76)[1] zur Geschichte des Fremdsprachenunterrichts beklagte, gibt es mittlerweile eine ganze Reihe von Publikationen, die sich mit der Geschichte des Unterrichts einer bestimmten Sprache beschäftigen, z. B. des Spanischen (vgl. Sánchez (2014)) oder des Englischen (vgl. Howatt & Smith (2014)) oder des Deutschen (vgl. Glück (2002) & (2014)), oder die Geschichte des Fremdsprachenunterrichts in einer bestimmten Region unter die Lupe nehmen, z. B. in den Niederlanden (vgl. Hulshof, Kwakernaak & Wilhelm (2015) und Wilhelm (2018)). Manche geben einen globalen Überblick, andere konzentrieren sich auf eine bestimmte Epoche und/oder Sprache, z. B. Arabisch im frühneuzeitlichen Europa (vgl. Loop, Hamilton & Burnett (2017)) oder Englisch in den Niederlanden von 1500 bis 1800 (vgl. Loonen (1990)).

McLelland (2014) kritisiert die nationalphilologische Ausrichtung der Erforschung der Geschichte des Fremdsprachenunterrichts und strebt nach einer

1 Die ursprüngliche Ausgabe erschien 1983.

zunehmenden „awareness across discipline boundaries“, mit dem Ziel einer „comprehensive history of language education“ (5). Die Fremdsprachenunterrichtsgeschichtsschreibung reiht sich bisher in der Tat nahtlos in die Tradition der Sprachgeschichtsschreibung im Allgemeinen ein, die ebenfalls nationalsprachlich gegliedert ist: „What we know about the linguistic history of Europe is mainly laid down as a collection of histories of monolingualism – the history of the French language, the history of the Dutch language, the history of the German language etc. These are generally written from the perspective of the modern standard languages and their respective roles as national languages.“ (Hüning, Vogl & Moliner 2012: VII). Demnach ist nicht nur eine Beschäftigung mit der Geschichte des Fremdsprachenunterrichts vonnöten, die die Grenzen der Disziplinen übersteigt, sondern darüber hinaus eine, die sich mit dem Aufstieg von bestimmten abgegrenzten zu lernenden Fremdsprachen beschäftigt. Dass wir heute „Deutsch“ oder „Niederländisch“ lernen, ist das Ergebnis sprachlicher und sprachideologischer Prozesse; es handelt sich um etwas historisch Gewachsenes und nicht etwas Naturgegebenes.

Die *Colloquia* bieten in dieser Hinsicht eine interessante Perspektive, da sie uns die Möglichkeit geben, die Selektion von Fremdsprachen *vor* der Etablierung von Standardsprachen als Symbole nationaler Identität und Mittel demokratischer Partizipation zu untersuchen. Dazu kommt, dass die *Colloquia* vor der Philologisierung des Fremdsprachenunterrichts im 19. Jahrhundert (Hüllen 2005) in Verwendung waren, d. h., bevor Fremdsprachen als Sprachen einer Kulturnation propagiert wurden, und deren Kultur und Literatur gemeinsam mit der Sprache vermittelt wurden.

Wir fokussieren uns in diesem Beitrag auf genau diese Selektionsprozesse von Fremdsprachen *vor* dem Aufstieg der Standardsprachen in Europa. Wir untersuchen, wie Fremdsprachen (in diesem Fall Niederländisch und Deutsch), die als „lernenswert“ ausgewählt werden, benannt und von anderen Sprachen abgegrenzt werden. Namensgebung und Differenzierung von Sprachen sind grundlegende ideologische Prozesse im Foreign Language Making.

## 2.2 Frühneuzeitliche Akteure im Sprachselektionsprozess

An der Produktion und Verbreitung der *Colloquia*-Buchfamilie waren Sprachmeister, Autoren von Lehrwerken, Drucker und Buchhändler beteiligt. Als ursprünglicher Autor wird Noël (Simonsz) van Berlaimont (de Berlaimont, Berlaymont, Berlainmont, Barlaimont, Barlamont) genannt, möglicherweise geboren in Velaines (heute Wallonien) und gestorben in Antwerpen 1531 (Van der Sijs 2004). Noël van Berlaimont war Lehrer in Antwerpen (vgl. De Groote 1967–68). Die ersten drei Dialoge und das Kapitel mit Modellbriefen hat er selbst verfasst. 1579, lange nach Noël van

Berlaimonts Tod, hat ein Drucker aus Antwerpen, H. Heyndrickx, zwei Dialoge hinzugefügt und später noch zwei weitere. Van der Sijs (2004) nennt darüber hinaus den Antwerpener Lehrer Assuerus Boon als einen der Verfasser. Es war nicht selten, dass Personen, die zur Auswahl und Verbreitung von Fremdsprachen-Lehrwerken beitrugen, mehrere Rollen hatten. Michael Sparke jr., zum Beispiel, ein Buchhändler aus London, sorgte 1639 für die Auswahl, Überarbeitung und Herausgabe einer mehrsprachigen Version der *Colloquia* für den englischen Markt (Plomer 1907).

Van der Sijs (2004) weist darauf hin, dass die *Colloquia* ab 1577, nachdem die südlichen Niederlande unter spanische Herrschaft gekommen waren, zunehmend in den nördlichen Niederlanden, zum Beispiel in Rotterdam oder Amsterdam, gedruckt werden. Das trifft aber nicht ganz zu: schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erscheinen Ausgaben zum Beispiel in London (1554[2]) oder 1561 in Lyon[3], und auch im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts bleibt Antwerpen ein wichtiger Druckort für die *Colloquia*.[4] Zutreffender ist, dass die *Colloquia* zunehmend den europäischen Markt erobern. Eine Entwicklung, die im frühneuzeitlichen Europa keineswegs außergewöhnlich ist: für ein wirtschaftlich lukratives Produkt wie die *Colloquia* war es üblich, einen internationalen Markt zu erschließen, mithilfe mehrsprachiger international vernetzter Agenten (siehe Keblusek 2006 zu Agenten in der Buchbranche in der Renaissance).

Es gibt noch keine umfassende Studie zu den Änderungen, die im Laufe von zweihundert Jahren von den verschiedenen Mitarbeitern an den Dialogen der *Colloquia* durchgeführt wurden. Auf den ersten Blick ändert sich nicht viel mit den neuen Ausgaben, die Texte bleiben dieselben, verändert wird in erster Linie an manchen Stellen die Schreibweise. An kleinen Details ist jedoch zu merken, dass Drucker in neuen Ausgaben ihre sprachliche Expertise einbrachten: Michael Sparke jr. betont beispielsweise in der Einleitung seiner 1639-Ausgabe, dass er Fehler in der englischen und lateinischen Version korrigiert hat: „especially the English and the Latin being wanting: I thought it a matter of good importance, to salve up this deformity, and to supply this defect“ (To the Reader, 6/7/1638). Eine erste Durchsicht ergibt jedoch nur Anpassungen der Rechtschreibung. Darüber hinaus fallen in anderen Ausgaben der *Colloquia* kleine Änderungen auf: ein Beispiel ist die Korrektur von Spanisch „esta hecho mi cama“ in den Editionen von 1586 und 1616 zu „esta hecha mi cama“, mit der erforderlichen Kongruenz zwischen dem femininen Substantiv

**2** Drucker waren John Kyngston und Henry Sutton, die Ausgabe zweisprachig Englisch und Spanisch.
**3** Drucker waren Simon Vincent & Erben und die Ausgabe viersprachig Niederländisch, Französisch, Latein und Spanisch.
**4** Beispielsweise mit Ausgaben 1608 (Hieronymus Verdussen; viersprachig Niederländisch, Französisch, Spanisch und Italienisch) und einer achtsprachigen Ausgabe 1630 (von Henricus Aertsens).

*cama* und dem Partizip *hecha*, in den Editionen von 1630 und 1662 (vgl. Bouzouita & Vogl 2018). Umgekehrt schleichen sich auch Schreib- bzw. Druckfehler ein: in der 1606 in Venedig gedruckten Ausgabe von Giovanni Alberti wird die Bezeichnung „Fieerduntsch“ für die niederländische Sprache verwendet – eine Bezeichnung, die sich nirgendwo anders findet und die vermutlich auf einen Kopierfehler zurückzuführen ist (N wurde fälschlicherweise als F gelesen und das y als n).

Während die Verfasser der Dialoge bekannt sind, ist keineswegs in allen Fällen überliefert, wer hinter den Übersetzungen in die verschiedenen Sprachen steckt. Wir gehen davon aus, dass Noël van Berlaimont (er war schließlich Französischlehrer), die niederländische und die französische Version seiner Dialoge verfasst hat und H. Heyndrickx auf jeden Fall die niederländische Version seiner Dialoge. Wir wissen außerdem vom Beitrag des Leuvener Professors Cornelius Valerius zur lateinischen Version (Van der Sijs 2004; Bouzouita & Vogl 2018). Als Mitwirkender an den spanischen Dialogen wird ein gewisser Francisco de Villalobos genannt (siehe 3.2). Die Nennung dieser Autoren oder Übersetzer diente dazu, die Qualität des Lehrwerks zu unterstreichen: sie werden als Autorität in ihrem Fach präsentiert.

Für unsere Analyse bedeutet dies, dass die Selektion und Abgrenzung der lernenswerten Fremdsprachen ein Zusammenspiel von Akteuren unterschiedlicher Expertise und Erfahrung, unterschiedlicher Sprachkenntnisse und geographischer Herkunft war, die jedoch im Laufe der Zeit immer mehr einen vernetzten europäischen Markt bedienten.

## 2.3 Foreign Language Making und Sprachdifferenzierung

Die Sprachen in den mehrsprachigen Gesprächsbüchern haben Namen. Im niederländischen Titel einer Ausgabe von 1586 kommen beispielsweise die Sprachbezeichnungen *Neerduits* (für Niederländisch) und *Hochduits* (für Deutsch) vor; in einer Ausgabe, die 1585 in Antwerpen gedruckt wurde, findet sich die deutsche Bezeichnung *Niderländisch* (für die niederländische Version der Dialoge). Die genaue Entwicklung von endonymischen und exonymischen Bezeichnungen für verschiedene europäische Sprachen ist nicht der Fokus dieses Beitrags (vgl. zur Bezeichnung des Niederländischen im Laufe der Jahrhunderte Van der Gucht et al 2017; De Vreese 1909; Eickmans 2017). Es geht uns stattdessen um den Prozess der Abgrenzung und Benennung im allgemeinen, und um die sprachideologischen Implikationen der Abgrenzung: wer profitiert von der Abgrenzung? Welche sprachlichen und sozialen Hierarchien folgen daraus?

Irvine & Gal (2000: 36) erkennen „similarities in the ways ideologies „recognize“ (or misrecognize) linguistic differences“. Diese Ähnlichkeiten können ihnen zufolge auf drei häufig vorkommende semiotische Prozesse zurückgeführt werden, die zur

„Grenzziehung“ führen (oder nicht führen). Der erste Prozess ist „iconization“: „a transformation of the sign relationship between linguistic features (or varieties) and the social images with which they are linked“ (37). Dabei wird eine bestimmte sprachliche Varietät, die jemand spricht und die einen Hinweis darauf gibt, aus welcher Region die Person stammt oder zu welcher Gruppe sie gehört, zum „Icon“ der Gruppe, d. h. zum inhärenten Bestandteil der Identität der Mitglieder dieser Gruppe. Seit dem Aufstieg des Nationalstaats im 19. Jahrhundert hat sich daraus der konventionalisierte, automatische Link zwischen „er ist Franzose und spricht Französisch“ ergeben. Eine Implikation für den heutigen Fremdsprachenunterricht ist, dass eine Sprache eine lernenswertere Fremdsprache wird, wenn sie als Nationalsprache einem Staat zugeordnet werden kann (zum Beispiel Isländisch als „legitimere“ Fremdsprache als Friesisch).

Der zweite semiotische Prozess, den Irvine & Gal (2000) nennen, ist „Fractal recursivity“. Damit meinen sie die „projection of an opposition, salient at some level of relationship, onto some other level“ (38). Sie illustrieren diesen Prozess anhand eines Beispiels aus dem neunzehnten Jahrhundert, als europäische Wissenschaftler danach strebten, Sprachkarten der Sprachen Afrikas zu erstellen (47 ff). Die sprachlichen Oppositionen innerhalb Europas, sowie zwischen Europa und Afrika, dienten dabei als Modell für Differenzierungen zwischen afrikanischen Sprachen. Möglich war die Abgrenzung darüber hinaus nur mithilfe eines dritten semiotischen Prozesses, „erasure“, „the process in which ideology, in simplifying the sociolinguistic field, renders some persons or activities (or sociolinguistic phenomena) invisible“: Mehrsprachigkeit und gemischte Repertoires der Bewohner einer Region mussten negiert werden um eine „aufgeräumte“ Sprachkarte mit deutlichen Abgrenzungen erstellen zu können.

Dass Irvine & Gal (2000) sich vor allem auf Beispiele aus dem 19. Jahrhundert stützen, ist kein Zufall. Die Essentialisierung von Sprache, über semiotische Prozesse, ist ein wichtiger Aspekt der Standardsprachenideologie (Milroy 2001), die im Laufe des 19. Jahrhunderts unsere Sicht auf Sprache zu dominieren beginnt (Gal 2009). Der Blick verschiebt sich dabei von der Praxis ineinander übergehender Sprachrepertoires zur Wahrnehmung (idealisierter) richtiger, reiner und korrekter Standardsprachen. Einerseits findet man auch in der Frühen Neuzeit Aussagen zu Sprachen, die diese hierarchisch zueinander in Beziehung setzen – zum Beispiel, dass eine bestimmte Sprache die beste eines Landes sei oder dass jemand die reinste Form einer Sprache spricht (siehe 3.2). Andererseits kann von einer untrennbaren Verbindung zwischen Sprache und Nation in der Frühen Neuzeit, die in unserem Beitrag im Mittelpunkt steht, keine Rede sein. Erst im 19. Jahrhundert, im Zuge der Herausbildung von Nationalstaaten, werden bestimmte Sprachen als Symbole der Nationen und als Voraussetzung für soziale Mobilität und demokratische Mitsprache instrumentalisiert (Vogl 2012).

Ziel unseres Beitrags ist es, erste Prozesse von Sprachdifferenzierung in der Frühen Neuzeit zu identifizieren, konkret im Bezug auf den Fremdsprachenunterricht. Hüning (2021) hat sich mit dem Beispiel der Etablierung des Niederländischen als Fremdsprache im deutschen Sprachraum, d. h. für Sprecher des Deutschen, beschäftigt. Die Voraussetzung dafür war, ihm zufolge, „die Differenz und die Differenzierung der eigenen (sprachlichen) Gemeinschaft von anderen (sprachlichen) Gemeinschaften“. Auch er sieht diesen Prozess des Foreign Language Making des Niederländischen für Deutschsprachige als etwas, das seine Wurzeln in früheren Jahrhunderten hat: „Schon im 17. und 18. Jahrhundert haben Grammatiker und Lexikographen eine wichtige Rolle für das ‚language making‘ und für ‚the construction of foreignness‘ gespielt, was dann schließlich (im 19. Jahrhundert) in die Entstehung der Nationalphilologien mündete.“

In diesem Beitrag suchen wir nach ersten Schritten des Foreign Language Making ab dem 16. Jahrhundert. Wir sehen die Drucker, Sprachlehrer und Buchhändler, die an der Erstellung und Verbreitung der *Colloquia* mitgewirkt haben, als wichtige Akteure im Prozess der Sprachdifferenzierung. In 3.3. konzentrieren wir uns speziell auf die namentliche Differenzierung zwischen dem Niederländischen als einer der ursprünglichen Sprachen der *Colloquia* und dem Deutschen, das ab 1576 in Ausgaben der *Colloquia* vorkommt. Die Gegenüberstellung von Deutsch und Niederländisch in einem Buch ist eine Premiere: vor 1576 gab es kein Unterrichtsmaterial für die germanischen Sprachen Deutsch und Englisch im niederländischen Sprachraum (Van der Sijs 2004).

# 3 Das wechselnde Sprachangebot der *Colloquia, et dictionariolum*

## 3.1 Methodologie und Korpus

Für diesen Beitrag haben wir zunächst eine möglichst vollständige Übersicht über die Ausgaben der *Colloquia* erstellt. Hierzu haben wir alle bibliographischen Angaben zu existierenden und verschollenen Ausgaben gesammelt, die sowohl in bibliographischen Übersichten als auch in weltweiten Bibliothekskatalogen zu finden sind. Dadurch konnten wir Metadaten zu 146 verschiedenen Ausgaben (im Zeitraum zwischen 1511 und 1703) sammeln. Die Metadaten enthalten das Druckjahr, den Druckort, den Drucker bzw. Herausgeber und die in den jeweiligen Ausgaben vorkommenden Sprachen. Zu zwei der 146 Ausgaben konnte leider kein Druckort ermittelt werden. Darüber hinaus konnten der Drucker und die vorkommenden

Sprachen in jeweils 16 Fällen ebenfalls nicht ermittelt werden. Trotzdem verfügen wir insgesamt über eine detaillierte Darstellung aller Ausgaben der *Colloquia*-Buchfamilie.

Neben diesen Metadaten konnten wir 86 Ausgaben digitalisiert in unser Korpus aufnehmen. Anhand der bibliographischen Daten und der Titelblätter der uns verfügbaren Ausgaben haben wir darüber hinaus die exakten Bezeichnungen des Niederländischen und des Deutschen in den verschiedenen vorkommenden Sprachen erhoben. Da die Titelblätter zumeist auf Niederländisch, Französisch und Latein erstellt sind, verfügen wir überwiegend über die Bezeichnungen in diesen drei Sprachen.

## 3.2 Die Sprachen der *Colloquia*: welche Sprachen waren wann und wo lernenswert?

Die erste erhaltene Version der *Colloquia*, unter dem Titel *Vocabulare*, aus dem Jahr 1527[5], enthielt Dialoge in zwei Sprachen, Französisch und Niederländisch. 1541 erschien die erste viersprachige Ausgabe, ab 1576 erhöhte sich die Zahl der in einem Buch angebotenen Sprachen in den meisten Editionen auf sechs; viersprachige Editionen blieben jedoch üblich. Die ersten beiden achtsprachigen Ausgaben wurde 1585 in Delft bzw. Antwerpen gedruckt und enthielten neben Niederländisch und Französisch auch Latein, Spanisch, Italienisch, Deutsch, Englisch und Portugiesisch. Ganz allgemein waren die zehn Jahre zwischen etwa 1576 und 1586 eine äußerst populäre Zeit für die *Colloquia*: allein in diesem Zeitraum erschienen 24 Drucke, siehe Tab. 1:

**Tab. 1**: Übersicht Anzahl Drucke und Anzahl Sprachen pro Ausgabe (insgesamt 146).[6]

| Erscheinungs-zeitraum | Zeitspanne | Anzahl Drucke | Anzahl zweispr. | Anzahl vierspr. | Anzahl sechsspr. | Anzahl siebenspr. | Anzahl achtspr. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1527–1575 | 48 J. | 27 | 7 | 18 | ----- | ----- | ----- |
| 1576–1586 | 10 J. | 24 | 1 | 5 | 10 | 2 | 3 |
| 1587–1647 | 60 J. | 84 | 17 | 19 | 11 | 16 | 17 |
| 1648–1703 | 55 J. | 11 | 3 | 3 | ------ | ------ | 5 |

**5** Von der ursprünglichen Version aus dem Jahr 1511 ist keine Kopie erhalten, wir gehen davon aus, dass sie zweisprachig Niederländisch und Französisch war.

**6** Für die Ausgaben von 1511, 1530, 1577, 1578, 1580, 1597, 1601 und 1646 fehlen die Metadaten zur Anzahl der Sprachen; außerdem ist 1632 die einzige dreisprachige Ausgabe in Paris erschienen (auf Latein, Französisch und Bretonisch), die hier nicht gesondert aufgeführt wird.

Ab Ende des sechzehnten Jahrhunderts bis zum letzten Druck in unserem Korpus aus dem Jahr 1703 variiert die Zusammensetzung der *Colloquia* stark: es sind zwei- bis achtsprachige Editionen in Umlauf, mit verschiedenen Sprachkombinationen. Die Ausgangssprachen der *Colloquia*, Französisch und Niederländisch, bleiben über die Jahrhunderte hinweg ein wichtiger Bestandteil der mehrsprachigen Editionen. Dies gilt vor allem für Französisch, das in unserem Korpus lediglich in 7 Editionen nicht vorkommt und zwar beispielsweise in zweisprachig Spanisch-Englischen Ausgaben, die in London gedruckt wurden oder in im siebzehnten Jahrhundert in Rotterdam gedruckten Ausgaben, die nur Dialoge auf Englisch und Niederländisch enthalten. Niederländisch ist vor allem im 16. Jahrhundert stark vertreten: bis 1586 kommt es in mehr als 80 % der Ausgaben vor, siehe Tab. 2:

**Tab. 2:** Anteil der Ausgaben mit Niederländisch[7]

| Erscheinungszeitraum | Anzahl Drucke | Niederländisch | |
|---|---|---|---|
| | | ja | nein |
| 1527–1575 | 27 | 23 (85 %) | 2 |
| 1576–1586 | 24 | 20 (83 %) | 1 |
| 1587–1647 | 84 | 45 (55 %) | 28 |
| 1648–1703 | 11 | 4 (36 %) | 5 |

Im 17. Jahrhundert kommt Niederländisch in den meisten der sieben- und achtsprachigen Editionen vor, es erscheint aber auch eine erhebliche Zahl von Editionen ohne das Niederländische. Dies sind meist zwei- oder viersprachige Editionen, die außerhalb des niederländischen Sprachraums gedruckt werden, zum Beispiel in Genf, Leipzig oder Hamburg (siehe 3.3 zu Ausgaben, die Niederländisch und Deutsch enthalten). Ganz allgemein fällt die abnehmende Bedeutung des Niederländischen in den *Colloquia* mit der Verschiebung der Druckorte und Drucker vom niederländischen Sprachraum in andere Regionen Europas zusammen, in erster Linie in den deutschen Sprachraum, nach Italien und in den französischen und englischen Sprachraum. Bis 1586 wurden mehr als 90 % der *Colloquia* im niederländischen Sprachraum gedruckt, danach war es nur noch ca. jede zweite Ausgabe.

In der Auswahl der Sprachen spiegelt sich der sozialpolitische und ökonomische Kontext der Region Flanderns und der Niederlande wider: Die erste Sprache, die zu Französisch und Niederländisch hinzugefügt wurde, war das Lateinische, in einer Ausgabe in Leuven, 1541. In den ersten drei Jahrzehnten danach kam Latein

7 Siehe 6.

nur in Ausgaben vor, die in Leuven gedruckt wurden, erst ab 1576 auch in Editionen aus Antwerpen (und ab dann in Editionen aus vielen anderen Druckorten). Die Nähe zur Universität von Leuven könnte dabei eine Rolle gespielt haben. Die Person, die als Autorität für die lateinische Version genannt wird, ist immerhin Professor an dieser Universität, Cornelius Valerius. Außerdem hatten in manchen Städten nur Lateinschulen das Recht Latein zu unterrichten (vgl. Bouzouita & Vogl 2020). Spanisch war, wie Französisch, eine wichtige Sprache am Hof in Brüssel und wurde vermutlich deshalb bereits 1541 aufgenommen, zusammen mit Latein. Es blieb außerdem ein essentieller Bestandteil der *Colloquia*, vor allem in den Ausgaben, die in den südlichen Niederlanden in der Zeit der Herrschaft der spanischen Habsburger gedruckt wurden.[8] Dass Portugiesisch 1585 erstmals in den *Colloquia* vorkommt, ist mit der Migration sephardischer Juden nach Amsterdam Ende des sechzehnten Jahrhunderts erklärt worden (Van der Sijs 2004).

Zusätzlich können auch einzelne Autoren bzw. Drucker eine Rolle bei der Sprachselektion gespielt haben. Eine mögliche Quelle hierfür stellen die jeweils ersten Ausgaben der *Colloquia* dar, die eine bestimmte „neue" Sprache aufnehmen. Welche Drucker sorgen für sprachliche Innovationen und wie motivieren sie diese?[9] Der erste Drucker, der Latein und Spanisch hinzufügte, war Bartholomy de Graue, 1541 in Leuven. Diese allererste Edition steht uns leider nicht in digitalisierter Form zur Verfügung[10]. Eine etwas spätere Ausgabe aus Leuven (1551), ebenfalls gedruckt von Bartholomy de Graue, kündigt die Einführung des Spanischen wie folgt an: „Et outre de Latin en la langue Castilliane est translaté: par deux homes sçavants et en leur langue maternelle trèseloquants, et bien parliants: laquelle langue est la plus excellente de toute Espaigne." Hier sehen wir nicht nur, dass die Expertise der Autoren bzw. Übersetzer der spanischen Version hevorgehoben wird, wodurch gleichzeitig die Selektion des Spanischen motiviert wird; wir stellen auch fest, dass sogar die Selektion einer bestimmten Varietät begründet wird, und zwar des Kastilianischen als „la langue la plus excellente de toute Espaigne", also der exzellentesten Sprache ganz Spaniens.[11] In einer Ausgabe von 1556 (ebenfalls Leuven), wird

**8** Siehe Bouzouita & Vogl (2018; 2020) zur Rolle des Spanischen in den *Colloquia*.

**9** Wir gehen hier nur auf die am häufigsten vorkommenden Sprachen der *Colloquia* näher ein; es gilt jedoch auch für später aufgenommene Sprachen, dass der „Initiator" identifiziert werden kann: 1602 Michaël Lantzenberger für Tschechisch in Leipzig; 1626 George Allienne für Bretonisch in Morlaix; 1700 Gothofredus Libezeit für Schwedisch in Hamburg.

**10** Es ist uns lediglich bekannt, dass das Center for Research Libraries in Chicago über ein Exemplar auf Mikrofilm verfügt, siehe http://catalog.crl.edu/record=b1353430~S1 (letzter Zugriff 29.08.2021).

**11** Diese Praxis der Verteidigung einer bestimmten, dem Autor zufolge, prestigereichen Varietät sehen wir beispielweise in Lehrwerken des 17. Jahrhunderts, zum Beispiel in der Grammatik von Miège (1678).

in der Einleitung auf einen konkreten Namen verwiesen, auf „maistre Françoys Villalobos Castillien natif de Toledo“, als Experte, der das Spanische der Ausgabe korrigiert haben soll.

Die erste Ausgabe, die Italienisch enthält, ist eine viersprachige Ausgabe (Niederländisch, Französisch, Spanisch und Italienisch) und stammt von Jean Verwithagen, 1562 in Antwerpen gedruckt. Diese Ausgabe von 1562 ist nicht digitalisiert, dafür eine spätere Edition von Jean Verwithagen aus dem Jahr 1565. Eine spezifische Motivation für die Aufnahme des Italienischen ist darin nicht enthalten: die Einleitung („Al Lettore“) ist jedoch in allen vier Sprachen inkl. Italienisch erstellt und auch die Vokabellisten am Ende des Bandes wurden ins Italienische übersetzt.

Die erste Ausgabe, die Deutsch und dazu auch Englisch enthält, wurde 1576 in Antwerpen gedruckt, von „Henry Heyndricx“ (Hendrik Heyndrickx). In der Einleitung zu dieser Ausgabe, in französischer Sprache, widmet Heyndrickx das Buch einem gewissen Iacques Boon aus der „tresrenommée ville d’Anvers“. Er dankt in dieser Einleitung speziell Assuerus Boon, dem Sohn von Iacques Boon, für die Mitarbeit an der Ausgabe und bezeichnet ihn als jemanden, der mehrere Sprachen beherrscht („avoir l’usage de plusieurs langues“). Assuerus Boon wird von Van der Sijs (2004) als der mögliche (Mit)-Autor der zusätzlichen Dialoge der *Colloquia* genannt, die ab dieser Ausgabe von 1576 enthalten sind. Er könnte somit auch an der Ausweitung des Sprachenrepertoires auf Deutsch und Englisch beteiligt gewesen sein. Des weiteren hat Heyndrickx 1576 eine Edition der *Colloquia* herausgebracht, die ebenfalls Deutsch enthält, in der jedoch Englisch durch Latein ersetzt wurde. Das Titelblatt dieser Ausgabe enthält erstmals einen Titel in deutscher Sprache (neben Lateinisch).

Die Aufnahme des Portugiesischen erfolgt wie erwähnt in einer Ausgabe von Bruyn Harmansz Schinckel 1585 in Delft (und in einer Ausgabe von Cornelis Claesz im selben Jahr in Antwerpen). Bruyn Harmansz Schinckels Ausgabe ist in digitalisierter Form verfügbar: sie enthält eine Version des „Zu dem Leser“ und alle Dialoge auf Portugiesisch. Der Grammatikteil widmet sich jedoch nur dem Niederländischen (erklärt für Italiener), dem Italienischen und Spanischen (erklärt im Kontrast zum Französischen).[12]

**12** Wir haben für diese Ausgabe von 1595 sogar einen Hinweis auf einen konkreten Nutzer des Lehrwerks. Das konkrete Exemplar, das uns in digitalisierter Form zur Verfügung steht, gehörte einem Robert aus Rouen (datiert 12. Juli 1589 oder 1599): es enthält einen Eintrag in zwei Sprachen, und zwar auf Französisch („Ce livre apartient à Robert“) und vermutlich Portugiesisch („Este libro […] Roberto“). Welche Sprache(n) Robert mithilfe der *Colloquia* lernen wollte, können wir daraus (leider) nicht ableiten.

## 3.3 Niederländisch und Deutsch als differenzierte Fremdsprachen?

Einen interessanten Fall innerhalb der mehrsprachigen Lehrwerke stellt das enthaltene Material zum Niederländischen und zum Deutschen dar. Im sechzehnten Jahrhundert gab es noch keine Lehrbücher des Niederländischen für Deutschsprachige. Der erste, der sich die Mühe machte, war Matthias Kramer Anfang des 18. Jahrhunderts, mit seiner Holländischen Grammatik und seinem zweisprachigen Wörterbuch (Niederländisch-Deutsch/Deutsch-Niederländisch) (vgl. Hüning 2019). Grund dafür war die enge Verwandtschaft der beiden Sprachen bzw. das Dialektkontinuum, das im Grenzgebiet zwischen den heutigen Niederlanden, Belgien und Deutschland keine Hürde für gegenseitige Verständigung bildete. Dazu kam, dass im frühneuzeitlichen Europa die Perzeption der Varietäten noch nicht von der Standardsprachenideologie bestimmt war und es keine normierten Standardsprachen an beiden Seiten der Grenze gab, die etwa als Schulsprachen vermittelt wurden.

Dass Varietäten des Niederländischen und Deutschen im Bereich des Fremdsprachenlernens quasi austauschbar waren, zeigt das Beispiel des Gerard De Vivre: er war aus Gent und Muttersprachler einer Varietät des Niederländischen, arbeitete jedoch Mitte des 16. Jahrhunderts in Köln als Französischlehrer. Er gab in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zwei Lehrwerke heraus[13] mit parallel angeordneten Dialogen auf Niederländisch und Französisch, die er als Unterrichtsmaterial für „Hochdeutsche“ anpries, die Französisch lernen wollen (vgl. Vogl & De Wilde 2022).

Selbst Kramer hatte noch das Bedürfnis, sich bei der Herausgabe seiner Holländischen Grammatik zu rechtfertigen, da er dachte, dass manche sein Werk als unnötig empfinden könnten, weil „die holländische Sprach einem Hochteutschen/ wegen gedachter ihrer beyden unterlichen Aehnlichkeit/nicht schwer zu verstehen seye“ (Kramer 1716, Vorrede). Dennoch können das 16. und 17. Jahrhundert als entscheidende Phasen im Prozess der Namensgebung des Niederländischen, speziell des Niederländischen im Kontrast zum Deutschen gesehen werden (Eickmans 2017: 223), weshalb es sich lohnt, die Entwicklung der Namensgebung in den *Colloquia*, genauer gesagt in den Titelblättern der *Colloquia*, unter die Lupe zu nehmen.

Nach der ersten Ausgabe der *Colloquia* von 1576, die zusammen mit dem Niederländischen Dialoge auf Deutsch enthielt, erschienen noch 36 weitere Ausgaben

**13** *Dialogues françois-flamengs, traictans du faict de la marchandise/Tsamensprekingen in Fransoys ende Duytsche, tracterende vanden handel der coopmanschappen* (1573) & *Douze dialogues et colloques, traitants de diverses matieres/Twaelf tsamen-sprekingen Tracterende van verscheyden Materie* (1574).

im niederländischen Sprachraum (also insgesamt 37), gedruckt in Antwerpen (13), Delft (5), Liège (9), Amsterdam (5), Leiden, Den Haag, Vlissingen und Middelburg (jeweils 1), in einem Zeitraum von 1576 bis 1631. In der überwiegenden Zahl der Fälle handelte es sich um vielsprachige, d. h. sechs- bis achtsprachige Ausgaben. Siehe Tab. 3.

**Tab. 3:** Druckorte im niederländischen Sprachraum, Erscheinungsjahr und Drucker der Ausgaben, die Niederländisch und Deutsch enthalten.

| Druckort | Drucker | Erscheinungsjahr(e) | Anzahl Sprachen |
|---|---|---|---|
| Antwerpen[14] | Hendrik Heyndrickx | 1576 (2x), 1582, 1583 | 6 |
| | Cornelis Claesz | 1585 | 8 |
| | Jean Verwithagen | 1585 | 8 |
| | Joachim Trognesius | 1586 | 7 |
| | Franciscus Ficardus | 1616 | 7 |
| | Henrik Aertsens | 1630, 1662 | 8 |
| Delft | Bruyn Harmansz Schinckel | 1585, 1598, 1605, 1613 | 8 |
| | Jan Pietersz Waelpot | 1631 | 8 |
| Liège | Henricus Hovius | 1589, 1591, 1595, 1596, 1597, 1598, 1600, 1604, 1610 | 7 |
| Amsterdam | Cornelis Claesz | 1593 | 7 |
| | Henricus Laurentius | 1622, 1623, 1624 | 8 |
| | Evert Cloppenburgh | 1631 | 8 |
| Leiden | Johannes Paetsius | 1593 | 7 |
| Den Haag | Hillebrant Jacobsz van Wouw | 1613 | 8 |
| Vlissingen | Marten Abrahamsz van der Nolck | 1613 | 8 |
| Middelburg | Symon Moulert (und Erben) | 1631 | 8 |

Auch in Italien kamen Ausgaben, die sowohl Niederländisch als auch Deutsch enthielten, häufig vor. In unserem Korpus gibt es neun solche Ausgaben, von sechs verschiedenen Druckern aus Padua, Venedig und Bologna. Selten sind dagegen Ausgaben, die im deutschen Sprachraum gedruckt wurden und Niederländisch enthalten. Ausnahmen sind drei Ausgaben, eine aus Basel (1585), eine aus Frankfurt (1595) und eine aus Köln (1595). Von den *Colloquia* aus Basel, aus der Druckerei von Johannes Frobenius (sechssprachig, neben Deutsch und Niederländisch Spanisch, Italienisch, Latein und Französisch) verfügen wir über keine digitalisierte

**14** Außerdem drei Editionen von unbekannten Druckern, 1585 (2x) und 1595.

Version. Die siebensprachige Edition aus Frankfurt (Zacharias Palthenius war der Drucker) ist verloren gegangen. Die Kölner Edition von 1595 ist sechssprachig wie die in Basel gedruckte: in der Einleitung findet sich keine spezifische Motivation für einzelne Sprachen; die Wörterliste enthält alle Sprachen; der Grammatikteil enthält eine Erklärung zur Aussprache des Französischen, des Italienischen und des Spanischen (auf Französisch) und des Niederländischen (auf Italienisch) sowie zur Grammatik des Italienischen, Spanischen, Französischen (auf Französisch) und des Niederländischen (in einem Mix aus Italienisch und Französisch). Deutsch spielt keine Rolle als Erklärsprache, ebensowenig ist die deutsche Grammatik oder Aussprache Thema von Erklärungen. Man könnte meinen, dass das Zielpublikum kein deutschsprachiges war – oder aber, dass der Grammatikteil einfach aus früheren Editionen übernommen wurde.

Wenn wir uns alle Ausgaben ansehen, in denen Niederländisch und Deutsch vorkommen, dann sehen wir eine deutliche Tendenz, was die Sprachbezeichnungen betrifft.[15] Bevor Deutsch 1576 in die *Colloquia* aufgenommen wurde, wurde auf die niederländische Sprache zunächst mit „Vlaemsch“ (1550, Gent) und ab dann mit „Duytsch“ verwiesen (1551, 1556, 1560, Leuven; 1560, Rouen; 1561 Leuven; 1562 & 1565 Antwerpen; 1568 Gent; sowie zwei Ausgaben von 1562, Antwerpen).

Ab der ersten Ausgabe der *Colloquia* mit Dialogen auf Deutsch im Jahr 1576 ändert sich die Bezeichnung des Niederländischen auf den Titelblättern der *Colloquia* zu mehrheitlich „Nederduytsch“ (in verschiedenen Varianten), während gleichzeitig die deutschsprachigen Dialoge mit „Hochduytsch“ angekündigt werden. In der 1586 in Antwerpen von Joachim Trognesius gedruckten Ausgabe ist zum Beispiel auf der Titelseite zu lesen: „Colloquien of tsamensprekinghen, met eenen Vocabulaer in seven spraken, Neerduits, Engelsch, Hochduits, Latin, Italiaens, Spaens, ende Fransois“. Diese Praxis setzt sich durchgängig fort bis ans Ende des 17. Jahrhunderts[16]: in einer der letzten Ausgaben der *Colloquia*, 1677 in Venedig von Dominicus Milochus gedruckt, heißt es auf der Titelseite: „Colloquien oft t'samensprekingen met eenen Vocabulaer in acht spraken, Latijn, Francois, Neerduytsch, Hoochduytsch, Spaens, Italiens, Enghels ende Portugisch“.

Diese Verschiebung passt zur allgemeinen Tendenz der Entwicklung der Bezeichnungen des Niederländischen: bis 1550 ist „Duitsch“ die dominante Bezeichnung, ab dann werden „Nederduits“ und „Nederlandsch“ populärer. Die

**15** Wir nennen hier lediglich die Editionen, die im Titelblatt einen Titel in niederländischer Sprache enthalten.

**16** Eine Ausnahme stellen die Varianten „Fieerduntsch“ und „Hochduntsch“ in einer 1606 in Venedig gedruckten Ausgabe dar, bei denen es sich jedoch, wie bereits erwähnt, vermutlich um einen Kopierfehler des italienisch Druckers, Giovanni Alberti, handelt.

erste bekannte umfassende Studie dazu stammt von De Vreese (1909), der über 1620 Sprachnamen-Belege von 1518 bis 1700 analysierte, darunter Titelangaben von Übersetzungen und mehrsprachige Wörterbücher (vgl. auch Eickmans 2017: 225). Laut De Vreeses Studie machte „Duitsch“ von 1551 bis 1600 immer noch 24 % der Bezeichnungen aus und immerhin noch 15 % von 1601 bis 1650 und 13 % von 1651 bis 1700. In den *Colloquia* entschied man sich schon ab 1576 konsequent für Formen von „Nederduits“ in Kontrast zu „Hochduits“. Offensichtlich ist es gerade die direkte Gegenüberstellung zwischen Niederländisch und Deutsch, die eine konsequent unterschiedliches Benennung erfordert.[17]

In den Ausgaben, in denen Niederländisch nicht in Kombination mit Deutsch, sondern mit anderen Sprachen vorkommt, überwiegt ebenfalls das „Nederduits“-Label. Ausnahmen sind eine 1628 in Liège gedruckte Ausgabe, die „Duytsch“ verwendet, sowie zwei 1639 und 1644 in Rotterdam gedruckte *Colloquia*, die Dialoge auf Englisch und Niederländisch enthalten: hier wird für Niederländisch die Bezeichnung „Duytsch“ verwendet sowie die englische Bezeichnung „Dutch“. Hier ist die Differenzierung zum Deutschen nicht nötig und die Erkennbarkeit des Labels für englischsprachige Kunden vermutlich wichtiger.

## 4 Diskussion

Aus heutiger Sicht sind die *Colloquia* ein beeindruckendes Ergebnis der Zusammenarbeit verschiedenster Akteure, die einen Schatz an Informationen in und zu verschiedenen europäischen Sprachen gesammelt, ergänzt und verbreitet haben. Das kollaborative Werk nahm Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in einem lokalen Fremdsprachen-Lehrwerk aus Antwerpen seinen Ausgangspunkt, und wurde in Druckzentren des niederländischen Sprachraums für den internationalen Markt erweitert, den es bis ins achtzehnte Jahrhundert beherrschte, als praktisches Nachschlagewerk für unterwegs.

Das erste Ziel dieses Beitrags war es, einen Überblick über die Selektion und Deselektion der Sprachen der *Colloquia* in zwei Jahrhunderten zu verschaffen. Erstens kommen in den *Colloquia* (zumindest in den uns erhaltenen Ausgaben) die Sprachen vor, die wir auch heute noch als lernenswerte Fremdsprachen einstufen würden und für die Lehrwerke in Verlagen herausgegeben werden – wenn auch

**17** Eickmans (2017: 227) stellt eine vergleichbare Tendenz im Bezug auf Übersetzungen aus dem Deutschen ins Niederländische fest. Hier findet sich beispielsweise der Kontrast zwischen „Nederlandts Duytsch“ und „Overlantsch Duytsch“.

nicht mehr so gleichberechtigt in parallelen Spalten nebeneinander, als Ausdruck einer europäische Tradition des Sprachenlernens in der Frühen Neuzeit (Hüllen 2005). Die Sprachen der *Colloquia* haben heute einen unterschiedlichen Stellenwert, vor allem im schulischen Bereich und auch abhängig von der Region – ganz zu schweigen von der privilegierten Rolle des Englischen als Lingua Franca.

Zweitens haben einzelne Drucker, zusätzlich zu den Editionen in den heute noch prestigereichen Sprachen, Editionen initiiert, die sich spezifisch an ein lokales Zielpublikum richten, z. B. Französisch-Bretonisch in Morlaix oder eine Ausgabe mit Schwedisch und Deutsch in Hamburg. Manche Drucker haben auch – bewusst oder unbewusst – Sprachen weggelassen, die sie als nicht wichtig für ihr Zielpublikum erachtet haben. Dies gilt zum Beispiel für das Weglassen des Niederländischen in Drucken aus Leipzig, wo stattdessen das Tschechische hinzugefügt wurde.

Das zweite Ziel des Beitrags war es, Einblick in Prozesse der Sprachdifferenzierung zu gewinnen, indem wir verschiedene Akteure unter die Lupe genommen haben, die an den *Colloquia* mitgearbeitet haben: Drucker, Autoren und/oder Übersetzer. Hierbei haben wir besonders den Akteuren Aufmerksamkeit geschenkt, die an der Aufnahme einer neuen Sprache in die *Colloquia* beteiligt waren. Allein dadurch, dass sie die Dialoge in eine bestimmte Sprache übersetzt haben, haben sie diese Sprache zu einem Objekt gemacht, das gelernt werden kann und das lernenswert für bestimmte Zielgruppen wie Kaufleute oder Soldaten ist. Die Bedeutung einer neuen Sprache als Fremdsprache wurde üblicherweise durch den Verweis auf die Autorität des Übersetzers (z. B. Villalobos für das Spanische) oder auch den exzellenten Ruf einer Varietät (des Kastillischen) unterstrichen.

Darüber hinaus haben wir das Beispiel des Niederländischen und des Deutschen in den *Colloquia* als Fallstudie gewählt: die Bezeichnungen für diese beiden Sprachen überlappten im 16. Jahrhundert noch stark – „Duytsch“ konnte für beide Varietäten verwendet werden. In den *Colloquia* werden wir Zeuge einer konsequenten Differenzierung – „Nederduits“ auf der einen, „Hochduits“ auf der anderen Seite. Dies geschah einerseits zweifellos aus praktischen Gründen, zur Disambiguierung, wenn man beide Sprachen im Titelblatt nennen wollte. Andererseits kann diese Differenzierung als Anfang eines umfassenderen Prozesses gesehen werden. Motivation bot möglicherweise der europäische Buchmarkt, für den man so viele Sprachen wie möglich aufnehmen wollte, um ein breites Publikum anzusprechen – man denke an die Lobgesänge auf die vielen Sprachen, die man mit einem Buch lernen kann, zum Beispiel in einer Edition der *Colloquia* von 1662: „durch welchs ihr zu diser acht sprachen verstant leichtlich kommen magt“. Dabei hat man die germanischen Sprachen genauso voneinander unterschieden wie die romanischen von der (anfänglich einzigen) germanischen (dem Niederländischen), sowie den romanischen untereinander, in einem Prozess der *Fractal recursivity* (Irvine & Gal 2000). Deutsch und Englisch als neue Sprachen wurden genauso in eine eigene

Spalte, mit eigenem Schrifttyp eingeteilt und mit einem Namen versehen wie die verschiedenen romanischen Sprachen. Was jedoch in den *Colloquia* noch nicht festzustellen ist, ist eine konsequente Zuordnung der abgegrenzten Sprachen zu einem spezifischen Territorium oder gar einer Nation. In einer Einleitung der *Colloquia* (Ausgabe von 1662) werden lediglich manche Länder aufgezählt (und andere nicht erwähnt), in denen die Gesamtheit der Sprachen der *Colloquia* vonnutzen sein kann: „Denn es ist niemandt weder in Franckreich noch in dise Niederlanden noch in Hispanien oder in Italien der etwas in disen Niederlanden kaufmannschaft treibet der nicht diser acht Sorachen beschrieben und erklert bedürffe“. Wir sehen hier also keinen Prozess der *iconization* (Irvine & Gal 2000), bei dem das Sprechen (oder Erlernen) einer Sprache als Ikon für die Verständigung in einem bestimmten Gebiet steht. Zuletzt muss noch angemerkt werden, dass die Selektion einer bestimmten Varietät, d. h., der konkrete Text, dem ein bestimmter Sprachname zugeordnet wurde, einerseits Ausdruck einer individuellen Expertise oder Bekanntheit ist: die spanische oder lateinische Version werden zum Beispiel als Schöpfung eines bestimmten Autors oder Experten betrachtet und auch hinter dem Niederländischen, das gewählt wurde, stehen bestimmte Akteure als Experten (Noël van Berlaimont für das Niederländische und Assuerus Boon – möglicherweise – für das Deutsche). Im Falle des Spanischen wird die Varietät darüber hinaus benannt: „Castiliane“. Andererseits haben vermutlich praktische Gründe eine Rolle gespielt: so wie die „Dialoghi de Giorgio da Norimberga“ ein Gesprächsbuch waren, das sich auf den Handelskontakt zwischen dem Raum Nürnberg und Venetien spezialisierte und deshalb in den dazugehörigen regionalen Varietäten erstellt wurde (Franceschini 2002: 142), gilt auch für die *Colloquia*, dass die Dialoge Merkmale südlicher niederländischer Dialekte aufweisen (Van der Sijs 2004), da sie für die konkrete Anwendung in der Region Antwerpen konzipiert wurden, wo Noël van Berlaimont Lehrer war. Die Selektion von Varietäten im untersuchten Material erfüllte somit einen konkreten praktischen Zweck und hatte keinen erkennbaren institutionellen normativen Anspruch.

Die Prozesse der Differenzierung hatten jedoch sehr wohl einen Effekt auf den Status von Sprachen und auf den ihrer Sprecher. Das Foreign Language Making bringt einerseits Vorteile für bestimmte Gruppen: die Drucker verkauften lukrativere Exemplare mit mehr Sprachen, und es wurden Personen benötigt, die Kompetenz in mehr verschiedenen, voneinander abgegrenzte Varietäten hatten. Andererseits bedeutet die Differenzierung längerfristig – in diesem Fall zwischen Deutsch und Niederländisch als Fremdsprache – dass die passive Beherrschung einer der beiden als nicht mehr ausreichend angesehen wird, sondern dass die Beherrschung beider als erforderlich angesehen wird.

# Literatur


Andrés Renales, Gabriel (1994): Los coloquios de Barlaimont: un género-modelo para la proyección del español en Europa desde el siglo XVI. *Salinas, Revista de Lletres* 8, 33–36.

Bouzouita, Miriam & Ulrike Vogl (2018): Hola, het Vlaams was een wereldtaal in de 16e eeuw! *Colloquia, et dictionariolum* vanuit een Vlaams en Spaans perspectief. In Timothy Colleman, Johan De Caluwe, Veronique De Tier, Anne-Sophie Ghyselen, Liesbet Triest, Roxane Vandenberghe & Ulrike Vogl (Hrsg.), *Woorden om te bewaren. Huldeboek voor Jacques Van Keymeulen*, 467–483. Drongen: Skribis.

Bouzouita, Miriam & Ulrike Vogl (2020): Meertaligheid en onderwijs van moderne talen in de 16de eeuw: het gebruik van het partikel *hola* als voorbeeld voor taalcontact in de *Colloquia, et dictionariolum*. *Taal en Tongval* 71 (2), 105–135.

De Groote, Henry L.V. (1967–1968): De zestiende-eeuwse Antwerpse schoolmeesters. *Bijdragen tot de geschiedenis – inzonderheid van het Oud Hertogdom Brabant* 51, 5–52.

De Vreese, Willem (1909): Over de benamingen onzer taal inzonderheid over ‚Nederlandsch'. *Verslagen en mededelingen van de Koninklijke Vlaamse Academie voor Taal- en Letterkunde* (1), 417–592. https://www.dbnl.org/tekst/_ver025190901_01/_ver025190901_01_0030.php (letzter Zugriff 29.08.2021).

Eickmans, Heinz (2017): Auß der Niderländischen Sprach ins HochTeutsch ubergesetzt. Zur begrifflichen Kontrastierung der Bezeichnungen für Niederländisch und Deutsch in Übersetzungen des 17. Jahrhunderts. In Markus Denkler, Stephan Elspaß, Dagmar Hüpper & Elvira Topalović (Hrsg.), *Deutsch im 17. Jahrhundert. Studien zu Sprachkontakt, Sprachvariation und Sprachwandel*. Gedenkschrift für Jürgen Macha, 223–241. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.

Franceschini, Rita (2002): Lo scritto che imita il parlato: i manuali di conversazione dal '400 al '700 e la loro importanza per la storia dell'italiano parlato. *Linguistica e Filologia* 14, 129–154.

Gal, Susan (2009): Migration, minorities and multilingualism: language ideologies in Europe. In Clare Mar-Molinero & Patrick Stevenson (Hrsg.), *Language ideologies, policies and practices. Language and the future of Europe*, 13–27. Basingstoke u. a.: Palgrave Macmillan.

Glück, Helmut (2002): *Deutsch als Fremdsprache in Europa vom Mittelalter bis zur Barockzeit*. Berlin: De Gruyter.

Glück, Helmut (2014): The History of German as a Foreign Language in Europe. *Language & History* 57 (1), 44–58.

Howatt, A. P. R. & Richard Smith (2014): The History of Teaching English as a Foreign Language, from a British and European Perspective. *Language & History* 57 (1), 75–95.

Hüllen, Werner (2005): *Kleine Geschichte des Fremdsprachenlernens*. Berlin: Schmidt.

Hüllen, Werner (2000): Alle Sprachen nebeneinander. Die Anfänge des Fremdsprachenunterrichts in Europa (1450–1700). *Zagreber Germanistische Beiträge* 9, 177–192.

Hulshof, Hans, Erik Kwakernaak & Frans Wilhelm (2015): *Geschiedenis van het talenonderwijs in Nederland. Onderwijs in de moderne talen van 1500 tot heden*. Groningen: Uitgeverij Passage.

Hüning, Matthias (2019): Matthias Kramer und seine Holländische Grammatica (1716). *Nachbarsprache Niederländisch* 34, 94–120.

Hüning, Matthias (2021): Matthias Kramer und die Anerkennung des Niederländischen als Fremdsprache im frühen 18. Jahrhundert. In Julia Hübner & Horst Simon (Hrsg.), *Fremdsprachenlehrwerke in der Frühen Neuzeit. Perspektiven – Potentiale – Herausforderungen* (Episteme in Bewegung – Beiträge zu einer transdisziplinären Wissensgeschichte 24), 33–48. Wiesbaden: Harrasowitz.

Hüning, Matthias, Ulrike Vogl & Olivier Moliner (Hrsg.) (2012): *Standard languages and multilingualism in European history*. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins.

Irvine, Judith T. & Susan Gal (2000): Language ideology and linguistic differentiation. In Paul V. Kroskrity (Hrsg.), *Regimes of language. Ideologies, polities, and identities*, 35–84. 1. Santa Fe, NM: School of American Research Press.

Keblusek, Marika (2006): Intermediaries in the Early Modern World of Books. In Marika Keblusek, Badeloch Noldus & Hans Cools (Hrsg.), *Your humble servant. Agents in Early Modern Europe, 1500–1800*, 97–107. Hilversum: Uitgeverij Verloren.

Krämer, Philipp, Ulrike Vogl & Leena Kolehmainen (Hrsg.) (2022): Language Making. *International Journal of the Sociology of Language* 274.

Kramer, Matthias (1716): *Grund-richtig-Vollkommene doch kurz gefaßte Nider-Teutsch- oder Holländische Grammatica*. Nürnberg, Frankfurt und Leipzig: Johann Daniel Tauber seel. Erben.

Loonen, Petrus L. M. (1990): *For to learne to buye and sell: Learning English in the Low Dutch area between 1500 and 1800. A critical survey*. Groningen: Universiteitsdrukkerij.

Loop, Jan, Alastair Hamilton & Charles S. F. Burnett (Hrsg.) (2017): *The teaching and learning of Arabic in early modern Europe* (The history of Oriental studies 3). Leiden, Boston: Brill.

McLelland, Nicola & Richard Smith (2014): Introduction. Building the History of Language Learning and Teaching (HoLLT). *Language & History* 57 (1), 1–9.

Miège, Guy (1678): *A New French Grammar; or, a New Method for Learning of the French Tongue*. London.

Milroy, James (2001): Language ideologies and the consequences of standardization. *Journal of Sociolinguistics* 5 (4), 530–555.

Plomer, Henry Robert (1907): *A Dictionary of the Booksellers and Printers who Were at Work in England, Scotland and Ireland from 1641 to 1667*. London: Blades, East and Blades.

Sánchez, Aquilino (2014): Spanish as a Foreign Language in Europe. Six Centuries of Teaching Materials. *Language & History* 57 (1), 59–74.

Sijs, Nicoline van der (2004): Berlaimont, N. van. In Karina van Dalen-Oskam, Ingrid Biesheuvel, Wim van Anrooij & Jan Noordegraaf (Hrsg.), *Bio- en bibliografisch lexicon van de neerlandistiek*. http://www.dbnl.org/tekst/anro001bioe01_01/berl003.php (letzter Zugriff 29.08.2021).

Stern, Hans Heinrich (2003): *Fundamental concepts of language teaching*. 12. Druck. Oxford: Oxford Univ. Press.

Van der Gucht, Fieke, Johan De Caluwe, Mathilde Jansen & Nicoline van der Sijs (2017): *Atlas van de Nederlandse taal. Editie Vlaanderen*. Tielt: Lannoo.

Vogl, Ulrike (2012): Multilingualism in a standard language culture. In Matthias Hüning, Ulrike Vogl & Olivier Moliner (Hrsg.), *Standard languages and multilingualism in European history*, 1–42. Amsterdam: John Benjamins.

Vogl, Ulrike & Truus De Wilde (2022): Teachers as foreign Language Makers: on standard language ideology, authenticity and language expertise. *International Journal of the Sociology of Language* 274, 107–131.

Wilhelm, Frans (2018): Foreign language teaching and learning in the Netherlands 1500–2000: an overview. *The Language Learning Journal* 46, 17–27.

Johanna Miecznikowski und Annalisa Carlevaro

# Deutsch-italienischer Sprachkontakt in der Schweiz im 20. Jahrhundert: Schweizerische Italienischlehrbücher als Zeitzeugnisse

**Zusammenfassung:** Der Beitrag beleuchtet drei schweizerische Italienischlehrbücher für deutschsprachige Lernende als Zeugnisse helvetischer Mehrsprachigkeitsdiskurse im 20. Jahrhundert. Sie werden in ihren historischen Kontexten eingeordnet und daraufhin untersucht, was ihre Teiltexte über Vorstellungen zum deutsch-italienischen Sprachkontakt aussagen, und zwar über (a) schulische Sprachhandlungen, die im Unterricht vollzogen werden können; (b) außerschulische Situationen, auf welche die Texte indexikalisch verweisen; (c) die narrative und beschreibende Darstellung von Sprecher/innen der Zielsprache; (d) die Kategorisierung und Bewertung von Sprachen und Sprecher/innen. Die Lehrbücher transportieren Sprachkontaktmodelle zwischen territorialer Mehrsprachigkeit (mit sporadischen Kontakten oder mit zu Diglossie führender längerfristiger Migration) und interkultureller Begegnung. Mit diesen Modellen verknüpft sind Konzepte von Italianität, die den Fokus nicht nur auf Italien als Kulturnation oder Feriendestination legen, sondern auch auf das Tessin, bspw. während der geistigen Landesverteidigung der 1930er Jahre, oder auf die italienischen Einwanderer, insbesondere in einem Lehrbuch der 1970er Jahre, als die Immigration aus Italien ihren Höhepunkt erreichte.

**Schlagwörter:** Mehrsprachigkeitsdiskurse, sprachliche Alltagstheorien, deutsch-italienischer Sprachkontakt, schweizerische Mehrsprachigkeit, Italienisch als Fremdsprache, historische Lehrmittelforschung, Textlinguistik

## 1 Einführung

Der Kontakt zwischen Sprechern des Deutschen und des Italienischen ist im Alpenraum historisch gewachsene Realität. In der Schweiz ist dieser Sprachkontakt,

**Johanna Miecznikowski:** Università della Svizzera italiana, Istituto di studi italiani
**Annalisa Carlevaro**: Università della Svizzera italiana & Universität Basel, Istituto di studi italiani, E-Mail: annalisa.carlevaro@usi.ch

https://doi.org/10.1515/9783111338668-008

Open Access. © 2023 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter.
Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.

entstanden dank mannigfaltiger wirtschaftlicher und politischer Beziehungen,[1] eingebettet in ein mehrsprachiges föderalistisches Staatsgefüge, in dem das Nebeneinander diverser germanischer und romanischer Varietäten seit Jahrhunderten Tatsache ist und die Pluralität der Nationalsprachen mit der Verfassung von 1848 zu einem tragenden Prinzip erhoben wurde (Schoch 2000, Lüdi 2019).[2] Letzteres wird politisch umgesetzt durch die Wahrung der territorialen Mehrsprachigkeit, die Mehrsprachigkeit gewisser Institutionen und Medien, die bildungspolitische Förderung von Kompetenzen in mindestens zwei Landessprachen, d. h. einer Form von individueller Mehrsprachigkeit, und – im privaten Sektor – die Sprachenpolitik großer Unternehmen (Grin 2011, Casoni 2011, Duchêne 2011). Die Bedeutung und Umsetzung dieses Prinzips ist Gegenstand eines öffentlichen Diskurses, der immer wieder kontrovers geführt worden ist (Stotz 2006), auch unter Berücksichtigung der Diglossieproblematik in der Deutschschweiz (Berthele 2019), der migrationsbedingten Vervielfachung der in der Schweiz gesprochenen Sprachen und der Rolle des Englischen.

In der Interaktion zwischen Individuen und zwischen Gruppen, in Sprachpolitik und Sprachdebatten treffen verschiedene Alltagstheorien und Wertvorstellungen zum Thema Sprache, Sprachen und Sprachgebrauch aufeinander, d. h. „commonsense convictions about what a language is and what the use of a language is assumed to imply about political loyalty and identity“ (Gal 1998: 317), auch als Sprachideologien bezeichnet. Gemäß den oben zitierten Arbeiten offenbaren sich im schweizerischen Fall aus anderen Kontexten bekannte Ideen über die enge Beziehung zwischen Sprache, Territorium und sozio-kultureller Zugehörigkeit ebenso wie Ideen über die wichtige Rolle überregionaler Sprachen als Garanten für wirtschaftliche Prosperität und soziale Mobilität. Auf Grund der spezifischen poli-

**1** Drei Beispiele unter vielen sind die Administration der lombardisch-italienischsprachigen eidgenössischen Untertanentanengebiete im Tessin vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, die de facto mehrsprachig war (Gili 2011), die Zusammenziehung von Arbeitern und Fachkräften aus beiden Sprachgebieten samt ihren Familien für den Bau der Gotthardbahn in den 1870er Jahren (Ceschi 2003: 323–328) und die Ende des 19. Jahrhunderts zunehmende Arbeitsmigration vom Tessin in die nördlichen Kantone (s. Fußnote 8). Von besonderer Bedeutung für die gegenwärtige Situation ist die Einwanderung von italienischen Arbeitskräften in die Deutschschweiz – ab 1964 mit Familiennachzug –, die in den 1970er Jahren ihren Höhepunkt erreichte und bis heute, auch dank den Folgegenerationen, massgeblich zur Vitalität des Italienischen nördlich der Alpen beiträgt (Bianconi 1995, Pandolfi et al. 2016). Eine Auswirkung des direkten Kontakts der Sprachgemeinschaften ist die Ausformung diverser Kontaktvarietäten, welche die heutige Sprachenlandschaft Schweiz, besonders aber die Minderheitensprache Italienisch, mitgeprägt haben (Berruto 1984, Moretti 2005, Berruto 2012).

**2** Die Schweiz ist seit 1848 offiziell dreisprachig (Deutsch, Französisch, Italienisch) und seit der Anerkennung des Rätoromanischen im Jahr 1938 viersprachig.

tischen Umstände, in denen weder Kantons- noch Landesgrenzen mit sprachlichen Grenzen zusammenfallen, wird allerdings der Staat – im Gegensatz zum übrigen Europa der Nationalstaaten (Blommaert & Verschueren 1998) – kaum mit sprachlicher Homogenität assoziiert. Auffassungen von Mehrsprachigkeit kontrastieren nicht mit der dominierenden Auffassung von nationaler Zugehörigkeit, sondern scheinen vielmehr eng mit dieser verwoben.

Vorstellungen über den deutsch-italienischen Sprachkontakt müssen im schweizerischen Kontext der Gegenwart und näheren Vergangenheit als Teil dieses übergeordneten Mehrsprachigkeitsdiskurses verstanden werden. Der vorliegende Beitrag wirft Schlaglichter auf diese Vorstellungen im 20. Jahrhundert, wobei als methodischer Zugang die Analyse von in der Schweiz herausgegebenen Lehrbüchern des Italienischen als Fremdsprache für deutschsprachige Lernende gewählt wurde. Welche Vorstellungen über den deutsch-italienischen Sprachkontakt vermitteln die Lehrbücher?

Die schweizerischen Bibliotheken beherbergen ca. 15 Lehrbücher des Italienischen als Fremdsprache, die im Laufe des 20. Jahrhunderts in der Deutschschweiz herausgegeben wurden, z. T. vielfach aufgelegt und/oder ergänzt durch separat veröffentlichte Hilfsmaterialien. Sie richten sich an Kinder (Keller-Piazza $^{1}$1956, $^{2}$1970), Sekundar-, Real- und Berufsschülerinnen und -schüler (Brandenberger-Regazzoni $^{1}$1923 – $^{19}$1968, Zambetti 1958, Vella & Hunziker 1973, 1978), Lernende an Gymnasien und Mittelschulen (Donati $^{1}$1902 – $^{17}$1969, Alani $^{1}$1929 – $^{39}$1972, Bosshard $^{1}$1954 – $^{5}$1974, Müller 1968, de Vito & Zahner 1998), generell an jugendliche Lernende ohne Unterscheidung zwischen den Schulstufen (Keller-Piazza 1982, Malinverni, Roncoroni & Viecelli 1997) und Erwachsene (Mäder 1971, 1989, 1991). Die Bücher haben bis jetzt weder in der historischen Soziolinguistik noch in der soziologischen oder didaktischen Lehrbuchforschung Beachtung gefunden. Aufgrund ihrer Ausrichtung auf Lernende in der Deutschschweiz ist grundsätzlich erwartbar, dass sie – im Unterschied zu in Italien oder anderen Ländern produzierten Italienischlehrbüchern (zur aktuellen Lage s. bspw. Borghetti 2018, Carlevaro in Vorb.) – italienischsprachige Gemeinschaften in der Schweiz thematisieren und so die möglichen deutsch-italienischen Kontaktszenarien auf spezifische Weise erweitern. Eine erste Sichtung hat ergeben, dass es sich damit je nach anvisierter Empfängergruppe unterschiedlich verhält. Die an Schüler und Schülerinnen von Gymnasien und anderen Mittelschulen gerichteten Lehrwerke reproduzieren ein auf Italien begrenztes Modell der Italianität, teils mit isolierten Erwähnungen von Tessiner Dialekten, Gebräuchen oder Ortschaften als Randphänomenen des italienischen Kulturraums.[3] In den übrigen

**3** So findet sich in der dritten Ausgabe von Donatis *Corso pratico di lingua italiana* (Donati $^{3}$1934: 102–104) ein Lesetext zum Vorkommen der Edelkastanie im Tessin und gleich anschließend, aus der

Lehrbüchern dagegen sind Sprecher und Sprecherinnen des Italienischen in der Schweiz stärker präsent. Unsere Untersuchung konzentriert sich auf drei Lehrwerke der zweiten Gruppe, die in verschiedenen institutionellen Umfeldern und Zeiträumen (die Zürcher Sekundarschulen der 1920–30er Jahre, die Berner Volkshochschule Anfang der 1970er Jahre, die Schulen der Vereinigung Pro Ticino Anfang der 1980er Jahre) entstanden sind und sich an Lernende verschiedener Altersgruppen richten: *Parliamo italiano* (Brandenberger [1]1923, Brandenberger-Regazzoni [4]1929, [6]1932, [13]1946, [19]1968), *Vivendo s'impara* (Mäder [1]1972, [5]1986) und *Corso pratico d'italiano* (Keller-Piazza 1982). Diese Diversität erlaubt es uns, mehrere für die Schweiz des 20. Jahrhunderts typische Kontaktszenarien und Sichtweisen darauf zu beleuchten.

Nach einigen allgemeinen Überlegungen zu den Eigenschaften von Fremdsprachenlehrbüchern und zum analytischen Ansatz, der in Bezug auf die Sprachkontakt- und die interkulturelle Lehrbuchforschung verortet werden kann (Abschnitt 2), stellen wir die drei Bücher im Folgenden einzeln vor. Wir zeichnen ihre Entstehungsgeschichte nach und betrachten die Teiltexte, aus denen sie bestehen, unter textsortenlinguistischen und thematischen Gesichtspunkten (Abschnitte 3–5), bevor wir zu unserem Fazit gelangen (Abschnitt 6).

## 2 Fremdsprachenlehrbücher als Zeitzeugnisse zum Thema Sprachkontakt

Sprachliche Inhalte und soziokulturelles Wissen über Sprache sind – neben anderen Themen – Gegenstand der soziologischen und historischen (z. B. Ehlers 2013, Hintermann et al. 2014) sowie der etwas jüngeren linguistischen Schulbuch-

Feder von Camillo Valsangiacomo (1898–1978), dem Autor der italienischen Version des Schweizerpsalms (s. Zwyssig & Valsangiacomo 1930), ein weiterer Lesetext zum geselligen und von Gesang begleiteten Tessiner Kastanienessen („La gioia è profonda e serena. Son canti d'amore, canti militari, canti soffusi di allegria e di nostalgia, robusti e ingenui come ogni cosa villereccia" ‚Die Freude ist tief empfunden und unbeschwert. Es sind Liebeslieder, Soldatenlieder, von Fröhlichkeit und Sehnsucht durchtränkte Lieder, bodenständig und treuherzig wie alles Ländliche', S. 104). Alani ([1]1929) erwähnt in der Lektion 128 (S. 173) die in Lugano gesprochene Varietät als zugehörig zum Lombardischen („Il lombardo di un luganese non è precisamente quello di un milanese, come il veneto di un veneziano non è eguale a quello di un veronese" ‚Das Lombardische eines Luganesers ist nicht genau das eines Mailänders, so wie das Venetische eines Venezianers nicht gleich ist wie das eines Veronesers"). In Bosshards *Corso d'italiano* sind in den Ausspracheübungen zu Beginn des Buches neben den italienischen auch einige Tessiner Ortsnamen eingestreut.

forschung (zu letzterer s. Ott 2015: 9–11 und, als anschauliches Beispiel, Maitz & Foldenauer 2015). Es werden bevorzugt Lehrwerke für den Erstsprachenunterricht und das Fach Geschichte untersucht, wobei als Methode oft die thematische Analyse gewählt wird. Für die Schweiz muss insbesondere die Abhandlung von Helbling (1994) erwähnt werden, die deutsch- und welschschweizerische Lesebücher von 1900 bis in die frühen 1990er Jahre sichtet. Helbling gibt interessante Einblicke in den helvetischen Mehrsprachigkeitsdiskurs, von dem sich ihrer Untersuchung nach vor dem ersten Weltkrieg nur wenige Spuren finden – „eine verständliche Zurückhaltung vor dem Hintergrund der damaligen nationalistischen Propaganda in den Nachbarländern" (Helbling 1994: 190) – und der in der Zwischenkriegszeit Fahrt aufnimmt, zum Beispiel in den patriotischen Texten zum Nationalfeiertag (Helbling 1994: 273–275).

Das Thema Mehrsprachigkeit und Sprachkontakt in Fremdsprachenlehrbüchern ist außerdem zentraler Forschungsgegenstand der Fremdsprachen-, Interkulturalitäts-[4] und Mehrsprachigkeitsdidaktik. Gemäß Borghetti (2018: 81–84) lässt sich eine Verschiebung der Akzente über die Zeit hinweg feststellen: wird in den 1980er und 1990er Jahren generell darauf gepocht, dass Lehrbücher wahrheitsgetreue, aktuelle, nicht stereotype Abbilder der Zielkultur vermitteln sollen (Borghetti führt Byram 1990, Clarke & Clarke 1990 und Zarate 1993 an, s. aber schon Riemenschneider 1980), fordert man später explizite Anleitungen zum Kulturvergleich (z. B. Méndez García 2005, Sercu 2006, Risager 2014) und in den letzten Jahren verstärkt die Darstellung von (sprachlicher und anderer) Diversität, Hybridität und Kontaktsituationen unter Verwendung eines nicht essentialistischen Kulturkonzepts (Holliday 2011, s. auch Kramsch & Vinall 2015, Berti 2020). Kennzeichnend für diese Richtungen der Lehrbuchforschung ist ihre Anwendungsorientierung. Die Lehrwerkanalyse, die auch hier oft thematischer Natur ist, aber zudem verstärkt Aufgabentypen und die Umsetzung im Unterricht ins Blickfeld nimmt, dient in erster Linie dazu, Interkulturalitätskonzepte in aktuellen Fremdsprachenlehrbüchern kritisch zu beurteilen und Verbesserungsvorschläge zu formulieren.

In unserer Arbeit haben wir einen diskurslinguistischen Ansatz gewählt, der Ideen sowohl aus der Soziolinguistik, Textlinguistik und Pragmatik als auch aus der Lehrbuchforschung und der Sprachdidaktik aufnimmt und den spezifischen Eigenschaften von Fremdsprachenlehrbüchern Rechnung trägt.

Lehrbücher im Allgemeinen sind strukturierte Sammlungen von Texten, die verschiedenen, durch fachliche und didaktische Traditionen definierten Textsorten angehören. Textsorten verstehen wir dabei als für die Mitglieder einer Sprachge-

**4** Für eine allgemeinere kritische Betrachtung des Interkulturalitätsbegriffs s. Franceschini (1998b) und Földes (2009).

meinschaft relevante Kategorien von Texten, die inhaltliche, formale und funktionale Merkmale gemeinsam haben (Fix 2008: 71), sie entsprechen typisierten Interaktionssituationen („a typified response to a typified situation", Bazerman 2011: 229), die Tätigkeitsfeldern zugeordnet werden können („activity systems", Bazerman 2011: 230). In systemtheoretischer Perspektive sind Lehrbücher als „Medien struktureller Kopplung" innerhalb von historisch gewachsenen Erziehungssystemen aufgefasst worden (Gansel 2015: 125–129), welche Unterrichts- und Lerntätigkeiten zeitlich und sozial gliedern und mit Bildungsinstitutionen, Fachgemeinschaften und der Gesamtgesellschaft in Beziehung setzen.

Der Aufbau von Fremdsprachenlehrbüchern ist je nach den zu Grunde liegenden didaktischen, kognitiven und linguistischen Theorien unterschiedlich und hat sich im Laufe der hier betrachteten Jahrzehnte deutlich verändert (Balboni 2015, Fäcke 2016). Eine konstante Eigenschaft von Fremdsprachenlehrbüchern ist jedoch, dass sie neben sprachdarstellenden und -erklärenden Abschnitten (z. B. Vokabellisten und Grammatiktabellen) schriftliche Texte (eventuell ergänzt durch Illustrationen, Ton- und Videodokumente) enthalten, die der Schulklasse und/oder den individuellen Lernenden als Anleitung zum rezeptiven und produktiven Gebrauch der Zielsprache im Schulkontext dienen, z. B. in Form von Lese- oder Hörtexten, Liedern, Dialog- und Aufsatzthemen, Übungen usw. Im gegenwärtigen Zusammenhang ist bedeutsam, dass diese Teiltexte auf mehreren Ebenen den sozio-kulturellen Kontext abbilden, in dem die Zielsprache gebraucht werden kann oder soll:

(a) über die Bandbreite an schulischen Sprachhandlungen, zu denen sie anleiten und die im Unterricht konkret vollzogen werden können;
(b) über die Imagination außerschulischer Situationen dank der Einbindung indexikalisch darauf verweisender Texte im Lehrbuch (vom Brief über das mündliche Rollenspiel bis hin zur Wohnungsanzeige, dem Menü, der Identitätskarte etc.);
(c) über die narrative und beschreibende Darstellung von Sprecher/innen der Zielsprache und ihren Handlungen sowie mit ihnen assoziierten Gegenständen und Orten;
(d) über die explizite Kategorisierung, Beschreibung und Bewertung von Sprachen und Sprecher/innen.

Dank der Projektion ihrer Gebrauchssituation sind Teiltexte eines Fremdsprachenlehrbuchs mögliche Träger („sitings" gemäß Woolard 1998: 9) metasprachlicher und metapragmatischer Vorstellungen,[5] auch solcher über Mehrsprachigkeit und

**5** Zur Manifestation und Funktion von metasprachlichen und metapragmatischen Vorstellungen in der mündlichen Interaktion hingegen s. Caffis (1994:2461) Begriff der Metapragmatik$_3$ als gleichzeitig sprachgebrauchreflektierenden und -regulierenden Teil der Sprecherkompetenz, sowie Franceschini (1998a).

Sprachkontakt. Bildungsmedien spiegeln dabei nicht lediglich die Haltung einzelner Autorinnen und Autoren wider, sondern werden, wie sich in unserem Korpus vor allem am Beispiel von *Parliamo italiano!* zeigen lässt, in einem institutionellen Umfeld hergestellt und auf einen größeren Empfängerkreis bzw. Markt ausgerichtet. Daher ermöglichen Hinweise auf Vorstellungen zum Thema Sprachkontakt in Fremdsprachenlehrbüchern Rückschlüsse auf in der weiteren Gesellschaft gängige Alltagstheorien. Bezüglich vergangener Epochen werden die Bücher in einer Situation des mehr oder minder ausgeprägten Datenmangels („bad data“, s. Rutten et al. 2017) zu wertvollen Zeitzeugnissen.

In unserem Korpus haben wir zunächst den Aufbau der Lehrbücher gesamthaft betrachtet und dann die enthaltenen Teiltexte Textsorten zugeordnet. Dieser Teil der Analyse hatte zum Ziel, auf den oben beschriebenen Ebenen (a) und (b) die kommunikativen Situationen zu ermitteln, in denen die Autoren die Lernenden den rezeptiven und produktiven Gebrauch der Zielsprache üben lassen, wobei wir nach dem Mehrsprachigkeitspotential dieser Situationen gefragt haben. In einem weiteren Schritt haben wir die Teiltexte – hier Beispielsätze in Übungen eingeschlossen – nach Thematisierungen von Begegnungen zwischen Deutsch- und Italienischsprachigen durchsucht, um Hinweise auf entsprechende alltagstheoretische Konzepte auf den Ebenen (c) und (d) zu erhalten. Die Resultate haben wir in Bezug gesetzt zu auf die Lehrwerke bezogenen metadiskursiven Aussagen (Ebene d) in Vorworten, Rezensionen und, im Fall von *Parliamo italiano!*, Beiträgen in der Lehrerzeitung.

# 3 Parliamo italiano

## 3.1 Entstehung

Das Italienischlehrbuch *Parliamo italiano* wurde in den 1920er und 1930er Jahren im Kontext der Sekundarlehrerkonferenz (SLK) des Kantons Zürich entwickelt. Im Laufe des 19. Jahrhunderts waren in vielen Schweizer Kantonen Sekundarschulen gegründet worden, die eine weiterführende Allgemeinbildung nach der Primarschule garantierten. In Zürich waren die Lehrkräfte seit 1906 in der kantonalen SLK organisiert, die es als ihre vorrangige Aufgabe ansah, zeitgemäße Lehrmittel zu entwickeln. Diese Bestrebung zeitigte in den ersten 1910er Jahren erste Früchte: es erschienen 1912 ein vom SLK-Gründer Robert Wirz mitverfasstes neues Geschichtsbuch, 1910–1914 Hans Hoeslis *Éléments de langue française* (Ziegler 1981).

In der SLK Zürich engagierte sich auch der Italienischlehrer Hans Brandenberger. 1920 veröffentlichte das SLK-Jahrbuch dessen erste Vorstudie für ein neues

Lehrbuch, *Metodo italiano per le scuole secondarie*. An einer Italienischlehrerfachtagung des 9. September 1922 „entwickelte Sekundarlehrer Brandenberger die Richtlinien, die ein modernes Lehrmittel charakterisieren", wobei er sich für den Gebrauch der „Konversationsmethode" aussprach (Höhn 1922). 1923 folgte, als Band in der Serie der SLK-Jahrbücher, *Il mio primo italiano*, ein Jahr später leicht verändert *Un anno d'italiano*.

1929 legte der Autor eine vierte, gründlich neu bearbeitete Auflage vor, die nicht zuletzt inhaltlich neu ausgerichtet wurde (s. 2.3). Sie erschien im Verlag der SLK Zürich in leinengebundener Form und mit Illustrationen von Albert Hess unter dem Titel *Parliamo italiano*. Brandenberger stellt das Buch in der Lehrerzeitung in einem Artikel vor, der es mit verschiedenen damals gebräuchlichen Fremdsprachlehrbüchern vergleicht und die Methode Berlitz als eine der bekanntesten „Konversationsmethoden" anspricht; diese „erwies sich als für unsere Bedürfnisse unbrauchbar, da sie sich lediglich mit einer oberflächlichen Anlernung der gebräuchlichsten Umgangsformen begnügt und auf eine grammatikalische Festigung der Sprache verzichtet" (Brandenberger 1929). Die in *Parliamo italiano* gewählten methodischen Lösungen hingegen (s. 3.2.) waren offensichtlich „brauchbar": das Lehrmittel wurde weitere acht Male unverändert aufgelegt. Unter anderem wurden die Neuauflagen dadurch notwendig, dass das Buch nicht nur in der Schule, sondern im Lauf der dreissiger Jahre offenbar auch in zwei Radio-Italienischkursen zur Anwendung gelangte (Brandenberger-Regazzoni 1932: III, Zuppinger 1933, Zuppinger 1938: 853). Erfolgszeugnis ist auch das Erscheinen von Ergänzungsübungen zum Buch im Jahr 1941 (Gysi 1941).

1942 wurde im Anschluss an eine Fachtagung eine Kommission mit der Revision von *Parliamo italiano* betraut (Ess, 1942). Nach der Erprobung revidierter Fassungen im Unterricht (Zuppinger 1944: 118, 978) teilte die Kommission 1945 den erfolgreichen Abschluss der Arbeit mit (Illi, 1945: 821). 1946 erschien das Ergebnis, die 13. überarbeitete Auflage mit neuen, allerdings sparsamer eingestreuten, Illustrationen. Nicht alle waren mit den Neuerungen glücklich. So wird in einer Rezension die neu eingeführte, den Sprachempfehlungen Mussolinis entsprechende *voi*-Höflichkeit als „Abwegigkeit" beurteilt und die Arbeit der Kommission kritisiert, wobei abschließend dann noch einmal positiv die auf die Mündlichkeit ausgerichtete methodische Grundlinie des Buches unterstrichen wird (I.E. 1947). Auch diese Version des Buches war erfolgreich: die 18. und letzte Auflage kam 1965 heraus und es gibt Hinweise darauf, dass das Werk auch im deutsch-romanisch-italienisch dreisprachigen Kanton Graubünden in Gebrauch war ([S.N.] 1956/57, Erni 1953–54).

## 3.2 Lehrbuchaufbau und Auswahl der Textsorten

Die Grundstruktur des Buchs, schon 1923 vorgenommen und erst 1946 verändert, ist dreiteilig. Der laut Verfasser eigentliche „methodische Teil", *Impariamo!* (‚Lernen wir!'), besteht in der Ausgabe von 1929, auf die wir uns hier hauptsächlich konzentrieren, aus 40 Lektionen. Jede Lektion beginnt mit einem *Esercizio sulle parole*, gefolgt von einem ersten Grammatikblock, einem Lektüretext und Fragen dazu, einem zweiten Grammatikblock und zum Schluss Konversationsanregungen und Aufsatzthemen. Der zweite Teil, *Leggiamo! Godiamo!* (‚Lesen wir! Erfreuen wir uns!') ist eine Sammlung von Lesetexten und Liedern. Abgeschlossen wird das Buch vom Teil *Ripetiamo!* (‚Wiederholen wir!'), der Fragen zu den Illustrationen, Übersetzungstexte und einen kurzen Abriss der Ausspracheregeln und Grammatik enthält.

Wenn man Lesetexte, Übersetzungen, Schreibaufgaben und Transformationsübungen betrachtet, sieht das Lehrmittel insgesamt die Auseinandersetzung mit 227 Texten vor. 86 davon sind Exemplare monologischer Textsorten, die darauf angelegt sind, im schulischen Kontext rezipiert und produziert zu werden. Es dominiert die Erzählung, gefolgt von einem ebenfalls sehr hohen Anteil an Beschreibungen und zwei Aufsatzthemen über eigene Wünsche und Ziele. Daneben finden sich 15 Dialoge in direkter Rede, die eine imaginäre Kommunikationssituation entwerfen, die außerhalb des Klassenzimmers liegt. Zu den schulischen Texten und Dialogen kommen 14 Gebrauchstexte (11 Briefe, eine Speisekarte und zwei Landkarten) und 127 Texte, die man als sprachliches Volks- und Kulturgut bezeichnen könnte (Witze, Kinderverse, Rätsel, Sprichwörter, Anekdoten, Gedichte mit Autorenangabe, Prosatexte mit Autorenangabe und Lieder).

Das Lehrbuch ist einsprachig italienisch mit Ausnahme der Übersetzungsaufgaben (20 der 86 schulischen Texte, von Deutsch auf Italienisch zu übertragen), die auf Ebene (a) eine schulische mehrsprachige Situation projizieren. Die außerschulischen Textsorten sind hinsichtlich der Achse Ein- vs. Mehrsprachigkeit unmarkiert.

Allerdings ist zu den Briefen anzumerken, dass die einzigen beiden Exemplare, die im „methodischen Teil" *Impariamo!* vorkommen, zur Aufrechterhaltung des Kontakts in der Emigration dienen:[6] es handelt sich um einen Brief des mit der Mutter und den Geschwistern im Tessin verbliebenen Sohnes an den Vater, der zum Arbeiten nach Zürich gefahren ist, und die Antwort des Vaters an die Familie. Die Textsorte Brief, die einen Dialog auf Distanz ermöglicht, bildet somit an prominenter Stelle im Lehrbuch eine imaginäre Begegnung zwischen Personen ab, die sich in zwei unterschiedlichen Sprachregionen befinden (Ebene b). Der Briefwechsel steht indexikalisch für die emigrationsbedingte Familientrennung und benennt diese

**6** Zur Tessiner Emigration in Richtung Deutschschweiz vgl. die Fußnoten 1 und 8.

Situation auch („Quando ritornerai a casa? Come saremo contenti di rivederti dopo tanti mesi di separazione!“ ‚Wann kehrst Du nach Hause zurück? Wie werden wir uns freuen, dich nach so vielen Monaten der Trennung wiederzusehen!‘). Er gibt dem antwortenden Vater zudem Anlass, auf den Ebenen (c) und (d) die Gruppe der Tessiner Emigranten aus einer fiktiven Innenperspektive heraus zu etablieren (s. ihre Benennung und den Gebrauch der ersten Person Plural) und die typische saisonale Emigration zu beschreiben, bei der sich die Arbeit in Zürich im Sommer und Frühherbst mit dem Einsatz in der Landwirtschaft zuhause während der übrigen Monate des Jahres abwechseln:

> *[…] La nostra stagione terminerà fra circa due settimane, appena ultimato il lavoro. Farò il viaggio con alcuni altri emigranti ticinesi. Verremo a casa probabilmente ai primi di novembre. Quanto mi rallegro di trovarmi presto tra voi! Avrete sicuramente bisogno di me, perché i lavori pesanti nei campi e nei boschi saranno già cominciati, come pure la raccolta delle noci e delle castagne. […]*
>
> […] Unsere Saison geht in circa zwei Wochen zu Ende, sobald die Arbeit abgeschlossen ist. Ich werde zusammen mit anderen Tessiner Emigranten reisen. Wir kommen wahrscheinlich in den ersten Novembertagen nach Hause. Wie ich mich darauf freue, bald bei Euch zu sein! Ihr werdet mich bestimmt brauchen, denn die schweren Arbeiten auf den Feldern und im Wald werden schon begonnen haben und ebenso die Nuss- und Kastanienernte. […] (Brandenberger 1932: 67)

## 3.3 Darstellung von Diversität und Sprachkontakt

Inhaltlich wird im methodischen Teil auf Ebene (c) eine fortlaufende Handlung mit jugendlichen Identifikationsfiguren aufgebaut. Interessant ist die Neuausrichtung, die der Verfasser zwischen 1923 und 1929 vornahm: lebten die Schüler 1923 noch mit dem in Zürich lebenden Kaufmannssohn Ernst (Ernesto) mit, so wird die Handlung ab 1929 ins Tessin verlegt und im Zentrum stehen Carlo (Karl), Sohn eines Maurers, und der Gymnasiast Mario, dessen Vater Geschäftsmann ist. Noch in der Rezension von 1947 wird diese „Verlegung ins fremde Sprachgebiet“ besonders hervorgehoben, denn dadurch werde „die Fiktion nicht länger aufrechterhalten, als sprächen alemannische Schüler zu ihrem Vergnügen auf dem Schulweg die fremde Sprache in allen ihren Finessen“ (I.E. 1947). Neben einem größeren Realismus ist im ideologischen Umfeld der beginnenden, und dann immer bewusster betriebenen geistigen Landesverteidigung die Wahl des Tessins besonders wichtig, „zwischen Pädagogik und Politik“ (Criblez 1995). Brandenberger selbst schreibt, ganz im Sinne der „Imagination als Bindemittel“ (Helbling 1994: 182): „Die Schilderung des Tessins und des tessinischen Lebens wird in den Schülern das Verständnis für unsere italienisch sprechenden Miteidgenossen fördern, sie wird dazu beitragen, dass in ihnen

der Wille zur nationalen Zusammengehörigkeit des Kantons Tessin und der übrigen Schweiz Herzenssache werde“ (Brandenberger 1929b: 411).[7] Es ist anzumerken, dass die „italienisch sprechenden Miteidgenossen“ mit den Tessinern gleichgesetzt werden. Die italienischsprachigen Bewohner der vier im Kanton Graubünden gelegenen Täler Calanca, Mesolcina, Bregaglia und Poschiavo werden weder vom Autor noch von den Rezensenten erwähnt und sind im Lehrbuch nicht thematisiert. Sie sind Angehörige einer sprachlichen Minderheit auf nationaler, aber auch auf kantonaler Ebene innerhalb des mehrsprachigen Kantons Graubünden; die vier Täler sind geographisch an der Peripherie des italienischen Sprachgebiets gelegen und verkehrstechnisch weniger gut erschlossen als das Tessin. Auch in der Konstruktion der „nationalen Zusammengehörigkeit“, die das Lehrbuch anstrebt, bleiben diese mehrfach peripheren Regionen aussen vor.

Generell werden in den Erzählungen des Lehrbuchs gewisse soziale und kulturelle Gegensätze offenbar, zwischen Stadt und Land, zwischen Bauern, Fabrikarbeitern und Gebildeten, zwischen Männer- und Frauenrollen, zwischen dem Tessin, Mailand und dem übrigen Italien. Sie werden überwunden dank Familienbanden, Freundschaft, Reisen (auch zu Fuß) und Gesprächen. Das gegenseitige Entgegenkommen wird bspw. unter Abwandlung des Alpentopos, der einen festen Platz in schweizerischen Lesebüchern der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat (Helbling 1994: 173–181), in Szene gesetzt, als die Landkinder Carlo und Maria und die städtischen Bürgerkinder Mario und Lucia früh morgens jeder aus seinem Heimatort aufbrechen und am Mittag auf der Spitze des Monte Brè zusammentreffen, um gemeinsam zu essen und die Aussicht zu genießen (Lektion VII, *Passeggiate luganesi* ‚Luganesiche Wanderungen‘).

Der deutsch-italienische Sprachkontakt findet in *Parliamo italiano* dank der Reise ins andere Sprachgebiet statt, insbesondere innerhalb der Schweiz. Das Tessin empfängt ‚Auswärtige‘ („forestieri“ Lektionen III, VI), d. h. Touristen, zu denen neben Ausländern auch Angehörige anderer Sprachregionen der Schweiz gehören können, und wurde in der Vergangenheit von den Innerschweizer Kantonen regiert (Lektion XII, „La conquista del Ticino“ ‚Die Eroberung des Tessins [durch die Schweizer]‘). Umgekehrt verbringen Tessiner (darunter der Vater der Hauptperson Carlo, s. 3.2 oben) als saisonale Emigranten („emigranti“) einen Teil des Jahres in Zürich,

7 Nationale Zugehörigkeit des Tessins, Italianität des Tessins und die Förderung des Italienischen in den deutschsprachigen Kantonen bedingen sich in diesem Programm gegenseitig. Dies auch, um der Adula-Bewegung, die den Anschluss ans faschistische Italien wollte, „den Wind aus den Segeln“ zu nehmen, wie es in einem Artikel in der Lehrerzeitung von 1935 heisst (P. 1935). Bekenntnisse zu ebendiesem Programm finden sich auch in einem Artikel zu Weiterbildungskursen in Bellinzona (Brunner 1935: 616) und in einem Bericht der Erziehungsdirektorenkonferenz von 1938 (S.N. 1938: 2–3), jeweils mit löblicher Erwähnung von Brandenbergers Lehrbuch.

um dann heimzukehren (s. auch Lektion XI, „Il ritorno dell'emigrante". Neben der offensichtlichen Asymmetrie der Beziehung ist festzuhalten, dass in beiden Richtungen weder eine permanente Niederlassung im anderen Sprachgebiet samt Angehörigen noch die Mehrsprachigkeit von Individuen thematisiert wird; es wird konsequent ein Modell der territorialen Mehrsprachigkeit konstruiert. Obwohl also Situationen angesprochen werden, in denen zweifellos Sprachkontakt stattfinden musste, ist dieser selbst kein Thema und bildet kein Modell für die Lernenden. Deren Annäherung an die italienische Sprache ist eine Begegnung anderer Art, bei der eine durch narrative/deskriptive „Schilderung" angeregte Identifikation die Basis eines besseren „Verständnisses" der fremden Sprachgemeinschaft bildet. In dieser Perspektive erscheint die Darstellung des Kontakts zwischen den Gemeinschaften vor allem deshalb wichtig, weil er Bestandteil der zielkulturellen Erfahrungswelt ist, in die sich die Lernenden einfühlen sollen.

# 4 Corso pratico d'italiano

## 4.1 Entstehung

Flavia Keller-Piazzas *Corso pratico d'italiano* (1982) entstand im Auftrag der Vereinigung Pro Ticino. Im Zuge der um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert zunehmenden Binnenwanderung vom Tessin hin zu den anderen Schweizer Kantonen[8] war die Pro Ticino 1915 gegründet worden, neben einigen bereits bestehenden Tessiner Vereinen und Gesellschaften.[9] Sie verstand sich als patriotische Vereinigung und hatte den Zweck,

**8** Für die Zunahme dieser Art von Binnenwanderung gibt es mehrere Gründe. Zum einen wurde in der Totalrevision der schweizerischen Bundesverfassung von 1874 die Niederlassungsfreiheit erweitert, was generell zu vermehrter interkantonaler Migration führte (Lorenzetti 2007:35). Besondere Bedeutung für die vom Tessin ausgehenden Wanderbewegungen gegen Norden hatten die Eröffnung des Gotthard-Eisenbahntunnels 1882, welche die Verkehrsanbindung des Südkantons an die übrige Schweiz wesentlich verbesserte, sowie die wirtschaftliche Entwicklung der Städte nördlich der Alpen, die insbesondere im Bausektor eine starke Nachfrage nach Arbeitskräften zur Folge hatte (Lorenzetti 2007:39). Die Entwicklung setzte sich nach dem ersten Weltkrieg weiter fort, als der Wirtschaftsprotektionismus der Nachbarstaaten den Zugang zum Arbeitsmarkt im Ausland erschwerte und Emigrantionswillige auf die einheimischen Regionen zurückgeworfen wurden (Lorenzetti 2007:39).

**9** Es entstanden um die Jahrhundertwende politisch dem Sozialismus, Kommunismus und Libertarismus nahestehende, aber auch liberale und katholisch-konservative Vereinigungen (Manz 2007:56–57). Die Pro Ticino ist letzterem Lager der „historischen Parteien" des Kantons zuzuordnen (Manz 2007:57).

*a) di riunire in un sol fascio ‚tutti' i ticinesi domiciliati in Cantoni confederati e di appoggiare e promuovere i loro interessi morali e materiali, favorendo la conservazione del loro carattere etnico originario.*
*b) di migliorare e accrescere i buoni rapporti fra Ticino e gli altri Cantoni, coltivando i sentimenti patriottici e le relazioni fraterne fra i propri soci e le popolazioni fra le quali sono ospitate.*
*c) di assecondare e promuovere il benessere economico appoggiando energicamente tutte le iniziative che mirino ad aprire nuovi campi di attività alle numerose e valide forze del paese, nuovi mercati ai prodotti del suolo, dell'industria e dell'intelligenza, e nuove vie del traffico.*

(a) in einem einzigen Verband ‚alle' in verbündeten Kantonen wohnhaften Tessiner zu vereinen, ihre moralischen und materiellen Interessen zu unterstützen und zu fördern und dabei um die Wahrung ihrer ursprünglichen ethnischen Eigenart besorgt zu sein.
b) die guten Beziehungen zwischen dem Tessin und den anderen Kantonen zu verbessern und zu mehren, indem die patriotischen Gefühle und das brüderliche Verhältnis zwischen den Mitgliedern und den sie beherbergenden Bevölkerungen gepflegt werden.
c) das wirtschaftliche Wohlergehen zu begünstigen und zu befördern, indem alle Initiativen energisch unterstützt werden, die darauf abzielen, neue Tätigkeitsfelder für die zahlreichen und tüchtigen Kräfte des Landes, neue Märkte für die Erzeugnisse des Bodens, der Industrie und der Intelligenz und neue Verkehrswege zu eröffnen. (Statuten der Pro Ticino 1915 Art. 1, zit. nach Dolfini 2005; unsere Übersetzung – J.M., A.C.)

In den Gründungsstatuten wird der Wirtschaftsförderung eine grosse Bedeutung eingeräumt, die aber zu dem Zeitpunkt, als das hier untersuchte Lehrbuch in Auftrag gegeben wurde, sicherlich zugunsten des sprachlich-kulturellen Engagements abgenommen hatte. Aus dem Zweckartikel (Art. 1) der Statuten von 1973 ist der wirtschaftlichen Aspekten gewidmete Absatz 1c (s. o.) verschwunden und gleich zwei Absätze betreffen die lateinische (Art. 1.2.) bzw. italienische (Art. 1.3.) sprachliche und kulturelle Zugehörigkeit:

*1. riunire tutti i Ticinesi domiciliati nei Cantoni confederati o all'estero, oppure rientrati in Ticino, e appoggiare e promuovere i loro interessi morali e materiali nel domicilio di elezione e nel Ticino;*
*2. favorire la conservazione del carattere latino dei Ticinesi domiciliati fuori del Cantone di origine;*
*3. difendere e promuovere gli ideali e gli interessi del Canton Ticino quale cantone svizzero di lingua e di cultura italiana;*
*4. migliorare ed intensificare i buoni rapporti fra il Ticino e gli altri cantoni, coltivando sentimenti patriottici e relazioni fraterne fra i propri soci e le popolazioni delle quali sono ospiti.*

1. alle in den verbündeten Kantonen oder im Ausland wohnhaften sowie die ins Tessin zurückgekehrten Tessiner zu vereinen ihre moralischen und materiellen Interessen am gewählten Wohnort und im Tessin zu unterstützen und zu fördern.
2. um die Wahrung der lateinischen Eigenart der außerhalb des Ursprungskantons wohnhaften Tessiner besorgt zu sein;
3. die Ideale und Interessen des Kantons Tessin als Schweizer Kanton italienischer Sprache und Kultur zu verteidigen und zu fördern;

> 4. die guten Beziehungen zwischen dem Tessin und den anderen Kantonen zu verbessern und zu intensivieren, indem das brüderliche Verhältnis zwischen den Mitgliedern und den Bevölkerungen, bei denen sie zu Gast sind, gepflegt werden. (Statuten der Pro Ticino 1973, Art. 1, internes Archiv der Vereinigung)

Zu den Bemühungen der Vereinigung, die Ursprungskultur der aus dem Kanton ausgewanderten Tessiner zu fördern, gehörte, dass sie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der deutschen und französischen Schweiz mehrere Schulen für die dort aufwachsenden Kinder von Tessiner Familien betrieb – im Übrigen ein Hinweis darauf, dass unter den interkantonalen Mobilitätsformen die Bedeutung der nicht saisonalen, sondern permanenten Emigration mit Familiengründung oder -nachzug im Verlauf des 20. Jahrhunderts zunahm. Die Erstsprachen der Lernenden waren zunächst Tessiner Mundarten und/oder Italienisch, später dann vermehrt die Varietäten der Gastregion.[10] Für diese Schulen verfasste Keller-Piazza 1956 ihre schlanke *Introduzione all'italiano per bambini dai sette ai dodici anni*, zum zweiten Mal aufgelegt 1970.[11] 1982 folgte der umfangreichere *Corso pratico d'italiano*, nur einmal aufgelegt, der Grundkenntnisse voraussetzt und sich an deutsch- und französischsprachige Jugendliche richtet („ragazzi, siano essi di lingua tedesca o francese", *Introduzione*, Keller-Piazza 1982: X).

Claudio Rotanzi, 1982 Präsident der Pro Ticino, unterstreicht im Vorwort des *Corso pratico* den Wunsch, neben den Tessinern auch einen breiteren Empfängerkreis zu erreichen, wobei auch er den unterdessen bereits gut etablierten Topos der Sprachenkenntnis als geeignetes Mittel für die Verständigung zwischen den Sprachregionen der Schweiz und somit den nationalen Zusammenhalt aufnimmt („La conoscenza della lingua italiana costituisce il pegno migliore sulla via della reciproca comprensione", Keller-Piazza 1982: VII).

---

**10** Zu diesem Vorgang des Sprachverlusts vgl. bspw., aus der Sicht der Pro Ticino, den für die Vereinigung verfassten Rückblick zum 90. Jubiläum (Dolfini 2005:31) oder die Aussagen von Mariacarmen Kurmann-Bottinelli, die in der Luzerner Schule von Pro Ticino von 1965 bis 2005 unterrichtete und sich in einem Interview erinnert: „Se all'inizio avevo 40 bambini, verso la fine erano gruppetti di 7–8 bambini di terza generazione […], che non parlavano più l'italiano a casa e per i quali la lingua di uso comune era il tedesco." ‚Hatte ich am Anfang noch 40 Kinder [im Klassenzimmer], so waren es gegen Ende noch Grüppchen von 7–8 Kindern der dritten Generation […], die zuhause kein Italienisch mehr sprachen und für welche die normale Umgangssprache Deutsch war.' (Mautone 2020:16)

**11** Die Erstausgabe des Büchleins ist in den grösseren Schweizer Verbundbibliotheken nicht auffindbar, doch der Katalog WorldCat gibt als Erscheinungsjahr 1956 an. Das ist kompatibel mit den Danksagungen der Autorin an Franco Fumagalli und Alfredo Geninasca im Vorwort (in der Ausgabe von 1970 als „Prefazione della prima edizione" abgedruckt); die Wirkungszeit des ersteren als Mitglied und dann Präsident des Zentralkomitees waren die Jahre 1946–1967 und letzterer war von 1949 bis 1962 Komiteemitglied (persönliche Mitteilung Pro Ticino 15.3.2022).

## 4.2 Lehrbuchaufbau und Auswahl der Textsorten

Aufgebaut ist das Lehrbuch aus 50 Lektionen. Es enthält 48 Lesetexte (oft von Textverständnisfragen und in einigen Fällen von der Anweisung zum Auswendiglernen begleitet), Vokabellisten und grammatische Erklärungen sowie Einsetz- und Transformationsübungen. Die Lesetexte sind mehrheitlich auf den schulischen Kontext zugeschnittene Beschreibungen und Erzählungen sowie erklärende Sachtexte. Dazu kommen in direkter Rede formulierte Dialoge, hauptsächlich zwischen Kindern und Jugendlichen und im Familienkreis, oft erzählerisch eingerahmt, sowie ein Steckbrief, eine Speisekarte und eine Serie von Zeitungsmeldungen, von denen jeweils Titel und Textbeginn angegeben werden. Das Buch ist einsprachig italienisch (Ebene a).

Geht man davon aus, dass sich das Lehrbuch an Kinder von Tessiner Migranten richtet, die mit Eltern und Geschwistern in der deutschen oder französischen Schweiz wohnen, so entsprechen die projizierten außerschulischen Gebrauchskontexte (Ebene b) möglichen Lebenssituationen der Lernenden. Die Auswahl an außerschulischen Textsorten und Situationen ist dabei beschränkt und stark auf den privaten Bereich fokussiert. Sie transportiert die Vorstellung einer Diglossiesituation, in der Kinder von Tessiner Eltern (oder mit einem Tessiner Elternteil, s. 4.3) Italienisch in der deutschen/französischen Schweiz primär zur Kommunikation im Familienkreis und mit anderen Angehörigen der Tessiner Minderheit verwenden, während sie ansonsten die Umgebungssprache sprechen.

Interessant ist, dass die Inhalte der Zeitungsmeldungen, die lokale Ereignisse betreffen, auf deutschschweizerische, tessinerische und italienische Tageszeitungen als Publikationskontexte hinweisen. So wird eine Situation des deutsch-italienisch zweisprachigen Medienkonsums entworfen, vorstellbar innerhalb einer und derselben Familie oder aber genereller in den Tessiner Kreisen.

## 4.3 Darstellung von Diversität und Sprachkontakt

Auch in Keller-Piazzas Lehrbuch wird ein Erzähluniversum aufgebaut, wobei die Identität der Figuren teilweise vage bleibt, da in den zahlreichen Dialogen in direkter Rede häufig ohne Sprecherangabe die erste und zweite Person verwendet wird. Als soziale Institutionen enthält dieses Universum, im übergeordneten Rahmen einer recht unspezifischen Konsumgesellschaft, die Schule und die kleinbürgerliche Familie; mit den Eltern erschließen die jugendlichen Protagonisten einige öffentliche Orte wie das Restaurant, Bahnhof und Eisenbahn, das (obligate) Ausflugsziel mit Blick auf die Alpen („Guarda laggiù quelle montagne alte, alte e bianche di neve: sono le Alpi bernesi!“ ‚Sieh nur unten in der Ferne die hohen, schneeweissen

Berge: das sind die Berner Alpen!', Lektion 5, S. 9), den Strand am Tyrrhenischen Meer. Sprachliche, kulturelle, soziale und politische Diversität wird wenig sichtbar oder wird, falls thematisiert, als unvermitteltes, paradigmatisches Nebeneinander gefasst wie z. B. in einer Passage über die Arbeit von Vätern und Müttern, in der zunächst Männerberufe und danach verschiedene durch Frauen verrichtete Hausarbeiten aufgelistet werden (Lektion 17, S. 34).

Die vierte Lektion trägt den Titel „Perché studiamo italiano?" (‚Warum lernen wir Italienisch?'). Im Zentrum steht ein Dialog, in dem ein Kind dem anderen seine zweisprachige Familiensituation erklärt (französischsprachige Mutter, Tessiner Vater, Verwendung der Umgebungssprache Französisch zuhause, zweisprachige Verständigung zwischen der Mutter und den Großeltern im Tessin dank rezeptiver Fähigkeiten in der jeweils anderen Sprache) und zwei Gründe fürs Italienischlernen angibt: die Abstammung („i miei nonni paterni sono ticinesi" ‚meine Großeltern väterlicherseits sind Tessiner') und die Schönheit und Musikalität der italienischen Sprache, ein alltagstheoretischer Topos auf der metadiskursiven Ebene (d). Die Lektion lässt vermuten, dass die Autorin die weitgehende einsprachige Anpassung an die Umgebung in gemischten Familien als prototypische Ausgangssituation der Lernenden betrachtet, während die weiter oben angesprochene Diglossiesituation (Italienisch oder zumindest italienisch-deutsch/französische Zweisprachigkeit in der Familie) sich als eine ideale Zielsituation erweist, die das Lehrbuch zu fördern sucht.

Weitere Kontaktsituationen, die auf der narrativ-beschreibenden Ebene (c) thematisiert werden, sind Ferien, Ausflüge und Familienbesuch im Tessin, Briefkontakt mit den Großeltern („vorrei scrivere una letterina ai nonni in italiano", ‚ich möchte den Großeltern einen Brief auf Italienisch schreiben', Lektion 36, S. 74), eine berufliche Zukunft im Tessin, das bereits genannte Zeitunglesen. Sie passen sich einerseits in das Diglossiemodell ein, fügen ihm aber als weitere zwei Topoï die (temporäre oder definitive) Rückkehr in die Heimatregion hinzu sowie die Italienreise. Letztere gestaltet sich nicht wie in Brandenbergers Lehrbuch als Nachbarschaftsbesuch der Tessiner Protagonisten in der nahen Lombardei, sondern als Ferientourismus, wie er in den Fremdsprachenlehrbüchern der letzten Jahrzehnte so oft dargestellt wird (zum Tourismusdiskurs in Fremdsprachenlehrwerken s. Kramsch & Vinall 2015, Berti 2020: 182). Die Reise bietet den Handlungsträgern Gelegenheit zum Sprachkontakt, wobei der metadiskursive Kommentar (Ebene d) einer jugendlichen Identifikationsfigur subtil darauf hinweist, dass die Verständigung auf Italienisch zwar problemlos, aber nicht selbstverständlich ist, und das Italienische also nicht den Status einer Erstsprache hat: „Ho fatto parecchie amicizie con ragazze e ragazzi italiani perché, *per fortuna*, *so parlare* l'italiano" ‚Ich habe mit einigen italienischen Mädchen und Jungen Freundschaft geschlossen, denn *zum Glück kann ich* Italienisch' (Lektion 20, S. 39, unsere Hervorhebung).

Eine Abwesenheit, die im *Corso pratico* angesichts des Veröffentlichungsjahres 1982 auffallen muss, ist die der italienischen Migranten in der Schweiz; auf diesen Aspekt werden wir im Fazit (Abschnitt 6) zurückkommen.

# 5 Vivendo s'impara

## 5.1 Entstehung

Rolf Mäder, geboren 1939, studierte Romanistik, promovierte in italienischer Sprachgeschichte (Mäder 1968), unterrichtete Fremdsprachen unter anderem an der Volkshochschule Bern, war 1984 Mitbegründer der „Accademia italiana di lingua" in Florenz und war auch schriftstellerisch tätig (vgl. auch A*dS, s. v.). Das an Erwachsene gerichtete *Vivendo s'impara* (‚Man lernt durchs Leben', Mäder 1971) ist sein erstes Lehrbuch. Es wurde in Zeitschriften in der Schweiz und im Ausland rezensiert (-t 1972, M.B. 1971/1972, Forner 1981) und bis 1986 fünf Mal neu aufgelegt. 1989 folgte *Auguri*, ein Italienischlehrbuch für Deutschsprachige, und wenig später *Pronto*, ein Pendant von *Auguri* für Französischsprachige (Mäder 1991/92). Von 1973 bis 1989 war Mäder Herausgeber einer Sprachlehrzeitung für Italienischlernende, *Il Carosello*.

## 5.2 Lehrbuchaufbau und Auswahl der Textsorten

*Vivendo s'impara* besteht aus 42 Lektionen, gruppiert in drei thematische Teile. Der Rezensent M.B. kommentiert: „Die drei Teile des Buches entsprechen den häufigsten Lernmotiven: 1. Tourismus; 2. Umgang mit italienischen Arbeitern; 3. Einführung in die italienische Kultur." (M.B. 1971/1972). In einer von einem unbekannten Autor mit der Initiale -t verfassten Buchbesprechung wird „[d]er originelle zweite Teil (Lektionen 18 bis 29)" besonders hervorgehoben, der „dem Thema ‚Arbeit' (auch des Gastarbeiters) gewidmet" sei (-t 1972).

In jeder Lektion folgt nach einem Einstiegstext/-dialog ein Grammatikabschnitt, manchmal Beispielmaterial zum Wortschatz, ein Übungsteil mit strukturalistischen Pattern drills und manchmal zum Abschluss ein weiterer Lesetext. Das Buch enthält 75 zusammenhängende Texte. Bei den schulischen Textsorten verzichtet Mäder weitgehend auf die monologischen Sorten (zwei Beschreibungen und drei Erzählungen) und bevorzugt dagegen die Form des Dialogs (21 insgesamt). Die nicht schulischen Gebrauchstexte sind recht variiert. Teilweise sind sie an der Schnittstelle der Ebenen b und c in eine narrativ konstruierte Interaktionssituation eingebettet, die

auch Sprachkontakt impliziert (s. 5.3). Das trifft auf die Speisekarte und das Hotel-Anmeldeformular im Zusammenhang der im ersten Buchteil erzählten Italienreise zu und auch auf die Wohnungs- und Stellenanzeigen im zweiten Teil (Lektion XX): diese werden dem einleitenden Dialog zufolge von einem italienischen Ehepaar in Stuttgart gelesen, wobei unklar ist, ob die Stuttgarter Zeitung italienischsprachige Anzeigen enthält (die Wohnungsanzeige lautet immerhin „Affittasi CAMERE ad italiani" ‚Es werden Zimmer an Italiener vermietet' und richtet sich also direkt an italienischer Leser) oder ob die Immigranten sie auf Deutsch lesen und sie im Lehrbuch nur aus didaktischen Gründen auf Italienisch formuliert sind. Ebenfalls in eine Sprachkontaktsituation eingebettet ist der Brief, den der Berner Student Guido unter interessanter Spiegelung der Perspektiven während einer Italienreise an den befreundeten, in der Schweiz verbliebenen italienischen Gastarbeiter Dino schreibt. Im dritten, der italienischen Kultur und Wissenschaft gewidmeten Teil sind drei Präsentationen von Sehenswürdigkeiten in einem Touristenführer, zwei Zeitungsartikel, zwei Biografien und ein Zeitzeugenbericht integriert.

Das Buch enthält schließlich zahlreiche literarische Texte mit Autorenangabe aus diversen Epochen, zum Teil in vereinfachter Fassung (24 Prosatexte, 4 Anekdoten, 6 Gedichte, ein Lied und ein Epigramm). Einige der zitierten italienischen Autoren und Autorinnen thematisieren auf Ebene (d) sozio-kulturelle Unterschiede, Einstellungen und Konflikte, besonders im Zusammenhang mit der Einwanderung italienischer Arbeiter und Arbeiterinnen in die Schweiz (Fiorenza Venturini, Giampiero Montana). In letzteren Beispielen der Migrationsliteratur finden sich auch deutsch-italienische Kodewechsel, die auf Ebene (a) die ansonsten konsequent durchgehaltene Einsprachigkeit des Lehrbuchs durchbrechen.

## 5.3 Diversität und Sprachkontakt

*Vivendo s'impara* bietet Gelegenheit zur Auseinandersetzung mit diversen sozialen und kulturellen Unterschieden, beispielsweise zwischen Stadt und Land, Generationen, Bildungsschichten, verschiedenen Regionen Italiens und, was hier besonders interessiert, Schweizern und Italienern. Neben der Thematisierung von damit zusammenhängenden Konflikten finden sich wie in *Parliamo italiano* Geschichten der Annäherung, Vermittlung und Freundschaft, wobei allerdings der patriotische Unterton fehlt und eine gesellschaftskritische Betrachtung der Schweiz (und Italiens) vorherrscht, ganz im Geist der in den 1960er Jahren in den Schweizer Schulen stattfindenden Erneuerung der Lehrmittel für die Erstsprachen (s. Helbling 1994: 321–336).

Deutsch-italienischer Sprachkontakt findet im Buch hauptsächlich in zwei Makrosituationen statt: auf der Italienreise und zwischen Schweizer Einheimischen

und italienischen Einwanderern (das Tessin und seine Einwohner sind dank einiger Ortsnamen in den Übungen und eines Liedes am Rande präsent, doch ist kein Kontakt zwischen Deutschschweizern und Tessinern erwähnt).

Die Lehrbuchfiguren Pietro, Adrianna und Elena, die nach Italien reisen, sind junge Erwachsene und plausible Identifikationsfiguren für die Lernenden. Sie geben sich allerdings nur dadurch als Deutschschweizer zu erkennen, dass sie einmal eine deutsche Zeitung kaufen (S. 35) und dass Pietro unter Verwendung des Vornamens Peter ein Telegramm in die Schweiz schickt (S. 40). Alle Interaktionen mit den italienischen Einheimischen finden auf Italienisch statt, und zwar einsprachig und endolingual (d. h. ohne Hinweise auf asymmetrische Sprachkompetenzen, s. De Pietro 1988, Lüdi 1996); es handelt sich somit um idealisierte mögliche Zielsituationen für die Lernenden, erzählt auf Ebene (c).

Das Thema Migration wird aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet, mit unterschiedlicher Darstellung des Sprachkontakts. Wenn die Sicht des Berner Studenten Guido eingenommen wird, der sich beim Jobben auf dem Bau mit dem immigrierten Kranführer Dino anfreundet, wird der Sprachkontakt nicht explizit thematisiert, sondern es werden wie im Fall der Reisen auf Ebene (c) einsprachige Interaktionen dargestellt, die als Zielsituationen für die Lernenden dienen können: das Erlernen des Italienischen könnte es ihnen ermöglichen, sich nach dem Vorbild Guidos mit den Immigranten in ihrer Sprache zu verständigen und so kulturelle und soziale Barrieren zu überwinden. Ist hingegen die Identifikationsfigur nicht involviert, kommen Themen wie die Fremdenfeindlichkeit der Deutschschweizer und die fehlenden Deutschkenntnisse der Immigranten zur Sprache. Es ist anzumerken, dass in den Lehrbuchdialogen dabei das Modell der einsprachigen endolingualen Interaktion auf Italienisch aufrechterhalten wird, auch wenn es in diesem Fall weniger eine mögliche als eine irreale Situation erzeugt. Ein Beispiel ist das Einschulungsgespräch zwischen einer italienischen Mutter, eben erst mit ihrer achtjährigen Tochter Graziella aus Italien angekommen, und einer Schweizer Primarlehrerin (S. 107). Die Lehrerin beschließt die Einschulung des Mädchens in der ersten Klasse und bestimmt einen zweisprachigen Klassenkameraden als sprachlichen Vermittler in der ersten Zeit: „Adesso io spiego un problema aritmetico alla classe, poi tu lo spieghi a Graziella in italiano. Sei un bravo cavaliere, Claudio, vero?“ (‚Jetzt werde ich der Klasse eine Rechenaufgabe erklären, dann erklärst du sie Graziella auf Italienisch. Du bist doch ein Kavalier, Claudio, nicht wahr?‘). Dass die Lehrerin, wie im Buch dargestellt, fließend Italienisch spricht, ist eher unwahrscheinlich, umso mehr, weil sie für den Unterricht einen übersetzenden Vermittler einsetzt. Es geht hier also wohl weniger darum, für die Lernenden plausible Gebrauchssituationen der Zielsprache in Szene zu setzen, als vielmehr darum, auf den Ebenen (c) und (d) Sprachkontakt und exolinguale Verständigungsstrategien in der Migrationssituation als Diskussionsthemen zu etablieren.

## 6 Zusammenfassung und Fazit

Die drei hier untersuchten schweizerischen Lehrbücher des Italienischen als Fremdsprache illustrieren verschiedene Perspektiven auf den deutsch-italienischen Sprachkontakt, in denen zentrale Themen des schweizerischen Mehrsprachigkeitsdiskurses wie sprachgrenzenübergreifende helvetische Verständigung, Binnenmigration, die Beziehungen zu den Nachbarländern (in diesem Fall Italien) und die Einwanderung aus diesen unterschiedlich präsent und ideologisch unterschiedlich gerahmt sind.

*Parliamo italiano* transportiert eine Vorstellung der territorialen Mehrsprachigkeit, der zufolge Sprachgemeinschaften in einem prinzipiell einsprachigen Gebiet verwurzelt sind, Sprachkontakt zwischen den Regionen aber dank der Mobilität einzelner Sprecher/innen innerhalb der Schweiz stattfindet. Die Asymmetrie der Mobilitätserfahrungen – Tourismus vs. Arbeitsmigration – kann dabei als Indiz für das Machtgefälle zwischen dem Tessin einerseits und wirtschaftlich und politisch starken Regionen der Deutschschweiz wie dem Kanton Zürich andererseits gelten, das in den 1920er und 1930er Jahren zweifellos bestand. Das Erlernen der Fremdsprache durch die Schüler und Schülerinnen der Zürcher Sekundarschule, selbst eine Form des Sprachkontakts, passt sich in diese Vorstellung der Mehrsprachigkeit nicht primär als Vorbereitung auf allfällige konkrete Begegnungen ein, sondern als patriotisch motivierte und solidarische imaginäre Annäherung an die Minderheitskultur (wenn auch unter Vernachlässigung von Italienischbünden), die Teil der eigenen Nation ist.

*Corso pratico d'italiano* erweitert ein ähnliches Modell der territorialen Mehrsprachigkeit um das Szenario der Binnenmigration mit Familienniederlassung und nimmt allerdings, anders als *Parliamo italiano*, klar die Perspektive der Tessiner Minderheit ein. Die Migrationssituation ist geprägt durch die Spannung zwischen der sprachlichen Anpassung der emigrierten Familien an die deutsch- oder französischsprachige Umgebung und dem Wunsch, dank der italienischen Sprache die Anbindung an die Heimatregion und die dort Verbliebenen zu bewahren. An wenigen Stellen scheint durch, dass diese Spannung wohl in der Realität zu gewissen mehrsprachigen Praktiken führt. Doch es dominiert als Modellvorstellung diejenige einer Diglossie, bei der eine klare Trennung der Interaktionssphären herrscht und das Italienische außerhalb seines Stammgebiets seinen legitimen Platz im privaten Bereich findet. Das Erlernen der Familiensprache, zu dem das Buch anleitet, ermöglicht eine solche Diglossie.

Es ist anzumerken, dass in beiden Büchern, in offensichtlichem Gegensatz zu den in Italien produzierten Lehrbüchern, das Nachbarland Italien in erster Linie in seinem Verhältnis zum Tessin interessiert und nur marginal präsent ist. Letztere Tatsache hat in *Parliamo italiano* wohl mit der Abgrenzung vom faschistischen und

auf Expansion bedachten Italien zu tun. Im *Corso pratico* geht es möglicherweise um die Betonung der nationalen Zugehörigkeit der Tessiner Gemeinschaft in der Deutsch- und Welschschweiz, welche einerseits eine Abgrenzung von den italienischen Migranten mit sich bringen mag und andererseits teilweise die gänzliche Ausklammerung der italienischsprachigen Hochkultur erklären kann, deren Zentren außerhalb der Schweiz liegen.

In *Vivendo s'impara* haben hingegen die Italiener sowie die italienische Landeskunde und Kultur einen großen Stellenwert. Damit zusammenhängend wird auf eine Porträtierung der Schweiz als territorial mehrsprachiger Staat verzichtet und es wird stattdessen konkreter Sprach- und Kulturkontakt innerhalb des deutschschweizerischen Territoriums abgebildet. Im Zentrum steht die direkte Begegnung mit der italienischen Gesellschaft und Kultur, durch Reisen, durchs Studium ihrer Autoren und Künstler und eben im Gespräch mit den Einwanderern. Sprachkontakt geht einher mit der Konfrontation mit dem Fremden, die Kontraste und soziale Ungleichheiten offenbart. Das Lehrbuch positioniert sich kritisch gegenüber einer als in der Deutschschweiz weit verbreitet dargestellten ausländerfeindlichen Haltung und nimmt eine Vermittlerrolle zwischen den Kulturen ein, die letztlich auch Vorbild für die Lernenden ist. Die besondere Form des Sprachkontakts, den das schulische Sprachenlernen als Erweiterung der Sprachrepertoires von Individuen darstellt, tendiert also nicht nur utilitaristisch auf die Bewältigung realistischer Kommunikationsaufgaben hin (die von Rezensent M.B. aufgelisteten „Lernmotive"), sondern entspricht in dieser sprachideologischen Konstruktion auch einer übergeordneten gesellschaftlichen und kulturellen Aufgabe.

Die Vorstellungen über Sprachen, Sprecher und Sprachkontakt, die Fremdsprachenlehrbücher wie die drei besprochenen beinhalten, werden auf verschiedenen Diskursebenen offenbar (wir haben zwischen vier Ebenen a-d unterschieden) und der gesamte Sprachlernprozess, zu dessen Strukturierung die Bücher beitragen, kann sinnhaft mit diesen Vorstellungen verknüpft werden. Fremdsprachenlehrbücher sind somit ein semiotisch recht komplexes Zeitzeugnis zum Thema Sprachkontakt. Doch die Lehrmittel sind reich an Hinweisen auf in ihrem historischen Kontext zirkulierende, zum Teil miteinander konkurrierende Mehrsprachigkeitsdiskurse und wir hoffen anhand der drei schweizerischen Beispiele gezeigt zu haben, dass es sich lohnt, sie nicht nur aus didaktischer Sicht zu betrachten, sondern auch aus der Sicht der historischen Soziolinguistik und Mehrsprachigkeitsforschung.

# Literatur

## Lehrbücher


Alani, Mario ([1]1929, [39]1972): *Lehrbuch der italienischen Sprache für deutschsprachige Mittelschulen*. Zürich: Schulthess & Co.

Bosshard, Hans ([1]1954, [5]1974): *Corso d'italiano per scuole superiori di lingua tedesca*. Aarau: Sauerländer.

Brandenberger, Hans (1920): *Metodo italiano per le scuole secondarie*: Jahrbuch der Sekundarlehrerkonferenz Zürich.

Brandenberger, Hans ([1]1923): *Il mio primo italiano*. Zürich: Verlag der Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich.

Brandenberger-Regazzoni, Hans ([2]1924, [3]1926): *Un anno d'italiano*: Jahrbuch der Sekundarlehrerkonferenz Zürich.

Brandenberger-Regazzoni, Hans ([4]1929, [6]1932, [13]1946, [19]1968): *Parliamo italiano*. Zürich: Verlag der Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich.

De Vito, Anna & Gérard Zahner (1998): *Italiano e altro: il metodo d'italiano per scuole medie superiori: grammatica di base*. Zurigo, Edizioni Elena.

Donati, Leone ([1]1902, [17]1969): *Corso pràtico di lingua italiana per le scuole tedesche: grammàtica, esercizi, letture*. Zurigo: Orell Füssli.

Gysi, K. (1941): *Ergänzungsübungen zu den Lektionen 1–30 des Italienisch-Lehrbuches Parliamo italiano" von H. Brandenberger*. Zürich: Verlag der Sekundarlehrerkonferenz.

Keller-Piazza, Flavia ([1]1956, [2]1970): *Introduzione all'italiano per bambini dai sette ai dodici anni*. Locarno: [1]Arti grafiche Carminati/[2]Arti grafiche Raimondo Rezzonico.

Keller-Piazza, Flavia (1982): *Corso pratico d'italiano*. Locarno: Tipografia-Offset SA.

Mäder, Rolf (1971): *Vivendo s'impara. Corso d'italiano per adulti*. Bern: Edizioni Paul Haupt.

Mäder, Rolf (1978): *J'écris le français*. Berna: Paul Haupt.

Mäder, Rolf (1989) (in collab. con Barbara Bargagli Stoffi, Diego Jannuzzo, Saro Marretta). *Auguri*. Bern: Paul Haupt.

Mäder, Rolf & Bernard Moritz (1991): *Pronto*. Berna: Paul Haupt.

Malinverni, Martino, Francesca Roncoroni & Francesco Viecelli (1997): *Orizzonti 1*. Zürich: Lehrmittelverlag des Kantons Zürich.

Müller, Elisabeth. 1968. *Avviamento allo studio dell'italiano*. Bern: Francke.

Vella, Carlo & James Hunziker (1973): *Ciao 1: Italienisch-Lehrgang für Anfänger*. Zürich: Lehrmittelverlag des Kantons Zürich.

Vella, Carlo & James Hunziker (1978): *Ciao 2: Italienisch Lehrgang für Fortgeschrittene*. Zürich: Lehrmittelverlag des Kantons Zürich.

Zambetti, Primo (1958): *Lingua gentile: Elementarbuch der italienischen Umgangssprache für Sekundar-, Mittel- und Berufsschulen sowie für den Selbstunterricht*. Bern: Francke.


## Übrige Quellen


A*dS, Autorinnen und Autoren der Schweiz. https://lexikon.a-d-s.ch/.

[S.N.] (1938): Bericht der Erziehungsdirektorenkonferenz an das Eidgenössische Departement des Innern über die nationale Erziehung und den staatsbürgerlichen Unterricht. *Archiv für das schweizerische Unterrichtswesen* 24, 1–28.

[S.N.] (1956): Vorkenntnisse für die Aufnahme in die Bündner Kantonsschule. *Bündner Schulblatt* 16(1), 41–5.
Brandenberger, Hans (1929): Der Italienischunterricht auf der Sekundarschulstufe. *Schweizerische Lehrerzeitung* 74(45), 409–411.
Brunner, Fritz (1935): Ein sonniger Italienischkurs. *Schweizerische Lehrerzeitung* 80(35), 615–616.
Dolfini, Adriano (2005): Storia della „Pro Ticino". https://www.proticino.ch/fileadmin/Comitato_Centrale/Chi_siamo/StoriaProTicino.pdf
Erni, Chr. (1953): Vorkenntnisse für die Aufnahmeprüfung ins Lehrerseminar. *Bündner Schulblatt* 13(3), 131–40.
Ess, J. J. (1942): Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich. Tagung der Italienischlehrer vom 21. Februar 1942. *Schweizerische Lehrerzeitung* 87(14), 246–248.
Forner, W. (1981): R. Mäder, Vivendo s'impara. *Italienisch: Zeitschrift für italienische Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 5.
Höhn, Ernst & F. Rutishauser (1922): Der Pädagogische Beobachter im Kanton Zürich: Organ des kantonalen Lehrervereins: Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung, 25. November 1922, Nr. 12. *1922* 67(47), 48.
I.E. (1947): Brandenberger-Regazzoni, Parliamo italiano. 240 S. Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich. Leinen. *Schweizerische Lehrerzeitung* 92(4), 71.
Illi, Fritz (1945): Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich, Jahresbericht 1945. *Schweizerische Lehrerzeitung* 90(46), 821–822.
Mäder, Rolf (1968): *Le proposizioni temporali in antico toscano*. Berna: Herbert Lang & Co SA.
Mäder, Rolf ([1]1972, [5]1986): *Il pane degli altri*. Berna: Paul Haupt.
Mautone, Federico (2020): Intervista con Mariacarmen Kurmann-Bottinelli. In *Pro Ticino* 2020/2:16.
M.B. (1972): Vivendo s'impara. *Bündner Schulblatt* 31(3), 199.
P. (1935): Lehrer und Italianität des Tessins. *Schweizerische Lehrerzeitung* 80(35), 614–615.
Pro Ticino. Statuto centrale della Pro Ticino. https://www.proticino.ch/de/chi-siamo/statuto-centrale.
-t. (1972): Rolf Mäder: Vivendo s'impara. *Schweizerische Lehrerzeitung* 117(35), 1285.
Zuppinger, Rudolf (1933a): Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich. Jahresbericht für 1932/33. *Schweizerische Lehrerzeitung* 78(50), 93–94.
Zuppinger, Rudolf (1933b): Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich. Tätigkeitsbericht über das Jahr 1931/32. *Schweizerische Lehrerzeitung* 78(3), 2–3.
Zuppinger, Rudolf (1938): Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich. Jahresbericht 1937/38. *Schweizerische Lehrerzeitung* 83(48), 853–854.
Zuppinger, Rudolf (1944a): Jahresbericht 1942/1943 der Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich. *Schweizerische Lehrerzeitung* 89(7), 117–119.
Zuppinger, Rudolf (1944b): Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich. Jahresbericht 1943/44. *Schweizerische Lehrerzeitung* 89(52), 977–978.
Zwyssig, Alberik & Camillo Valsangiacomo (1930): *Salmo svizzero*. Zürich, Hug.

# Sekundärliteratur

Balboni, Paolo (2015): *Le sfide di Babele. Insegnare le lingue nelle società complesse*. Torino: UTET.
Bazerman, Charles (2011): Genre as Social Action. In James P. Gee & Michael Handford (Hrsg.), *The Routledge Handbook of Discourse Analysis*, 226–238. London: Routledge.

Berruto, Gaetano (1984): Appunti sull'italiano elvetico. *Studi Linguistici Italiani* 10(1), 76–108.
Berruto, Gaetano (2012): L'italiano degli svizzeri. Testo della conferenza tenuta in occasione della „Nuit des langues" a Berna (Bernerhof) l'8 novembre 2012.
Berthele, Raphael (2019): Alemannisch und der Deutschunterricht. Schweizerdeutschdebatten in der Schweizer Schule seit 1950. *Linguistik online* 98(5), 387–409.
Berti, Margherita (2020): Cultural Representations in Foreign Language Textbooks: A Need for Change. *Journal of the National Council of Less Commonly Taught Languages* 27, 175–90.
Bianconi, Sandro (Hrsg.) (1995): *L'italiano in Svizzera secondo i risultati del Censimento federale della popolazione 1990*. Bellinzona: Osservatorio linguistico della Svizzera italiana.
Blommaert, Jan & Jef Verschueren (1998): The role of language in European nationalist ideologies. In Bambi B. Schieffelin, Kathryn A. Woolard & Paul V. Kroskrity (Hrsg.), *Language ideologies. Practice and theory*, 189–210. Oxford University Press: Oxford/New York.
Borghetti, Claudia (2018): Otto criteri per analizzare la dimensione (inter)culturale dei manuali di lingua: il caso dell'italiano L2/LS. In Entela Tabaku Sörman, Paolo Torresan & Franco Pauletto (eds.), *Paese che vai, manuale che trovi*, 81–100. Firenze: Franco Cesati.
Byram, Michael (1990): Foreign language teaching and young people's perception of other cultures. In Brian Harrison (Hrsg.), *Culture and the language classroom: ELT documents 132*, 76–87. London: Macmillan.
Caffi, Claudia (1994): Metapragmatics. In Ronald E. Asher & J. M. Y. Simpson (eds.), *The Encyclopedia of Language and Linguistics*, 2461–2466. Oxford: Pergamon.
Carlevaro, Annalisa (in Vorbereitung): *L'italiano come lingua seconda nella Svizzera italiana: prassi e materiali didattici nell'insegnamento agli adulti alloglotti* (Doktorarbeit, Università della Svizzera italiana).
Casoni, Matteo (2015): Scelte linguistiche delle aziende svizzere nella comunicazione esterna e nella politica di assunzione in un contesto plurilingue. In Johanna Miecznikowski, Matteo Casoni, Sabine Christopher, Alain Kamber, Elena Pandolfi & Andrea Rocci (Hrsg.), *Norme linguistiche in contesto (= Sondernummer des Bulletin Suisse de Linguistique Appliquée, 2015, Band 3)*, 99–117.
Ceschi, Raffaello (2003): *Geschichte des Kantons Tessin*. Frauenfeld [u. a.]: Huber.
Clarke, Jane & Michael Clarke (1990): Stereotyping in TESOL materials. In Brian Harrison (Hrsg.), *Culture and the language classroom: ELT documents 132*, 31–44. London: Macmillan.
Criblez, Lucien (1995): *Zwischen Pädagogik und Politik. Bildung und Erziehung in der deutschsprachigen Schweiz zwischen Krise und Krieg (1930–1945)*. Bern: Peter Lang.
De Pietro, Jean-François (1988): Vers une typologie des situations de contacts linguistiques. *Langage et société* (43), 65–89.
Duchêne, Alexandre (2011): Néolibéralisme, inégalités sociales et plurilinguisme: l'exploitation des ressources langagières et des locuteurs. *Langage et société* 136, 81–108.
Ehlers, Swantje (2013): Das Lesebuch im Kontext von Mehrkulturalität und Mehrsprachigkeit. In Annemarie Augschöll Blasbichler, Gerda Videsott & Werner Wiater (Hrsg.), *Mehrsprachigkeit und Schulbuch*, 64–84. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.
Fäcke, Christiane (2016): Lehrwerkforschung – Lehrwerkgestaltung – Lehrwerkrezeption. Überlegungen zur Relevanz von Lehrwerken für den Fremdsprachenunterricht. In Michaela Rückl (Hrsg.), *Sprachen und Kulturen: vermitteln und vernetzen. Beiträge zu Mehrsprachigkeit und Inter–/Transkulturalität im Unterricht, in Lehrwerken und in der Lehrer/innen/bildung*, 34–48. Münster/New York: Waxmann.
Fix, Ulla (2008): *Texte und Textsorten – sprachliche, kommunikative und kulturelle Phänomene*. Berlin: Frank & Timme.

Földes, Csaba (2009): Black box ‚Interkulturalität'. Die unbekannte Bekannte (nicht nur) für Deutsch als Fremd/Zweitsprache. Rückblick, Kontexte und Ausblick. *Wirkendes Wort* 59(3), 503–525.

Franceschini, Rita (1998a): *Riflettere sull'interazione. Un introduzione alla metacomunicazione e all'analisi conversazionale*. Milano: FrancoAngeli.

Franceschini, Rita (1998b): Interkulturalität als Deutungsangebot. Für eine kritische Beobachtung des Rekurses auf Interkulturalität. In *Interkulturelle Lebensläufe*, 119–138. Tübingen: Stauffenburg.

Gal, Susan (1998): Multiplicity and contention among ideologies. A commentary. In Bambi B. Schieffelin, Kathryn A. Woolard & Paul V. Kroskrity (Hrsg.), *Language ideologies. Practice and Theory*, 317–331. New York/Oxford: Oxford University Press.

Gansel, Christina (2015): Zum textlinguistischen Status des Schulbuchs. In Jana Kiesendahl & Christine Ott (Hrsg.), *Linguistik und Schulbuchforschung. Gegenstände – Methoden – Perspektiven*, 111–135. Göttingen: V&R Unipress.

Gili, Antonio (2011): Il *Dizionario imperiale* nelle cancellerie dei baliaggi italiani soggetti ai cantoni svizzeri. Le note di possesso dell'esemplare conservato all'Archivio storico della Città di Lugano. In Giovanni Veneroni, *Dizionario imperiale*, 31–52. Sala Bolognese/Lugano: A. Forni/Archivio storico di Lugano.

Grin, François & Claudio Sfreddo (2011): Besoins linguistiques et stratégie de recrutement des entreprises. In Irmtraud Behr, Dieter Hentschel, Patrick Farges, Michel Kauffmann & Carsten Lang (Hrsg.), *Langue – économie – entreprise. Gérer les échanges*, 19–40. Paris: Presses Sorbonne Nouvelle.

Helbling, Barbara (1994): *Eine Schweiz für die Schule: nationale Identität und kulturelle Vielfalt in den Schweizer Lesebüchern seit 1900*. Zürich: Chronos.

Hintermann, Christiane, Christa Markom, Heidemarie Weinhäupl & Sanda Üllen (2014): Debating migration in textbooks and classrooms in Austria. *Journal of educational media, memory and society* 6(1), 79–106.

Holliday, Adrian (2011): *Intercultural communication and ideology*. London: Sage.

Kramsch, Claire & Kimberley Vinall (2015): The cultural politics of language textbooks in the era of globalization. In Csilla Weninger & Xiao L. Curdt-Christiansen (Hrsg.), *Language, Ideology and Education,* 25–42. London: Routledge.

Lorenzetti, Luigi (2007): L'emigrazione ticinese tra il 1850 e il primo dopoguerra: tendenze e specificità regionali, percorsi. In Luigi Lorenzetti (Hrsg.), *Partire per il mondo. Emigranti ticinesi dalla metà dell'Ottocento*, 31–48. Lugano: Associazione Carlo Cattaneo.

Lüdi, Georges (1996): 30. Mehrsprachigkeit. In Goebl, Hans et al. (Hrsg.), *Kontaktlinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*, 233–245, Vol. 1. Berlin: Walter de Gruyter.

Lüdi, Georges (2019): Schweiz. In Christiane Fäcke & Franz-Joseph Meissner (Hrsg.), *Handbuch Mehrsprachigkeits- und Mehrkulturalitätsdidaktik*, 537–541. Tübingen: Narr Francke Attempto.

Maitz, Péter & Monika Foldenauer (2015): Sprachliche Ideologien im Schulbuch. In Jana Kiesendahl & Christine Ott (Hrsg.), *Linguistik und Schulbuchforschung. Gegenstände – Methoden – Perspektiven*, 217–234. Göttingen: V&R Unipress.

Manz, Peter (2007): „Ytaliääner und Tessiner" Emigrazione italiana e ticinese a Basilea (1880–1914). Note di analisi storica del discorso su immigrati e migranti interni di condizione popolare. In Luigi Lorenzetti (Hrsg.), *Partire per il mondo. Emigranti ticinesi dalla metà dell'Ottocento*, 51–70. Lugano: Quaderni dell'Associazione Carlo Cattaneo.

Méndez García, María del Carmen (2005): International and intercultural issues in English teaching textbooks: the case of Spain. *Intercultural education* 16(1), 57–68.

Moretti, Bruno (2005): Il laboratorio elvetico. In Bruno Moretti (Hrsg.), *La terza lingua: aspetti dell'italiano in Svizzera agli inizi del terzo millennio. Vol. II. Dati statistici e „varietà dinamiche"*, 15–79. Locarno: Dadò.

Ott, Christine (2015): Bildungsmedien als Gegenstand linguistischer Forschung. Thesen, Methoden, Perspektiven. In Jana Kiesendahl & Christine Ott (Hrsg.), *Linguistik und Schulbuchforschung. Gegenstände – Methoden – Perspektiven*, 19–37. Göttingen: V&R Unipress.

Pandolfi, Elena M., Matteo Casoni & Danilo Bruno (2016): *Le lingue in Svizzera. Analisi dei dati delle rilevazioni strutturali 2010–12*. Bellinzona: Osservatorio linguistico della Svizzera italiana.

Riemenschneider, Rainer (1980): Vorurteile, Stereotypen und Klischees in Fremdsprachenlehrbüchern. Überlegungen zur Methode der Schulbuchanalyse. *Internationale Schulbuchforschung* 2(1), 29–40.

Risager, Karen (2014): Analysing culture in learning materials. *Sprogforum* 59, 78–86.

Rutten, Gijsbert, Joseph Salmons, Wim Vandenbussche & Rik Vosters (2017): Unraveling multilingualism in times past. *Sociolinguistica* 31, 1–11.

Schoch, Bruno (2000): Eine mehrsprachige Nation, kein Nationalitätenstaat – Zum Sprachenfrieden in der Schweiz. *Die Friedens-Warte* 75(3/4), 349–369.

Sercu, Lies (2006): The foreign language and intercultural competence teacher: the acquisition of a new professional identity. *Intercultural education* 17(1), 55–72.

Stotz, Daniel (2006): Breaching the Peace: Struggles around Multilingualism in Switzerland. *Language policy* 98(5), 387–409.

Woolard, Kathryn A. (1998): Introduction. Language ideology as a field of inquiry. In Bambi B. Schieffelin, Kathryn A. Woolard & Paul V. Kroskrity (Hrsg.), *Language ideologies. Practice and theory*, 3–47. New York/Oxford: Oxford University Press.

Zarate, Geneviève (1993): *Représentation de l'étranger et didactique des langues*. Paris: Didier.

Ziegler, Peter (1981): 75 Jahre Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich, 1906–1981. In Peter Ziegler (Hrsg.), *75 Jahre Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich, 1906–1981*, 9–32. Stäfa: Th. Gut & Co.

# Aspekte gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit

Wolfgang Haubrichs

# *Rustica Romana lingua* und *Theotisca lingua* – Frühmittelalterliche Mehrsprachigkeit im Raum von Rhein, Maas und Mosel

**Zusammenfassung:** Im Reiche Karls des Großen gab es Regionen, in denen sowohl romanische als auch germanische Sprachen gesprochen wurden, wie die zentral gelenkten Synoden von 813, wiederholt von der Mainzer Synode von 847, mit ihrem Gebot, Predigten in sowohl romanischer als auch in theodisker (‚deutscher') Sprache zu halten, bezeugen. Diese Gebiete waren vornehmlich um die spätere romanisch-germanische Sprachgrenze gelagert, umfassten vor allem den linksrheinischen Westen Deutschlands, den Osten Frankreichs, aber auch Belgien und Teile der Niederlande, eigentlich alle Landschaften zwischen Rhein, Mosel und Maas. Die Untersuchung wendet sich zunächst dem grundsprachlichen Kontakt zu, der zumeist aus indirekten Zeugnissen wie Toponymen, Inschriften und Lehnwörtern rekonstruiert werden muss, wobei sich als umfangreichste, langandauernde romanische Sprachinsel die Moselromania zwischen Remich, Trier und Koblenz erschließen lässt. In einem zweiten Ansatz wendet sich die Analyse der mehrfach belegten Mehrsprachigkeit der Eliten zu, die sich erst ab dem 10./11. Jahrhundert vermindert und in den Quellen dann als besondere Fähigkeit vermerkt wird.

**Schlagwörter:** Mehrsprachigkeit, Sprachgrenze, Romanisch, Germanisch, Theodisk, Althochdeutsch, Kontaktlinguistik, Moselromania

## 1 Einleitung

Im Jahre 813, ein Jahr vor seinem Tode, versammelte Karl der Große, der Kaiser des erneuerten Weströmischen Imperiums, Bischöfe, Äbte und Kleriker seines Reiches in regionalen Synoden, die in Metropolen wie Tours, Sens, Lyon, Mainz, Mailand usw. tagten. Die Synoden befassten sich mit der Reform der Kirche, sie sollten die Durchdringung des Karl von Gott anvertrauten Volkes mit christlichem Geiste intensivieren. Unter vielen anderen Gegenständen besprach man die Probleme von Priestern, die aus Unfähigkeit, Unwissen oder Trägheit dem Volke in Latein predigten, in einer Sprache, die das normale Volk nicht verstand. Die Synoden und

**Wolfgang Haubrichs**: Universität des Saarlandes, E-Mail: w.haubrichs@mx.uni-saarland.de

https://doi.org/10.1515/9783111338668-009

Open Access. © 2023 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. CC BY
Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.

der Kaiser befahlen den Priestern, ihre Predigten in der Sprache des Volkes durchzuführen, wobei man eine spezielle Formel benutzte:

„die Bischöfe sollten darauf achten, die *omelias* der christlichen Väter … *in rusticam Romanam linguam aut Thiotiscam* … zu übertragen“[1]. Das heißt, die Predigten sollten in die volkstümliche römische Sprache, sozusagen in das „latin parlé“ (Michel Banniard 1995) übersetzt werden, oder – sicherlich je nach Region – in die ‚theodiske‘ Sprache, d. h. in die gesprochene Sprache der germanischen Völker, die im Reiche lebten, „auf dass alle Hörenden leicht verstehen konnten, was gesagt wurde“. Mit dem Begriff *thiotisca* oder *theodisca lingua* wird ein berühmtes Adjektiv gebraucht, das die etymologische Basis für das deutsche Ethnonym *Deutsch*, das englische *Dutch*, das nordfranzösische *Thieois*, das ostfranzösische *Tiche* und das italienische *Tedesco* wurde. Das latinisierte Adjektiv **theod-isk* bezeichnete ursprünglich die Sprache der *theoda*, d. h. des ‚Volkes‘, die Sprache der nicht-Lateinsprechenden Völker. Der Begriff *Romana lingua* stand dagegen für die Sprache der Römer oder *Romani*, also für Latein, aber auch für die Sprachen der im Entstehen begriffenen ‚romanischen‘ Völker: der späteren Franzosen, der Aquitanier, Provenzalen, Raetoromanen, Italiener, Katalanen und Spanier etc. Um Klarheit darüber zu schaffen, was die Synode mit volkstümlicher oder gesprochener Sprache meinte, wurde die Formel mit dem Adjektiv *rusticus* ergänzt, das den *non litteratus* bezeichnete, der Latein nicht sprechen, lesen oder gar schreiben konnte.

Gleichzeitig machte die Formel der Synoden von 813 (die von Erzbischof Hrabanus Maurus 847 auf einer Mainzer Synode programmatisch wiederaufgenommen wurde)[2] sichtbar, dass im Reich Karls des Großen Regionen existierten, in denen sowohl romanische als auch germanische Sprachen gesprochen wurden. Diese Gebiete besaßen ein gewisses Maß an Zweisprachigkeit und waren hauptsächlich um die spätere romanisch-germanische Sprachgrenze herum gelagert, die sich als klare Linie erst um das Jahr Tausend herum ausformte (s. Abb. 1). Diese Regionen umschlossen geographisch den Westen Deutschlands, den Osten Frankreichs, dann aber auch Belgien und die Niederlande, eigentlich alle Landschaften zwischen den Flüssen Rhein, Mosel und Maas und besaßen – von Norden nach Süden geordnet – solch bedeutende städtische Zentren wie Utrecht, Maastricht, Köln, Aachen, Liège/Lüttich, Cambrai, Tournai, Brügge, Trier, Verdun, Metz, Mainz, Worms und Speyer,

**1** Concilium Turonense a. 813, c. 17, in: *MGH Concilia aevi Karolini*, I, 1, hrsg. v. Albert Werminghoff, 288. Hannover, Leipzig 1906. Vgl. ebenda 255 Concilium Remense a. 813, c. 25: Man solle die *sermones* vortragen, … *prout omnes intellegere possent, secundum proprietatem linguae praedicare studeant*; ebenda 268 Concilium Moguntinse a. 813, c. 25: Der Bischof *verbum praedicet iuxta quod intellegere vulgus possit*.

**2** Konzil von Mainz a. 847, c. 2, in: *MGH Concilia aevi Karolini*, III: *Die Konzilien der karolingischen Teilreiche 843–859*, hrsg. v. Wilfried Hartmann, 164. Hannover 1984.

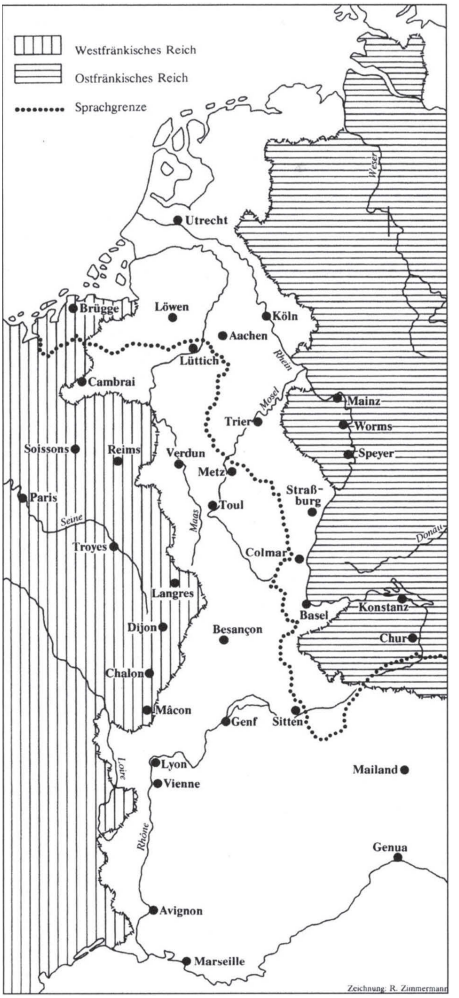



**Abb. 1:** Lothringen und die romanisch-germanische Sprachgrenze mit den politischen Grenzen des Vertrags von Verdun (843)

und im Süden Toul, Straßburg, Basel und Besançon. Besonders stark war der nördliche Teil des sog. ‚Mittelreichs' betroffen, der *media Francia*, die nach der Teilung des karolingischen *imperium* zwischen den Enkeln Karls des Großen – 843 im Vertrag von Verdun – an den ältesten der Brüder, an Kaiser Lothar kam. Dieser Teil seines Herrschaftsbereiches wurde später *Lotharingia* (‚das Land von Lothar') genannt, was bis heute im französischen Regionsnamen *Lorraine*, deutsch *Lothringen* nachklingt.

Was die Multilingualität des *regnum Francorum* angeht, so muss man differenzieren zwischen der funktionalen Zweisprachigkeit im Alltag, den man in situatio-

naler Mischung von *Romani* und *Theodisci*, in realiter bilingualen Gemeinschaften oder in Sprachinseln germanischer oder romanischer Prägung findet, und der politisch gegründeten Bi- oder Trilingualität der Eliten. Nahezu alle Sprachinseln, die wir bisher kennen fanden ihr Ende, nach einem Leben von zwei- bis dreihundert Jahren, im späten achten oder frühen neunten Jahrhundert. In der Region zwischen Rhein und Maas überlebte nur eine von ihnen, die sog. ‚Mosella Romana' (oder ‚Moselromania') zwischen *Mettis*/Metz, *Treveris*/Trier und *Confluentes*/Koblenz, wo – wie der lateinische Name des Ortes auch besagt – *Mosella* und *Rhenus* zusammenfließen.

## 2 Die Regionen von grundsprachlichem Kontakt und Interferenzen westlich des Mittel- und Oberrheins

In der Spätantike, nach der Aufgabe der rechtsrheinischen *agri Decumates* (ca. 260) wird die Grenze des westlichen Imperium Romanum gegenüber der ‚Germania libera' im Wesentlichen von zwei großen Strömen gebildet, dem Rhein und (von der Einmündung der Iller an) der Donau. Nach Aufgabe auch dieser Flussgrenzen im späteren 5. Jahrhundert entstanden in den nun nicht mehr von römischer Verwaltung und römischem Militär geschützten Gebieten komplexe Interferenzzonen, teils von germanischen *gentes* getragene Neusiedlung, aber auch Mischgebiete von Romanen und Germanen, schließlich – vor allem im Umland der großen *civitates* und Kastelle – kompakte romanische Reliktgebiete von unterschiedlicher Konsistenz und zeitlicher Erstreckung. Sprachliche Zeugnisse dieser Entwicklung sind vor allem erstens lateinisch-romanische Relikttoponyme und germanische Ortsnamen früher Prägung (teils in später romanischem Ambiente), zweitens aber lateinische Lehnwörter in den germanischen Nachfolgesprachen und – weitgehend begrenzt auf die westlichen Gebiete der im Kern romanisch verbleibenden Belgicae – fränkische Lehnwörter im Ost- und Zentralfranzösischen (vgl. Pfister 1973; 1978; 1995; Haubrichs 1996: 559–573; 1998: 106–112; Haubrichs & Pfister 2008).

Ortsnamen und Lehnwörter sind nur selten in den raren Texten und Urkunden des frühesten Mittelalters überliefert, viel häufiger jedoch in Quellen des 8. bis 12. Jahrhunderts. Es ist ein gut begründeter sprachwissenschaftlicher Brauch, ihre etymologischen Vor- und Grundformen im Einklang mit den Methoden der vergleichenden historischen Linguistik und gemäß den Prinzipien der Lautchronologie der romanischen und germanischen Sprachen zu rekonstruieren. Der Ausgangspunkt der Rekonstruktion ist hier stets das Faktum, dass diese Wörter und Namen nicht aus dem Material und der Struktur der Zielsprache erklärt werden

können, und dass sie Züge aufweisen, die eine Entlehnung in einer früheren Kontaktsituation mit einer fremden Quellsprache nahelegen. Rekonstruierte Formen werden zur Unterscheidung von belegten Formen mit einem Asterisk (*) markiert.

Die Datierung der Integration vorgermanischer Toponyme und lateinischer Entlehnungen in die germanischen Zielsprachen lässt sich nach zwei Kriterien beurteilen:

1) ob sich noch frühmittelalterliche romanische Lautentwicklungen zeigen, was einen ‚terminus post quem' ergibt;
2) ob sich bereits Lautentwicklungen der aufnehmenden germanischen Sprachen zeigen, was einen ‚terminus ante quem' ergibt.

An den toponymischen Relikten der Rheinlinie zwischen Koblenz und Köln sind romanische phonetische Entwicklungen der frühen Merowingerzeit wie Sonorisierung (Pfister 1992) als auch Palatalisierungen [ki, ke] > [tsi, tse] (Pfister 1987) nur in geringem Umfang vertreten (vgl. für das toponymische Material Wirtz 1972; Haubrichs 2003: 695–697). Vorgermanisch [k] vor [i, e] bleibt erhalten wie z. B. in *Kehrig* südlich Mayen (Eifel), 12. Jh. *Kirriche* < **Ciriacum* (gallorom. *-acum*-Ort zum PN *Cirus*), wie auch beim frühen Lehnwort *Kirche* < graecolat. **kyri(a)ka* ‚Haus des Herrn' (Haubrichs 1996: 566; Green 1998: 273–275). Die Sonorisierung von [p] > [b] und weitergehende Entwicklungen finden sich in *Lövenich* südöstlich Erkelenz, 11. Jh. *Lu(o)venich* < **Lubiniacu* < **Lupîniacu* (zum PN *Lupînus*); ganz ähnlich die frühe Entwicklung von rom. [b] > [v], wie in *Rövenich* nordwestlich von Euskirchen, 1140 kop. *Rovenich* < **Rubîniacu* (zum PN *Rubînus*). Der noch heute in romanischen Lexemen wie *Guillaume* < *Willi-helm*, *guerre* < *werra* ‚Wirren, Krieg' sichtbare Lautersatz [gu] für schwierig zu sprechendes germ. [w] ist 770 *in pago rigorinse* < **riwarinse* < **riparinse* (d. h. ‚ripuarischer Gau'; vgl. 8. Jh. Fredegar Cont. c. 42: *in pago Riguerinse*)[3] in einer am Ort geschriebenen Urkunde aufzuweisen[4], wie sich denn überhaupt in städtischen Zentren und ihrer Umgebung Indizien lang andauernder Romanität – Schwund von intervokalischem [g] in 755 *Rigomo* < *Rigo-mago*, d. i. *Remagen* am Rhein (Gysseling 1960: 833), dann Entlabialisierung von [kw] in niederländisch *Aken*, 972 kop. *Ahha* < **Aka* < gallorom. **Aqua* – häufen (Gysseling 1960: 31), wozu noch romanische Personennamen (Haubrichs 1998b) und Flurnamen (z. B. Halfer: 1988) kommen.

Für die Datierung des Beginns der Integration vorgermanischer Reliktnamen in die Zielsprachen kommt vor allem das Kriterium der althochdeutschen Lautver-

**3** Chronicarum quae dicuntur Fredegarii, Cont. 42, hrsg. v. Bruno Krusch, in: *MGH Scriptores rerum Merovingicarum*, III, 186. Hannover 1888.

**4** Codex Laureshamensis, hrsg. v. Karl Glöckner. Darmstadt 1929–1936, Bd. 1, Nr. 11.

schiebung in Frage, das freilich nur südlich der Grenze zum Niederfränkischen/Niederländischen (Benrather Linie) angewandt werden kann (vgl. Haubrichs 1987; Braune & Heidermanns 2018: § 83–90). Für das Ripuarische um Köln ist die Lautverschiebung spätestens im 8. Jahrhundert sicher bezeugt. Bei den dortigen Toponymen zeigen alle Beispiele den zweifellos ins 7./8. Jahrhundert zu setzenden Wandel von germ. [k] > [ch], z. B. **Lacîniacu* > 1135/42 *Lechenihc*, heute *Lechenich* nördlich Euskirchen (Gysseling 1960: 599; Wirtz 1972: 115 Nr. 62); antik *Antunnaco* > 804 kop. *Antiniche*, heute *Andernach* am Rhein (Gysseling 1960: 56–57; Wirtz 1972: 106 Nr. 5; Rasch 2005: 15). Bei der früheren Verschiebung von [t] > [ts] (geschrieben <c, z, tz>) ergibt sich jedoch eine bemerkenswerte Zweiteilung: Am Rande der großen rheinischen Zentren finden sich z. B. *Metzenich* nordöstlich von Aachen, 1140 kop. *Mercinich* < **Martîniacu* (Gysseling 1960: 691; Wirtz 1972: 118 Nr. 78); dann *Zons* bei Dormagen, 1020 kop. *Zu(o)nce*, 1057 or. *Zuonozo* < **Tônatio* (Gysseling 1960: 1104–1105; Wirtz 1972: 40 Nr. 17; Schützeichel 1986: 439–448); ferner *Gürzenich* westlich Düren, 1170 or. *Gurcenic* < **Curtîniacu* (Gysseling 1960: 430; Wirtz 1972: 111 Nr. 37), während sich in der Nähe des Rheins und der großen Römerzentren vorgerm. [t] als Anzeichen romanischer Kontinuität vielfach hält, teilweise inlautend auch romanisch sonorisiert als [d]: z. B. *Metternich* bei Koblenz, 1184 or. *Metterich* < **Meteriacu* (Gysseling 1960: 694; Wirtz 1972: 118 Nr. 82); oder Ober*winter* bei Remagen, 8.–10. Jh. kop. *in Lucelen Winteren* (‚in Klein-Winter') und Königswinter bei Bonn, 886 *UUinitorio* < **vînitôriu(m)* ‚Weingut' (Gysseling 1960: 571, 754; Wirtz 1972: 53); auch obgenanntes *Andernach* gehört hierher. Dazu kommen einige Fälle bei *Juliacum*/Jülich.

Diesem Bild einer recht späten Integration an der Rheinlinie und rund um *Juliacum* entsprechen die Verhältnisse bei der Rezeption von lat. [v], das in einer älteren Phase durch althochdeutsch [w], ab etwa 700 aber als [f] (auch <v> geschrieben) substituiert wurde (vgl. Buchmüller-Pfaff 1990: 694–697; Kleiber & Pfister 1992: 79–80; Haubrichs 1987: 1390–1391; 1997: 222). Zur älteren Phase gehören z. B. Königs*winter* bei Bonn und Ober-*winter*. Nur in einem engeren Kreis um die römischen Zentren Köln und Bonn und wieder bei Koblenz < *Confluentes* und im südlich davon gelegenen Rheinengtal begegnen Fälle von [f], z. B. *Virnich* südwestlich von Euskirchen, 1140 kop. *Virnich* < **Verniacu* (Gysseling 1960: 1017; Wirtz 1972: 109 Nr. 28).

Der erste althochdeutsche Lautwandel, der neben der Verschiebung von germ. [k] die gesamte Region erfasst, ist der ins 8. Jahrhundert zu setzende Umlaut von [a] vor folgendem [i, j], z. B. in *Kerpen* westlich von Köln, 870 *Kerpinna* < **Carpinea* ‚Hainbuchenpflanzung' (Gysseling 1960: 559; Kleiber & Pfister 1992: 83)[5] bzw. obgenanntes *Merzenich* < **Martîniacu*. Somit war die Phase der Bilingualität spätestens in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts an ihr Ende gekommen.

5 Für *Kerpen* bei Trier vgl. Jungandreas 1962: 191.

Der Mittelrhein und das südlich anschließende Elsass bewahren zwischen Bingen und Colmar, Breisach eine prozentual deutlich geringere Anzahl von vorgermanischen Ortsnamen, dies auch im Vergleich zur toponymischen Überlieferung aus antiken Quellen (Kleiber 1969: 31; vgl. Rasch 2005). Diese Ortsnamen zeigen zudem durchweg die althochdeutsche Verschiebung von [t] > [ts] und [p] > [f(f)], [pf], die ins 6./7. Jahrhundert zu setzen ist (vgl. Kleiber 1983: 169–172 mit Karten 4–5; Haubrichs 1987: 1368–1370; 2009: 56–59; Greule: 2009: 161–162): z. B.

- SN Rhein*zabern*, ca. 300 kop. *Tabernis*, 1258 kop. *Zabern*;
- mit gleicher Etymologie SN *Zabern* (frz. Saverne) bei Straßburg, 4. Jh. *Tabernis*;
- GwN *Kinzig* (rechts zum Main bei Hanau), 796 *Kinzicha* < **Kintica*;
- SN *Mutzig* westlich Straßburg, 1163 *Muzecha* < **Muttiacu*;
- östlich des Rheins SN *Zarten* bei Freiburg, 2. Jh. *Tarodounon* < **Tarodunum*;
- SN *Pfortz* bei Germersheim, 8. Jh. *Porza* < *portu(s)* ‚Hafen, Handelsplatz';
- SN *Epfig* bei Barr (F, Bas-Rhin), 762 *Hepheka* (mit romanischer h-Prothese) < **Appiacu*.

Die vollzogene Lautverschiebung zeigt an, dass man hier am Rhein mit einer recht frühen Integration der wenigen verbliebenen römischen Siedlungen zu rechnen hat. Auffallend oft korrelieren dabei vorgermanische Siedlungsnamen mit merowingisch-karolingischem Königsgut, so auch in der einzigen kompakten Kontinuitätszone im Nordelsass westlich von Straßburg um das bereits 589 genannte königliche *palatium* von *Marlenheim* < *Marilegium* (vgl. Jochum-Godglück 1995: 573–595; Haubrichs 2009: 56–58). Dort finden sich auch romanische Namen, die sich merowingischem Landesausbau verdanken, z. B. *Neugartheim*, volksetymologisch umgestaltet aus 1166 *Nougerthe* < **Nucarêtum* ‚Nussbaumpflanzung', ohne k-Verschiebung, aber mit romanischer Sonorisierung [k] > [g] (Haubrichs 2009: 57); ferner sonst nur im romanischen Westen vorkommende ekklesiogene Siedlungsnamen des Typs *Dompfieter*, 10. Jh. *Domni Petri* (vgl. Langenbeck 1967: I, 54, 63–64; Haubrichs 2000: 220–229; 2009: 56), die im Westen als *Dompierre, Dammarie, Domrémy* etc. auftauchen.

Ansonsten lässt sich in den mit germanischen Siedlungsnamen übersäten fruchtbaren Landschaften des Mittelrheins fast nur in den Zentren am Rhein (*Antunnaco*/Andernach, *Baudobriga*/Boppard, *Bingium*/Bingen, *Mogontiacus*/Mainz) romanische Kontinuität feststellen[6]: Träger romanischer Personennamen sind hier durch eine weiterbestehende Inschriftenkultur bis ins 7. Jahrhundert, Träger romanisierter germanischer Personennamen bis ins 8. Jahrhundert bezeugt (vgl. Schmitz 1997: 177–202; 2001: 261–305; 2018: 387–411; Haubrichs 2014: 1–37). Ebenso

**6** Für die zahlreichen Orts- und Flurnamen romanischer Herkunft im sog. ‚Rheinengtal' zwischen Bingen und Koblenz vgl. Halfer 1988.

findet sich sicherlich nicht zufällig in Mainz gerade am Quellort der römischen, im 13. Jahrhundert *Ageduth* < **ake-ductu* < lat. **aquaeductu* (mit rom. Sonorisierung von [k] > [g]) genannten Wasserleitung der Siedlungsname *Finthen*, 1108 kop. *Fundened* < **fontanêtu* ‚Quellgegend' (Kleiber & Pfister 1992: 38–42) mit unterbliebener t-Verschiebung (aber ebenfalls mit rom. Sonorisierung [t] > [d]). Im nahen Wiesbadener und Wormser Raum wird ferner durch Inschriften des 5./6. Jahrhunderts eine merkwürdige ostgermanisch-romanische Mischzivilisation angezeigt, die man mit dem von historischen Quellen belegten kurzlebigen Burgunderreich des 5. Jahrhunderts in Verbindung bringen kann (Haubrichs 2008: 136–138). Mit Ausnahme einiger Zentren darf also für den Mittelrhein und das Nordelsass insgesamt nur von einer schwach und kurz bewahrten Romanität ausgegangen werden (vgl. Haubrichs 2003: 699–700). Die Komplexität der Verhältnisse im frühen Mittelalter zeigt sich freilich in den weit überwiegenden germanisch-fränkischen Siedlungsnamen (vor allem mit dem Grundwort *-heim*), die zahlreiche romanische und romanisierte Personennamen enthalten (Haubrichs 2001), sowie in den mit dem Ethnonym **Walaha-* ‚Romanen' komponierten Siedlungsnamen, woher auch immer die Träger der entsprechenden Siedlung gekommen sein mögen (vgl. Haubrichs 2017: 66–68, 81–85).

Die dichteste Kontinuitätszone innerhalb der linksrheinischen Gebiete des Imperiums findet sich an der Mosel zwischen Koblenz (D) und Remich (L) bzw. Sierck (F, Moselle) sowie in den Nebentälern der unteren Saar bzw. der Sauer, fortgesetzt von starken romanischen Kontinuitätszonen an mittlerer und oberer Mosel um Metz und Toul in Lothringen (vgl. Kleiber 1983; Kleiber & Pfister 1992: 11–18, 43–51, 71–97; Buchmüller, Haubrichs & Spang 1986/87; Haubrichs 1987: 1372–1391; 2011: 41–68; 2017: 70–80). Diese sog. ‚Moselromania' ist in ihrer Kontinuität intensiv von zwei Faktoren geprägt – einmal von der auch durch die nördlich der Alpen bedeutendste Inschriftenkultur (Schmitz 1997; 2001; Haubrichs 1998b; 2014: 7–10, 13–14; 2017a: 62–67; Handley 2003) belegte kulturelle Ausstrahlung der großen *civitates* Trier und Metz und einiger auch z. T. in kirchlicher Hinsicht prägender spätantiker Castra und Vici; zum andern aber in den ländlichen Gebieten an der Mosel und ihren Nebenflüssen von der Kultur der Winzer (Post 1982; 1985; Kleiber & Venema 1992; Greule & Kleiber 1999; Haubrichs & Pfister 1999), die sich in zahlreichen, dem regionalen Latein entnommenen Lehnwörtern äußert, z. B. *Gimme* ‚Edelreis, Fruchtknospe, Keim' < lat. *gemma*; oder *pauern* ‚Traubenmost ausschöpfen' < lat. *pûrare* etc. (vgl. Post 1982; 1989; Schorr 2011; Barme 2006). Doch ist ein großer Teil des nur aus langandauernder Bilingualität zu erklärenden Lehnwortschatzes allgemein agrarisch geprägt, so dass mit einer über die Winzerkultur hinausreichenden Kontinuität zu rechnen ist[7] (vgl. Abb. 3).

7 Zu weiteren kleineren romanischen Kontinuitätszonen vgl. Buchmüller, Haubrichs & Spang 1986/87: 111–138; Post 1989; Pitz 1999; 2002; Haubrichs & Pfister 2001.

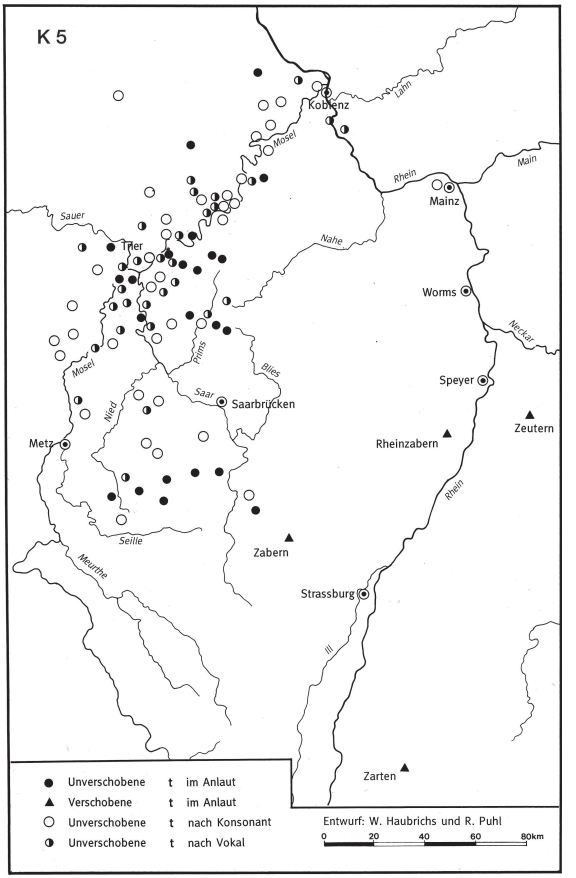



**Abb. 2:** Distribution von prägermanisch [t] zwischen Rhein und Mosel

Der Kern der Moselromania ist von einer nahezu ununterbrochenen Kette vorgermanischer Siedlungs-, Flur- und Gewässernamen besetzt, deren Vielfalt hier nur andeutungsweise durch einige Beispiele aus dem Umkreis von Trier wiedergegeben werden kann (vgl. Kleiber 1998; Kleiber & Pfister 1992: 11–18, 71–97; Haubrichs 1997; 2000b; Greule 1992; Haubrichs & Pfister 1999):

- SN *Pellingen* (LK Trier-Saarburg), 973 *Pallinc* < idg. **pol-*, **pal-* ‚gießen, feucht, Sumpf' + vorkelt. Suffix **-inkon*;
- SN *Krettnach* (Gde. Konz, LK Trier-Saarburg), 1147 *Cretenach* < PN *Crit(t)ôn-* + gallorom. Suffix *-acum*;
- SN *Tawérn* (LK Trier-Saarburg), 1000 *Taberna* zu lat. *taberna* ‚Schenke, Wirtshaus' mit romanischer Spirantisierung von lat. [b];
- SN *Tarforst* (Stadt Trier), 1135 *Centarbors* < gallorom. **Cent arbor(e)s* ‚hundert, viele Bäume' mit moselfrk. Deglutination des als mhd. *zen* ‚zu den' aufgefass-

ten initialen *cen- und* volksetymologischer Anpassung an das Waldwort *forst* (für die Belege vgl. Jungandreas 1962: 792, 254, 1024, 1025; Haubrichs 1997: 211–237).

Das Gebiet der römischen Provinz Belgica Prima (spätere Kirchenprovinz Trier) wird im Frühmittelalter durch eine komplexe Gemengelage von bilingualen Interferenzräumen und von fränkischen Sprachinseln im später romanisch-altfranzösischen Gebiet (z. B. Ardennen, Argonnen, Brie) geprägt (Haubrichs 1992), vor allem aber von zahlreichen großen und kleinen romanischen Sprachinseln im später deutschsprachigen Gebiet. Davon zeugen auch einige Inschriften und Texte aus *Contrua*/Gondorf a.d. unteren Mosel (7. Jh.), aus Leutersdorf bei Andernach und schließlich aus dem Kloster Prüm in der Eifel (8. Jh.), die eindeutig romanische Sprachformen aufweisen (Kramer 1997; Alföldy 1996; Haubrichs & Pfister 2001: 173–174; Haubrichs 2014: 3–4; Barme 2008).

Die fränkisch-althochdeutsche Integration kann nicht vor dem 7. Jahrhundert begonnen haben, da kein vorgermanischer Ortsname die althochdeutsche Verschiebung [t] > [ts] mitgemacht hat (Bsp. oben *Tawern, Tarforst*: vgl. Abb. 2) (Buchmüller, Haubrichs & Spang 1986/87: 127; Haubrichs 1997: 230–231 Nr. 115, 139). Die um 700 abgeschlossene Verschiebung von [k] > [ch] wurde jedoch rezipiert – vgl. o. z. B. *-acum* > *-ach* in *Krettnach*; auch im Lehnwort *Macher* < lat. *maceria* ‚Mauer, Mauerwerk' (Buchmüller, Haubrichs & Spang 1986/87: 74–75). Im Süden ging diese Phase der Lautverschiebung noch der galloromanischen Palatalisierung (vgl. Pfister 1987) von [ki, ke] > [tsi, tse] voraus, wie der bereits antike Siedlungsname *Tarquimpol* (F, Moselle) < 1295 *Tachempach* statt **Tetzem-* < 4. Jh. *Decempagi* zeigt (Haubrichs 1987: 1380 Nr. 59, 1382 Nr. 73), ohne dass man daraus auf eine frühe Germanisierung im 4./5. Jahrhundert schließen dürfte, wogegen schon die fehlende t-Verschiebung spricht. In diese Zeit gehört auch die Übernahme von lateinischen Lehnwörtern mit erhaltenem [ke, ki] wie *Kirkel* < *circulus* ‚Kreis', *Kermeter* < *coemeterium* ‚Friedhof' (Haubrichs 1987: 1390). Im Norden der Belgica Prima, in der eigentlichen Moselromania, besaß dagegen die Palatalisierung Priorität: siehe die Siedlungsnamen *Detzem* bei Trier < *(ad) Decimas* oder *Zerf* im Hunsrück (LK Trier-Saarburg) < 802 *Cervia (silva)* ‚Hirschwald' (Haubrichs 1987: 1389 Nr. 128 und 90; Haubrichs 1997: 221, 231 Nr. 141). Dies spricht für eine länger anhaltende Romanität speziell dieser Region.

Eine weitere Differenzierung ergibt sich durch das Schicksal von lat. [v], das früh als ahd. [w], ab dem 8. Jahrhundert aber als [f] substituiert wurde (s. o.): So findet man an den Rändern der Moselromania *Wittlich* (Eifel) < **Vitelliacu* im Norden (Buchmüller-Pfaff 1990: 507 Nr. 843) und *Vic*-sur-Seille (F, Moselle), Mitte 10. Jh. *Wich* < antik *Vicus Bodatius* und Moyen*vic* (F, Moselle), 6./7. Jh. *Mediano vico*, 968 *Mediovic*, 13. Jh. deutsches Exonym *Medwich* im Süden (Haubrichs 1987:

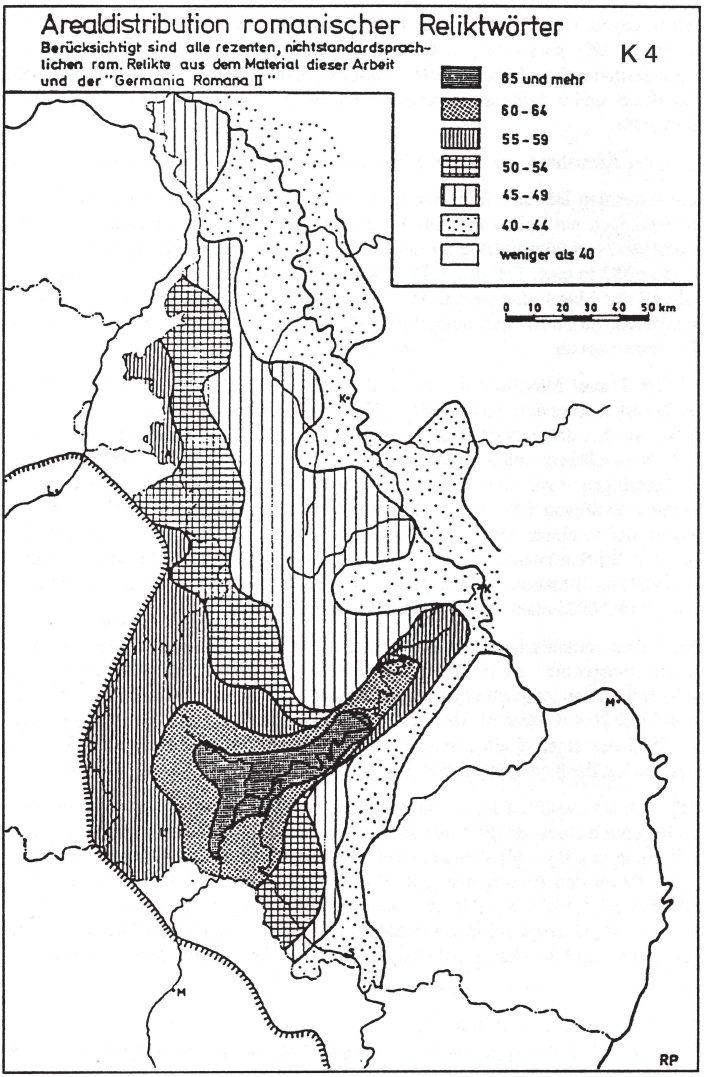



**Abb. 3:** Arealdistribution romanischer Reliktwörter

1381–1382 Nr. 112, 1382 Nr. 80). Doch im Kern der Moselromania bei Trier treffen wir Filzen < **Villicina* (Haubrichs 1997: 229 Nr. 103)[8].

**8** In der Moselromania begegnen als moselfrk. Resultanten aus gall. **vabero* ‚Sumpfgelände' (frz. *woevre*) sowohl ältere Formen wie *Wâber* mit [w], wie auch nach 700 anzusetzende wie *Fêber*: vgl. Kleiber 1983: 160–161 mit Karte Nr. 1.

Noch ein Beispiel, wie mit Hilfe von Lautchronologie die Lebensdauer von Sprachinseln näher bestimmt werden kann: In der Hochwaldromania (Hunsrück) wurde romanisches [eu], entstanden mit Schwund des intervokalischen [g] aus [egu] – z. B. *Tholey* (LK St. Wendel), 634 kop. *Toleio, Taulegius, Teulegio* < **Têguleiu* ‚Ziegelgebäude, Ziegelei' – nicht vom althochdeutschen Lautwandel [eu] > [eo] > [io, ie] des 8./9. Jahrhunderts betroffen. Dagegen entwickelte sich rom. [au] > [ô], so dass hier die Existenz romanischer Sprecher bis ins 9. Jahrhundert vermutet werden darf (Pfister 1985: 294–295; Haubrichs 1987: 1379). Ansonsten aber muss wohl mit der Integration der äußeren romanischen Sprachinseln im 8. Jahrhundert gerechnet werden (Buchmüller, Haubrichs & Spang 1986/87: 105–139).

Länger hält sich der Kern der Moselromania um Trier und Bernkastel an der Mosel. Hier finden sich in den historischen Formen Reste von unverschobenem [k], z. B. Welsch-*Billig* (LK Trier), 981 or. *Billike* < **Billiacu* (Buchmüller-Pfaff 1990: 102–103 Nr. 100). In zahlreichen Orts- und Flurnamen ist die romanische aus dem Paenultima-Akzent entstandene ‚Endbetonung' erhalten, z. B. *Tawérn* (LK Trier-Saarburg) < **Tabérnis* oder *Bonefánt* (Ediger bei Cochem) < **(ad) bonum fóntem* etc. (Kleiber 1985: 14–20; 1998, 133; Haubrichs 2017: 78–80 mit Karte 7). Eine französische Lauterscheinung wie die Palatalisierung von [á] > [é] findet sich noch in Zentren der Moselromania um Cochem, Bernkastel, Trier an der Mosel und an der unteren Saar (Pfister 1995: 79; Kleiber & Pfister 1992: 78–79).

Vereinzelt wurde noch die ostfranzösische Diphthongierung des langen [é] > [ei] > [oi] > [o] des 10./11. Jahrhunderts mitgemacht: z. B. 1065 *Faverota* < **Fabarêtu(m)* ‚Bohnenpflanzung (Kleiber & Pfister 1992: 73). Demnach haben wir für die Moselromania in ihrem Kern zwischen Bernkastel und Trier, wie schon oben angedeutet, eine endgültige Integration um 1000 anzunehmen (vgl. Kleiber & Pfister 1992: 90; Haubrichs 2017: 80 mit Nr. 82 und bibliographischen Hinweisen).

Diesen romanischen Sprachinseln entsprechend hat die fränkische Expansion weiter im Westen ebenfalls Siedlungs- und Sprachinseln hervorgebracht, zumeist in Waldgebieten, wie es die Ardennen, der von Basel bis vor die Tore Triers reichende *Vosagus* und die Argonnen westlich von Verdun waren, zumeist auch erkennbar an Rodungsnamen wie *Brabant* (F, Meuse), 1028 *Braibant* < altfrk. *Brâka-banti* ‚Brachland' oder *Waly* (F, Meuse) 870 *Wasloi*, 916/17 *Waslogium* < altfrk. *wasôn* ‚feuchte Wiese, Wasen' + **-lauha*, ahd. *lôh* ‚Lichtung, Hain' (Haubrichs 1985: 9); oder an fränkischen Gewässernamen wie Flabas bei Damvillers (F, Meuse), 10. Jh. *Flabasium* < **flata-* ‚flach, nicht tief' + **baki* ‚Bach' und *Le Thabas* bei Foucaucourt (F, Meuse) < **thâhô* ‚Lehm' + **baki*, etc. (Haubrichs 1992: 633–666); spezifischer auch in romanischem Gebiet in Sprachgrenznähe bei Lüttich/Liège (B) *Herstal*, 723 *Harastallio* < **Haristalja-* ‚Heer-stelle, -lager' (Gysseling 1960: 486; Haubrichs 2017b: 279–284) oder *Nivelles*, ca. 670 *Niuialcha* < **Niuwi-alha* ‚neues Heiligtum' (Ort eines pippinidischen Klosters: Gysseling 1960: 743). Diese fränkischen Sprachinseln

und Interferenzzonen sind unter toponymischen Aspekten schlecht erforscht, doch wie weit solche Gründungen einst nach Westen reichten, lässt sich am früh belegten Kloster *Rebais*-en-Brie (F, Seine-et-Marne), um 635 (verfälscht) *quod vulgo appellatur Resbacis*, 637/38 *supra fluviolum Resbacem* < **Ris-baki* ‚Riesel-bach' in der Ile-de-France zeigen (Leblond & Lecomte 1910: 117–120 Nr. 2; Kölzer 2001: 127 Nr. 49, 594 Nr. 224). Der Bachname muss vor der Gründung des Klosters existiert haben.

Noch deutlicher lassen sich die Kontaktzonen im Bereich der nordöstlichen Gallia belegen durch die gewaltige Anzahl von Lehnwörtern fränkischer Provenienz im Altfranzösischen und den galloromanischen Dialekten dieser Regionen (vgl. Pfister 1973; 1978; Haubrichs & Pfister 2008: 260–270). Die Entlehnungen umfassen nahezu alle Lebensbereiche: Tiere und Vögel (afrz. *froiz* ‚Frösche' < **froska*; *hairon* ‚Reiher' < **haig(i)ron*, vgl. ahd. *heigaro*; *mulet* ‚Waldmaus' < **mul-* Maulwurf'); Pflanzen und Pflanzenteile (afrz. *hestre*, frz. *hêtre* ‚junge Buche' < **haistru-*; afrz. *escot* ‚Baumstrunk' < **skota* ‚Schössling'); menschlicher Körper (altlüttich *flanche*, frz. *flanc* ‚Hüfte' < **hlanka* ‚Seite, Weiche' mit rom. Lautersatz [fl] für germ. [hl]); menschliche Eigenschaften (afrz. *estout* ‚kühn, stolz' < **stolt* ‚Stolz'); Bekleidung und Ausrüstung (frz. *froc* ‚Rock' < **hrocca* mit rom. Lautersatz [fr] für germ. [hr]; afrz. *guant* ‚Handschuh', frz. *gant* < **wanta* mit rom. Lautersatz [gu] für germ. [w]; vgl. 7. Jh. lat. *wantos* plur.); Geräte und Werkzeuge (frz. *clenche*, altpikardisch *clinke* ‚Türklinke' < **klenka-*, **klinka-*; frz. *houe* ‚Hakenpflug' < **hauwa* ‚Hacke'); Gefäße und Behälter (altlüttich *banste*, altflandr. *bance* ‚großer Korb' < **bansta*, bereits in den Reichenauer Glossen 8. Jh. *banstas* plur.)[9]; Landwirtschaft und Züchtung (afrz. *franc* ‚Schweinestall' < **hrann(a)* mit rom. Lautersatz [fr] für germ. [hr], schon als *hranne* in der ‚Lex Salica' belegt; frz. *herde* ‚Herde, Schar' < **herda*; altpikardisch *gauffre*, frz. *gaufre* ‚Wabe' < **wâfla* ‚Wabe, Waffel' mit rom. Lautersatz für germ. [w]); Bauwesen (afrz. *hale* ‚Markthalle' < **halla* ‚Halle'; mfrz. *hutte* ‚Holzhütte' < **hudda*, ahd. *hutta*); Einfriedung und Siedlung (frz. *haie* ‚Gebüschhecke' < **hagja-* ‚Hecke'; anglonorm. *ham* ‚Weiler', häufig auch in der Toponymie des Nordostens < **haima-* ‚Heim, Siedlung'; altpikard. *hangar* ‚Schuppen' < **haim-gard* ‚Einhegung am Haus'); Jagd (afrz. *beter* ‚kämpfen, beißen' < **baitan* ‚beißen, beißen machen'; afrz. *algier* ‚Spieß' < **âl-gêr* ‚Aalspeer'); reich vertreten Waffen und Kriegshandwerk (vgl. Haubrichs 2020: 234–246) (afrz. *bou* ‚Armring' < **bauga* ‚Ring', in den Reichenauer Glossen *baucus : armilla*; afrz. *garçun* ‚Knecht' < **wrakkjon* ‚Verfolgter, Flüchtling, Recke' mit rom. Lautersatz von germ. [w]); Pferdezucht und Reiterei (afrz. *estalon* ‚Hengst' < **stallon*; frz. *galoper* ‚galoppieren' < **wala hlaupan* ‚gut laufen' mit rom.

**9** Klein 1968/72: 2, 149–150 (*cofinos : banstas*). Das Wort *banstae* (plur.) wird auch von Abt Adalhard von Corbie im frühen 9. Jahrhundert gebraucht.

Lautersatz für germ. [w]); reich und früh ausgebildet Verwaltung und Recht (afrz. *mareschal*, frz. *maréchal* < **marh-skalk* ‚Pferdeknecht, Aufseher der Pferde', bereits in der ‚Lex Salica' als *mari-scalcus*; altlothr. *eschavigne* ‚Schöffe' < **skapin*, ahd. *sceffin*; afrz. *haschiere* ‚Qual' < **harm-skara-* ‚schimpfliche Strafe', auch in karolingischen Kapitularien; frz. *gage*, altlüttich *wage* < **waddi*, mit rom. Lautersatz für germ. [w]; mittellat. *wadium* bereits in merowingischen ‚Formulae'; afrz. *manaie* ‚Macht, Verfügungsgewalt' < **man-haidu-* ‚Tapferkeit', wörtlich ‚Manneswesen').

Für viele dieser so mannigfaltigen, auch alltägliche Lebensbereiche abdeckenden mehreren hundert Lehnwörter waren auch im Lateinischen Wörter vorhanden, so dass man das Fortleben der fränkischen Bezeichnungen im Altfranzösischen und in den regionalen Dialekten nur aus einer langandauernden intensiven Situation der Mehrsprachigkeit erklären kann.

## 3 Die Mehrsprachigkeit der Eliten

Mit Ausnahme der Moselromania und der norisch-raetischen von Salzburg bis nach Tirol reichenden Alpenromania sowie schmaler Streifen um die spätere germanisch-romanische Sprachgrenze war die grundsprachliche Mehrsprachigkeit in den oben skizzierten Gebieten des Imperium Romanum westlich des Rheins und südlich der Donau Ende des 8. Jahrhunderts erloschen. Diese allmähliche sprachliche Dissoziation der Reichsteile bedeutete sicherlich einen großen gesellschaftlichen Umbruch, zumal Ende des 8. Jahrhunderts wohl auch die letzten Reste langobardischer Sprache in Ober- und Mittelitalien integriert waren. Das Reich der Karolinger begann damit einsprachiger zu werden. Hinzu kam die mit dem Vertrag von Verdun 843 beginnende Neugliederung in letztlich drei Teilreiche: das Westreich der Franken, das in ‚Frankreich' mündete; das *regnum orientalium Francorum* mit der allmählichen Integration der linksrheinischen Gebiete Lotharingiens, der Rheinlande, des Elsass und der rechtsrheinischen Gebiete Alemanniens, Bayerns, Frankens, Thüringens und Sachsens (Westfalen, Niedersachsen, nordelbische Lande); schließlich das *regnum Italiae*. Diese Teilungen zwischen den Brüdern Lothar, Ludwig und Karl dem Kahlen waren zwar nicht sprachlich begründet, dürften aber langfristige Auswirkungen auf die sprachliche Dissoziation Zentraleuropas gehabt haben.

Von nun an musste die Zweitsprache – die *theodisca lingua* für die Romanen, die *rustica Romana lingua* (neben dem normierten Latein) für die Sprecher der theodisken Idiome – vor allem durch Unterricht erlernt werden. Dass der Erwerb von Fremdsprachen für die Oberschichten wichtig war, die ja weiterhin im Osten und im Westen und in Italien wirkten – wie etwa die aus dem Rheinland gekommenen

Robertiner (Kapetinger), wie die aus Baiern und Schwaben gekommenen Welfen, wie die aus dem Elsass gekommenen Etichonen, wie die aus dem Maas-Mosel-Raum stammenden Widonen-Lambertiner, die es in Italien zu Königtum und Kaiserkrone brachten, wie die in Nordfrankreich und Schwaben verwurzelten Unruochinger, zu denen der Markgraf Eberhard von Friaul gehörte, der eine große Bibliothek besaß, und die in Italien ebenfalls zum König- und Kaisertum) aufstiegen, wie viele andere noch (Hellgardt 1996: 15–17, 20–24, 38–46; Haubrichs 1995: 157–159; Depreux 2011: 381–393) –, das zeigen uns deutlich einige Briefe des selbst aus bairisch-romanischer Mischfamilie stammenden Abts Lupus von Ferrières bei Orléans (von Severus 1940: 18–183; Mordek 1992: 15–16). Er hatte zwischen 829 und 836 in der bedeutenden Klosterschule von Fulda ‚studiert' und gearbeitet, hatte sich auch mit der *lingua germanica* befasst (Bischoff 1971: 105–106; Haubrichs 1995: 211–215; Masser 2013: 459–466). Der humanistisch gebildete Lupus, den man den „bedeutendsten Philologen des 9. Jahrhunderts" genannt hat (von Severus 1940: 170), betonte noch als Abt von Ferrières (837-nach 862) die Wichtigkeit der *lingua germanica* für die Romanisch sprechende westfränkische Oberschicht (Levillain 1927/35: I, 155 Nr. 35; II, 7–8 Nr. 70; Haubrichs & Pfister 1989: 8–9; Hellgardt 1996: 31–35). Die Beziehungen zu Ostfranken ließ er nicht abreißen: Die Verbindung lief über die lotharingischen, in der Moselromania gelegenen Klöster St. Maximin (in Trier) und Prüm (in der Eifel), dessen führendes Personal selbst oft aus dem Westen, dem Anjou, Orléans, Ferrières und Sens stammte (Haubrichs 1979: 60–67; Haubrichs & Pfister 1989: 8–10; Isphording 2005: 165–182, 257–260). Als 844 die beiden Fuldaer Mönche Hatto und Ratharius nach Ferrières reisten, nahmen sie wie selbstverständlich den Weg über Prüm. Im selben Jahr schickte Lupus seinen Neffen, Sohn des Wago, und zwei andere junge Adlige zu Abt Markward von Prüm, seinem Verwandten, damit sie bei ihm ‚Deutsch' lernten: *Filium Guagonis, nepotem meum vestrumque propinquum, et cum eo duos alios puerulos nobiles et quandoque, si Deus vult, nostro monasterio suo servitio profuturos propter Germanicae linguae nanciscendam scientiam, vestra sanctitati mittere cupio, qui tres duobus tantummodo paedagogis contenti sint* (Levillain 1927/35: I, 155 Nr. 35). Als die Schüler drei Jahre später aus dem Eifelkloster in Begleitung eines Prümer Mönchs zurückkehrten, äußerte sich Lupus zufrieden: … *linguae vestrae puero nostros fecistis participes, cujus usum hoc tempore pernecessarium nemo nisi nimis tardus ignorat* („Niemand, wenn er nicht ganz geistesträge ist, wird leugnen, dass der Gebrauch dieser Sprache gerade heute überaus von Nöten ist") (Levillain 1927/35: II, 7–8).

Es ist sicherlich kein Zufall, dass im 9. Jahrhundert auch Sprachbüchlein entstanden, die uns einen Einblick in das rudimentäre Erlernen von Althochdeutsch, der *theodisca lingua*, durch Romanen zum praktischen Zweck der Verständigung bei Reisen und Gesprächen gewähren, wobei sie jeweils ein kurzgefasstes Wörterbuch und Mustersätze für den alltäglichen Gebrauch enthalten.

Im bairischen Land sind im ersten Viertel des 9. Jahrhunderts die sog. ‚Kasseler Glossen' (Kassel LB 4o Ms. theol. 24) aufgezeichnet worden (Steinmeyer & Sievers 1879/1922: III, 9–13; Sonderegger 1971: 176–192; Haubrichs 1995: 157–158; Stricker 2013). Die Handschrift gelangte später nach Fulda und von dort aus in neuerer Zeit nach Kassel. Der Text besteht hier aus einem Sachglossar, das die vulgärlateinisch-romanischen Wörter für Körperteile, Haustiere, Wohnung, Kleidung und Hausgeräte ins Bairische übersetzte, und aus einem Gesprächsbüchlein, das im Schema von Frage und Antwort Redewendungen bereitstellte, mit denen ein Romane Alltagskommunikation rudimentär bewältigen konnte: *wer pist du?* („Wer bist du?"), *wanna quimis* („Woher kommst du?") usw. Auch Handlungsanweisungen für Dienstleistungen finden sich darunter: *skir min fahs!* („schneide mein Haar!"), *skir minan part!* („schere meinen Bart!"). Der Kasseler Text enthält dabei romanisch-lateinische Vokabeln, die deutlich eine regionale, in die Raeto- und Alpen-Romania und nach Norditalien verweisende Beziehung verraten[10], wie z.B: *Ordig(l) as* ‚Zehen' < lat. *articulos*, ital. *artiglio* ‚Kralle'; *Putel* ‚Eingeweide' < lat. *butellus*, ital. *budella*; *Fidelli* ‚Kälber' (in theodisker Weise mit <f> geschrieben) < lat. *vitellum*, ital. *vitello*; *Troia* ‚Sau' < ital. *troja*; *Aucas* ‚Gänse' < lat. **avica(s)*, ital. *oca*; *Pulcins* ‚Hühnchen' < lat. *pullicênu*, ital. *pulcino*; *Piz* ‚Gipfel, Spitze' < spätlat. *pizzu*, ital. *pizzo*, venetisch, raetorom. *piz*; *Saccuras* ‚Äxte' < spätlat. *secure*, ital. *scure*; *Manneiras* ‚lange Äxte, Hellebarden' < lat. *manuâria*, ital. *mannaja*; *-tutti* ‚alle' < spätlat. *tôttu*, ital. *tutto* etc.

Berühmt ist dieses Gesprächsbüchlein aber auch durch einen in nicht ganz einwandfreiem Latein und in Bairisch formulierten Lern- und Merksatz (vgl. Penzl 1985: 241–248):

*Stulti sunt Romani,*
*sapienti sunt Paioari,*
*modica est sapientia in Romana,*
*plus habent stultitia quam sapientia.*
*Tole sint Uualha,*
*spahe sint Peigira;*
*luzic ist spahi in Uualhum,*
*mêra hapent tolaheiti denne spahi.*
(„Töricht sind die Romanen,
klug sind die Baiern;
gering steht es mit der Klugheit bei den Romanen,
sie besitzen mehr Torheit als Klugheit")

**10** Die genauere Bestimmung der Stellung der lateinisch-romanischen Lemmata der ‚Kasseler Glossen' im Gefüge der westromanischen Sprachen ist ein Forschungsdesiderat.

Der Doppelsatz, überdeutlich formuliert und unter dem Vokabelstichwort *stultus* verbucht, legt Zeugnis ab vom sicher nicht immer spannungsfreien Zusammenleben von Baiern und Romanen in den Kontakträumen südlich der Donau und in den Ostalpen, in den alten römischen Provinzen Raetia Secunda und Noricum Ripense. Aber der Satz legt auch Zeugnis ab von der Anwesenheit von Romanen im Bewusstsein und im Leben der Baiern.

Ein noch komplexeres, aber für die im Sinne des Lupus von Ferrières erstrebte Bilingualität charakteristisches Textdenkmal ist uns aus dem Westen erhalten: Um die Wende vom 9. zum 10. Jahrhundert wurden nach älterer Vorlage in romanisch geprägter Orthographie die ‚Altdeutschen' oder ‚Pariser Gespräche' auf den Rändern einer älteren, wohl aus Burgund oder der Provence stammenden Glossarienhandschrift eingetragen. Die Herkunft der später wieder auseinandergerissenen Handschrift (ein Blatt in der Bibliotheca Vaticana Reg. Lat. 566; der Rest in der Pariser Bibliothèque Nationale lat 7641A) ist nicht völlig geklärt (Haubrichs & Pfister 1989: 6–11, mit Edition; Haubrichs 2013)[11]. Anscheinend befand sich die Handschrift im 16. Jahrhundert im Raum von Orléans. Das Gesprächsbüchlein ist zusammen mit einigen Exzerpten aus der in Fulda entstandenen althochdeutschen Übersetzung der Evangelienharmonie des Tatian und einem Ortsnamenverzeichnis von einer Hand in „ausgesprochen französischer Schrift" (so Bernhard Bischoff 1971: 133) aufgezeichnet worden. Das Ortsnamenverzeichnis enthält Orte aus dem *pagus* von Sens, der Metropole einer nordfranzösischen Kirchenprovinz, die auch die Diözesen Orléans, Auxerre und Paris umfasste (Haubrichs & Pfister 1989: 10–11). Das Kloster Ferrières, in dem der erwähnte Abt Lupus wirkte, lag in der Erzdiözese von Sens. Die romanische Orthographie – z. B. <gu> für germ. [w] – weist in der Zeit für die Niederschrift auf einen Raum, der vom nördlichen Burgund bis in die Landschaften um Sens, Orléans, Paris reichte (Haubrichs & Pfister 1989: 23–31). Der Schreiber hat, wie zahlreiche Verschreibungen, Korrekturen, Fehlkorrekturen und die häufige Missachtung von Wortgrenzen zeigen, seine Vorlage wohl nur noch sehr schlecht verstanden[12]. Das zugrundeliegende Althochdeutsch muss im Mittelfränkischen (Raum Trier, Koblenz, Köln) oder eventuell – aber nicht sehr wahrscheinlich – in einem gleichartige Merkmale aufweisenden, angrenzenden westfränkischen Dialekt leicht jenseits der späteren Sprachgrenze beheimatet werden[13].

**11** Nach von Büren 2013 soll die aufzeichnende Hand der ‚Pariser Gespräche' spezifisch Reimser Herkunft sein. Das wäre zu überprüfen: Die Verbindung des Schreibers mit dem *pagus* von Sens und die Geschichte der Handschrift sprechen eher gegen diese Herkunft.

**12** Neuerdings geäußerte Thesen zu den ‚Pariser Gesprächen' als einer eventuell spontanen Lerner-Niederschrift missachten zahlreiche, klar auf Abschrift deutende Merkmale des überlieferten Textes. Vgl. Haubrichs & Pfister 1989: 12–15.

**13** Die von Roberto Gusmani (zuletzt 2000) formulierte These, dass es sich bei der Sprache der ‚Pariser Gespräche' um einen archaischen, ältere Stufen der 2. Lautverschiebung festhaltenden

Die lateinischen Sätze sind stark mit romanischen Sprachformen und Vokabular durchsetzt (Haubrichs & Pfister 1989: 73–82; Haubrichs 2013: 349).

Auch die ‚Pariser Gespräche' beginnen mit einem theodisk-lateinischen Vokabular der Körperteile. Das folgende Gesprächsbüchlein ordnet seine bilinguen Mustersätze und Redewendungen nach dem Frage-Antwort-Schema: *Gueliche lande cumen ger . id est . de qua patria?* („Aus welchem Lande kommt ihr, d. h. … ?") – *E guas mer in gene francia . id est . in francia fui* („Ich war in Franzien, d. h. …") – *Guaez ger da daden . id est . quid fecisti ibi?* („Was tatet ihr dort, d. h. … ?") – *Enbez mer dar . id est . disnavi me ibi* („ich speiste dort, d. h. …"). Die althochdeutschen bzw. theodisken Sätze sind mit in der Literatur der Zeit einzigartigen sprechsprachlichen Formen durchsetzt, die teilweise Entwicklungen aufweisen, die sich sonst erst ein bis zwei Jahrhunderte später fassen lassen. Das beweist die auf sprechsprachliche Kommunikation zielende Funktion des Textes.

Einen durchgehenden thematischen Faden bieten die Gespräche nicht. Es gibt jedoch mehr oder minder ausgedehnte thematische Komplexe, in denen Alltagsfragen einer Reise und spezielle Interessen von Kriegern, adligen Herren und Dienern angesprochen werden: z. B. *Esconae cane(h)t . bellus uasallus* („ein guter Knecht, Diener, Vasall") – *Isnel canet . uelox uasallus* („ein tapferer Diener, Vasall") – *Ubele canet, en mine terue . id est . malus uassallus* („ein übler Diener/Vasall, meiner Treu") – *Guer is(t) tin erro . id est . ubi e(st) senior tuus?* („Wo ist dein Herr?"). Zusätzlich erscheinen sogar Flüche und Schimpfwörter: Der Fluch *Undes ars in tine naso! . id est . canis culu in tuo naso* („einen Hundearsch in deine Nase!") reflektiert z. B. eine noch später gebräuchliche, volkstümliche französische Beschimpfung.

Dem schließt sich der dritte Teil mit den Auszügen aus der althochdeutschen Fuldaer Tatian-Übersetzung samt dem Einschub dreier mit Tatianwortschatz operierender Mustersätze an, die um Trinken, Gastfreundschaft und Schwertkampf kreisen. Auch sonst herrscht eine frühfeudale Atmosphäre. Vasallen werden nach Qualität und Tapferkeit beurteilt. Man hat mehrere Pferde zu versorgen. Die Rüstung umfasst Schild, Speer, Schwert, Handschuhe, Stab und Messer. Für die Nacht steigt man standesgemäß „im Haus des Grafen" (*in garaben [h]us : ad mansionem comitis*) ab. Man trinkt *bonum vinum, got guin* („guten Wein"). Krass sexuelle Anfragen sind keineswegs ausgeschlossen. Es handelt sich um ein zweckgebundenes Reisehandbüchlein" für einen adligen oder im Adelsdienst stehenden Romanen, „das Wort-

inner-westfränkischen Dialekt handele, wird der aus urkundlichen und teilweise auch textlichen Zeugnissen belegbaren westfränkisch-romanischen Orthographie der ‚Gespräche' nicht gerecht. Da sich in der reich überlieferten Namenwelt Westfrankens vom 8.–10. Jahrhundert keinerlei Anzeichen für einen solchen lautverschiebenden Dialekt in Zentralfrankreich finden, ist die These zudem sehr unwahrscheinlich.

schatz und Satzmuster für Körperteile, Kleidung, Dienstleistungen in der Herberge, Bekanntschaft und Konversation mit Fremden, Verkehr mit Dienstboten, Reiten und Waffentragen vermittelt" (Stefan Sonderegger 1978: 286; vgl. Penzl 1984). Die ‚Pariser Gespräche' sind ein Zeugnis für erstrebte Mehrsprachigkeit.

Oberschichtliche Zweisprachigkeit ist im 9. und 10. Jahrhundert auch noch weiter verbreitet (vgl. Christopherson 1992; Hellgardt 1996: 24–27). So sind die von gleicher Hand in exzellenter, von kompetentem Sprachwissen zeugender Orthographie kurz nach 881 in Nordfrankreich nahe der Sprachgrenze aufgezeichneten Texte des Cod. Valenciennes BM 150 (Bischoff 1971: 132), einmal das althochdeutsche auf den westfränkischen König und Normannensieger Ludwig III. (879–882) verfasste, in *Laudes regis* endenden Preislied, das ‚Ludwigslied' (Haubrichs 1995a: 137–146; 1995b: 227–237; Herweg 2002: 19–180; 2013: 241–252), und zum andern der altfranzösische Hymnus auf die heilige Eulalia, die ‚Chanson de Sainte Eulalie' (vgl. Gnädinger 1989: 93–94), auf Hörer im Umkreis des zum Zeitpunkt der Aufzeichnung bereits verstorbenen westfränkischen Königs berechnet, die *theodisca lingua* (Althochdeutsch) und die *rustica Romana lingua* (Altfranzösisch) gleichermaßen verstanden. Die Sprache speziell des ‚Ludwigsliedes', des *rithmus teutonicus* („volkssprachigen Rithmus") ist im Wesentlichen rheinfränkisch, weist aber auch einige mittel- und niederfränkische Elemente auf, dazu einen archaischen, nach Westen weisenden Wortschatz[14]. Diese Züge lassen sich insgesamt als Komponenten eines gehobenen Westfränkisch begreifen. Dazu kommen Charakteristika westfränkisch-romanischer Orthographie (Zusatz von unorganischem <h>, z. B. *hiu* statt ahd. iu „euch"; <tz> als Schreibung des lautverschobenen dentalen Reibelauts, z. B. *lietz* statt normalalthochdeutsch *liez* „ließ"). So erscheint die Annahme, dass der Eintrag in einem Bereich romanischer und fränkischer Kontakte nahe der Sprachgrenze im nördlichen Frankreich erfolgte, auch aus sprachlicher Perspektive berechtigt.

Den Verfasser dieses zugleich zelebrierenden wie auch politisch und theologisch subtil argumentierenden Textes muss man in Kreisen des Hofes, besser noch im geistlichen Beraterstab Ludwigs III. suchen. Er schrieb für wissendes, ja solidarisches Publikum, dem das Geschehen des überwältigenden Normannensieges von Saucourt vergegenwärtigt und gedeutet wurde. Autor, Publikum und König befinden sich nach der Deixis des Textes *hier in Vrankon* („hier bei den [westlichen] Franken"). So sucht man wohl zu Recht das mehrsprachige Publikum „in den Kreisen der persönlichen Gefolgschaft Ludwigs" (Klaus Mattheier 1984: 277) wie etwa sein Kanzler Gauzlin, Abt von St. Germain-des-Prés und zugleich Abt von St. Amand, also

**14** Vgl. z. B. das nur im fränkischen Westen erscheinende archaische Kopulativ-Kompositum *êre-grehti* ‚Gnade des Herrn, *maiestas domini*' aus *êre* ‚Ehre, *honor*' und *gi-rehti* ‚Gerechtigkeit, *iustitia*', also in wörtlicher Bedeutung ‚Ehre und Gerechtigkeit zugleich': vgl. Haubrichs 2007: 140–142.

jenes Klosters, in dessen Bibliothek die Handschrift des Liedes gelangte. Auch ein Mann wie der aus dem Osten gekommene spätere Erzbischof Fulco von Reims (883), der die Ermanarich-Heldensage in *libris teutonicis* gelesen hatte (Haubrichs 2000: 340–341; Lienert 2008: 59–60 Nr. 61), gehörte als Abt der Reichsabtei Saint-Bertin spätestens seit 878 zum Gefolge des Königs.

„Mehrsprachigkeit im Bereich von Sprachgrenzen und unter Hochadligen des 9. Jahrhunderts ist … etwas ganz Natürliches …" (Hellgardt 1996: 27; vgl. Christopherson 1992; Müller 2016). Schon im 7. und 8. Jahrhundert hören wir von mehrsprachigen Bischöfen wie dem eigentlich aus Aquitanien stammenden Eligius und Mummolenus von Noyon und Amandus von Maastricht (der auch die Abtei von St. Amand gegründet hatte). Am Ende des 8. Jahrhunderts berichtete Paulus Diaconus in seinem ‚Liber de episcopis Mettensibus', dass Erzbischof Chrodegang von Metz (ca. 741–766), der aus einer vornehmen Familie der *Hasbania* (Hesbaye/Haspengau, B) stammte, *eloquio facundissimus, tam patrio quamque etiam latino sermone imbutus* war[15]. Die *rustica Romana lingua* wird nicht erwähnt, vielleicht weil Latein und Galloromanisch in frühkarolingischer Zeit noch nicht streng geschieden wurden. Adalhard dagegen, ein Vetter Karls des Großen und einflussreicher Hofmann, der später Abt von Corbie (780–826) wurde und das missionsbeauftragte Tochterkloster Corvey in Sachsen gründete, wurde von seinem *confrater* Paschasius Radbertus wegen seiner Beredsamkeit in drei Sprachen gelobt: *Quem si vulgo audisses, dulcifluus emanabat: si vero idem barbara, quam theutiscam dicunt, lingua loqueretur praeeminebat claritatis eloquio; quod si Latine, iam ulterius prae aviditate dulcoris non erat spiritus*[16]. Der panegyrische Biograph preist die Eloquenz Adalhards in der volkstümlichen romanischen Sprache (*vulgo*), in der *theutisca* oder *barbara lingua*, d. h. in einer germanischen Sprache, und schließlich in Latein.

Mehrsprachigkeit ist auch noch im 10. Jahrhundert für den hohen westfränkischen Adel bezeugt: Flodoard von Reims[17] „berichtet in den Annalen zum Jahre 948 von der Verlesung eines Briefes auf der großen Synode zu Ingelheim und seiner Übersetzung *iuxta teutiscam linguam*, die ausdrücklich wegen der beiden anwesenden Könige, Ottos I. (936–973) und des Westfranken Ludwig IV. (936–954), erfolgte" (Sanders 1969: 25). Die beiden Könige verstanden also die theodiske Sprache, aber nicht oder nur schlecht das Latein des Briefes. Für Ludwig IV., der seine ganze Jugend in Wessex am Hof seines Onkels, König Aethelstan, verbrachte, darf man wohl annehmen, dass er auch Altenglisch verstand und sprach.

**15** Paulus Diaconus, Gesta episcoporum Mettensium, hrsg. v. Georg H. Pertz, MGH SS 2, Hannover 1829: 267–268.

**16** Paschasius Radbertus, Vita Adalhardi, c. 77 hrsg. v. Georg H. Pertz, MGH SS 2, Hannover 1829: 532.

**17** Philippe Lauer (Hrsg.): Les Annales de Flodoard. Paris 1905: 112–113.

Umgekehrt sollte man nicht vergessen, dass auch im Ostteil des Reiches die Großen die *utilitas* romanischer Sprachkenntnisse, die über das Latein hinausgingen, begriffen hatten. So bemerkte der sächsische Geschichtsschreiber Widukind von Corvey zu Otto I., der keineswegs über eine besondere Bildung verfügte und eben nicht Latein sprach: *Preterea Romana lingua Sclavanicaque loqui scit; sed rarum est, quo earum uti dignetur*[18] („Darüberhinaus wusste er auch die romanische und die slawische Sprache zu sprechen; doch nur selten ergab es sich, dass er sie gebrauchte"). Anekdotenhaft wusste noch Ekkehard IV. in seinen ‚Casus S. Galli' als Sprachmarotte Ottos hervorzuheben, mit der er vielleicht in höfischen Kreisen zu brillieren suchte: *arridens ei ‚bôn mân' habere romanisce dixit*[19] („Lächelnd grüßte er ihn auf Romanisch mit ‚bôn mân'"). Er gebrauchte also den romanischen Morgengruß gegenüber seinem *aequivocus* und Enkel Otto, den späteren Herzog von Schwaben (973–983). Am Tage vorher noch hatte ihm sein Sohn, der spätere Otto II. einen lateinischen Brief der Mönche von St. Gallen *Saxonice* verdolmetscht. Übrigens spielte die Szene im westoffenen Speyer (ca. 971). Auf sächsische Große und *milites* bezieht sich dann Widukind, wenn er zum Jahre 939 feststellt, dass sich im Heere Ottos I. einige befanden, *qui Gallica lingua ex parte loqui sciebant*[20], die also ‚leidlich' Romanisch sprachen (vgl. Sanders 1969: 25).

## 4 Fazit

Die Untersuchung sprachlicher Fakten und ihres Wandels entdeckt keine Oberflächenprozesse, auch keine Tagesereignisse. Sie entdeckt Basisprozesse, Abläufe der ‚longue durée'. Hier entdeckte die sprachgeschichtliche Untersuchung von Ortsnamen und Lehnwörtern in Urkunden, Inschriften, Texten

1) die Umwandlung, die Transformation von Regionen des Imperium Romanum, in denen vorwiegend Latein gesprochen wurde, in Zonen romanischer Sprache, in die linguistisch auch Zuwanderer aus dem germanischen Osten in verschiedenen Stufen allmählich integriert wurden;

2) die Umwandlung, die Transformation von östlichen und nördlichen Regionen des Imperium Romanum, in denen man Latein sprach, in ‚theodiske' Zonen, deren romanische Sprachinseln und Reliktzonen allmählich aufgesogen wurden.

**18** Widukind, Res gestae Saxonicae, II, 36, hrsg. v. Paul Hirsch, MGH SS rer. Germ. 60, 5. Aufl., Hannover 1935: 96.

**19** Ekkehard IV, Casus S. Galli, c. 132, hrsg. v. Hans F. Haefele. Darmstadt 1980: 254.

**20** Widukind, Res gestae Saxonicae, II, 17, hrsg. v. Paul Hirsch, MGH SS rer. Germ. 60, 5. Aufl., Hannover 1935: 82.

Man kann also mit Recht von zwei Typen der Integration sprechen. Die dazwischen liegenden bilingualen Kontakt- und Interferenzzonen verschwinden alle bis Ende des 8. Jahrhunderts, mit Ausnahme der Mosella Romana, die noch bis Ende des 10. Jahrhunderts lebendig bleibt, und der Alpen-Romania um Salzburg, in Tirol und den raetischen Landen, die – wenn auch schrumpfend – ein langes Nachleben haben, von denen bis heute z. B. das Ladinische wie auch das Rumantsch der Raetoromanen zeugt.

Neben den Basisprozessen, die zur nahezu gänzlichen Reduzierung der historisch aus Einwanderung und Vermischung gewachsenen Bilingualität führten, existierte eine von politischen und wohl auch ökonomischen Interessen gesteuerte Mehrsprachigkeit von Oberschichten. Solange die basale Mehrsprachigkeit in den Kontaktregionen selbstverständlich war, wurde sie in den freilich auch spärlichen Quellen kaum registriert oder bemerkt. Erst ab dem 8. Jahrhundert, verstärkt dann im 9./10. Jahrhundert, wird sie bewusst erstrebt und auch als besondere Fähigkeit von Personen vermerkt.

## Literatur

Alföldy, Géza (1966): Zur Grabinschrift des Giboaldus aus Leutesdorf, Kreis Neuwied. *Bonner Jahrbücher* 166, 444–445.

Banniard, Michel (1992): *Viva Voce. Communication écrite et communication orale du IVe au IXe siècle en occident latin*. Paris.

Barme, Stefan (2006): Von keifenden Hirschkäfern und ambrosischen Himbeeren: Notizen zu einigen moselromanischen Reliktwörtern. *Zeitschrift für romanische Philologie* 122, 363–379.

Barme, Stefan (2008): Latein – Vulgärlatein – Moselromanisch: Zur Sprache der frühchristlichen Grabinschriften im Raum Trier. *Zeitschrift für romanische Philologie* 124, 15–30.

Bischoff, Bernhard (1971): Paläographische Fragen deutscher Denkmäler der Karolingerzeit. *Frühmittelalterliche Studien* 5, 101–134.

Braune, Wilhelm & Heidermanns, Frank (2018): *Althochdeutsche Grammatik*, Bd. I: *Laut- und Formenlehre*. 16. Aufl. Berlin.

Buchmüller, Monika & Haubrichs, Wolfgang & Spang, Rolf (1986/87): Namenkontinuität im frühen Mittelalter. Die nichtgermanischen Siedlungs- und Gewässernamen des Landes an der Saar. *Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend* 34/35, 24–163.

Buchmüller-Pfaff, Monika (1990): *Siedlungsnamen zwischen Spätantike und frühem Mittelalter. Die -(i)acum-Namen der römischen Provinz Belgica prima*. Tübingen.

Büren, Veronika von (2013): Vulfinus et le manuscrit Paris, BNF, Lat. 7641. *Aevum* 87, 323–341.

Christopherson, Paul (1992): The Spoken Word in International Contacts in Carolingian Europe. *NOWELE. North-Western European Language Evolution* 20, 53–64.

Depreux, Philippe (2011): Le comte Haganon, favori de Charles le Simple, et l'aristocratie d'entre Loire et Rhin. In: Michèle Gaillard, Michel Margue, Alain Dierkens & Hérold Pettiau (Hrsg.), *De la mer du Nord à la Méditerrannée: Francia Media, une région au coeur de l'Europe*, 381–393. Luxembourg.

Glöckner, Karl (Hrsg.) (1929/36): *Codex Laureshamensis*. Darmstadt.

Gnädinger, Louise (1989): Eulalie, Chanson de Sainte. In: *Lexikon des Mittelalters* 4, 493–494.
Greule, Albrecht (1992): Gewässernamen. In: *Geschichtlicher Atlas der Rheinlande, Karte X,3* (Beiheft). Köln.
Greule, Albrecht (2009): Tarodunum – Zarten – Zähringen. In: Wolfgang Kleiber (Hrsg.), *Tarodunum/ Zarten – Brigobannis/Hüfingen. Kelten, Galloromanen und frühe Alemannen in interdisziplinärer Sicht*, 161–162. Mainz.
Greule, Albrecht & Kleiber, Wolfgang (1999): Zur ältesten Sprachgeschichte im Moseltal (Mosella Romana). In: Eckhard Eggers u. a. (Hrsg.): *Florilegium Linguisticum. Festschrift für Wolfgang P. Schmid*, 155–177. Frankfurt a.M.
Gusmani, Roberto (2000): Altdeutsche Gespräche. Analisi linguistica. *Incontri Linguistici* 23, 51–82.
Gysseling, Maurits (1960): *Toponymisch Woordenboek van Belgie, Nederland, Luxemburg, Noord-Frankrijk en West-Duitsland (vóór 1226)*. 2 Bde. Tongern.
Haefele, Hans F. (Hrsg.) (1980): *Ekkehard IV., Casus sancti Galli*. Darmstadt.
Halfer, Manfred (1988): *Die Flurnamen des oberen Rheinengtales. Ein Beitrag zur Sprachgeschichte des Westmitteldeutschen*. Stuttgart.
Handley, Mark A. (2003): *Death, Society and Culture: Inscriptions and Epitaphs in Gaul and Spain*, AD 300–750. Oxford.
Hartmann, Winfried (Hrsg.) (1984): *Monumenta Germaniae Historica, Concilia aevi Karolini*, III: *Die Konzilien der karolingischen Teilreiche 843–859*. Hannover.
Haubrichs, Wolfgang (1979): *Die Kultur der Abtei Prüm zur Karolingerzeit. Studien zur Heimat des althochdeutschen Georgsliedes*. Bonn.
Haubrichs, Wolfgang (1985): Die Urkunde Pippins des Mittleren und Plectruds für St. Vanne in Verdun. Toponomastische und besitzgeschichtliche Überlegungen zum frühen Besitz der Pippiniden-Arnulfinger und zum Königsgut im Verdunois. *Francia* 13, 1–46.
Haubrichs, Wolfgang (1992): Germania submersa. Zu Fragen der Quantität und Dauer germanischer Siedlungsinseln im romanischen Lothringen und Südbelgien. In: Harald Burger, Alois M. Haas & Peter von Matt (Hrsg.), *Verborum Amor. Studien zur Geschichte und Kunst der deutschen Sprache. Festschrift für Stefan Sonderegger*, 633–666. Berlin.
Haubrichs, Wolfgang (1995a): *Die Anfänge. Versuche volkssprachiger Schriftlichkeit im frühen Mittelalter (ca. 700–1050/60). Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit*, I, 1. 2. Aufl. Tübingen.
Haubrichs, Wolfgang (1995b): Volkssprache und volkssprachige Literaturen im lotharingischen Zwischenreich (9.–11. Jahrhundert). In: Hans-Walter Herrmann & Reinhard Schneider (Hrsg.), *Lotharingia. Une région au centre de l'Europe autour de l'an Mil*, 181–244.
Haubrichs, Wolfgang (1996): Sprache und Sprachzeugnisse der merowingischen Franken. In: Alfred Wieczorek u. a. (Hrsg.), *Die Franken – Wegbereiter Europas. 5.–8. Jahrhundert n. Chr.*, Bd. 1, 559–573. Mainz, Mannheim.
Haubrichs, Wolfgang (1997): Galloromanische Kontinuität zwischen unterer Saar und Mosel. Problematik und Chancen einer Auswertung der Namenzeugnisse. In: Günter Holtus, Johannes Kramer & Wolfgang Schweickard (Hrsg.), *Italica et Romanica. Festschrift für Max Pfister*, 211–237. Tübingen.
Haubrichs, Wolfgang (1998a): Fränkische Lehnwörter, Ortsnamen und Personennamen im Nordosten der Gallia. Die ‚Germania Submersa' als Quelle der Sprach- und Siedlungsgeschichte. In: Dieter Geuenich (Hrsg.), *Die Franken und die Alemannen bis zur ‚Schlacht bei Zülpich' (496/97)*, 102–129. Berlin.
Haubrichs, Wolfgang (1998b): Romanen an Rhein und Mosel. Onomastische Reflexionen. In: Peter Ernst & Franz Patocka (Hrsg.), *Deutsche Sprache in Raum und Zeit. Festschrift für Peter Wiesinger*, 379–413. Wien.

Haubrichs, Wolfgang (2000a): Die ekklesiogenen Siedlungsnamen des frühen Mittelalters als Zeugnisse der Christianisierung und der Kirchenorganisation im Raum zwischen Maas, Mosel und Saar. In: Michel Polfer (Hrsg.), *L'évangélisation des régions entre Meuse et Moselle et la fondation de l'abbaye d'Echternach (Ve–IXe siècle)*, 215–244. Luxembourg.

Haubrichs, Wolfgang (2000b): Ein Held für viele Zwecke. Dietrich von Bern und sein Widerpart in den Heldensagenzeugnissen des frühen Mittelalters. In: Wolfgang Haubrichs u. a. (Hrsg.), *Theodisca. Beiträge zur althochdeutschen und altniederdeutschen Sprache und Literatur in der Kultur des frühen Mittelalters*, 330–363. Berlin, New York.

Haubrichs, Wolfgang (2001): Zur ethnischen Relevanz von romanischen und germanischen Personennamen in frühmittelalterlichen Siedlungsnamen des Raumes zwischen Maas und Rhein. *Rheinische Vierteljahrsblätter*, 159–182.

Haubrichs, Wolfgang (2003): Die verlorene Romanität im deutschen Sprachraum. In: Gerhard Ernst, Martin-Dietrich Gleßgen, Christian Schmitt & Wolfgang Schweickard (Hrsg.), *Romanische Sprachgeschichte. Ein internationales Handbuch zur Geschichte der romanischen Sprachen*, Bd. 1, 695–709. Berlin.

Haubrichs. Wolfgang (2007): Die Missionierung der Wörter. Vorbonifatianische und nachbonifatianische Strukturen der theodisken Kirchensprache. In: Franz J. Felten, Jörg Jarnut & Lutz von Padberg (Hrsg.), *Bonifatius – Leben und Nachwirken. Die Gestaltung des christlichen Europa im Frühmittelalter*, 121–142. Mainz.

Haubrichs, Wolfgang (2009): Das frühmittelalterliche Elsass zwischen West und Ost. Merowingerzeitliche Siedlungsnamen und archaische Personennamen. In: Andrea Bihrer, Mathias Kälble & Heinz Krieg (Hrsg.), *Adel und Königtum im mittelalterlichen Schwaben. Festschrift für Thomas Zotz*, 55–69. Stuttgart.

Haubrichs, Wolfgang (2011): La structuration linguistique de l'espace: du bilinguisme à l'émergence des frontières. In: Michèle Gaillard, Michel Margue, Alain Dierkens & Hérold Pettiau (Hrsg.), *De la mer du Nord à la Méditerranée: Francia media, une région au coeur de l'Europe (c. 840–c.1050)*, 41–68. Luxembourg.

Haubrichs, Wolfgang (2013): Pariser Gespräche. In: Rolf Bergmann (Hrsg.), *Althochdeutsche und altsächsische Literatur*, 347–350. Berlin.

Haubrichs, Wolfgang (2014): VITALIS, REMICO, AUDULPIA – Romanische, germanische und romanisierte Personennamen in frühen Inschriften der Rhein- und Mosellande. *Rheinische Vierteljahrsblätter* 78, 1–37.

Haubrichs, Wolfgang (2017a): Kontinuität und Ansiedlung von Romanen am Ostrand der alten Gallia und östlich des Rheins: Sprachliche Indikatoren (500–900). In: Walter Pohl, Ingrid Hartl & Wolfgang Haubrichs (Hrsg.), *Walchen, Romanen und Latini. Variationen einer nachrömischen Gruppenbezeichnung zwischen Britannien und dem Balkan*, 59–85. Wien.

Haubrichs, Wolfgang (2017b): Langobardisch-fränkische Ortsnamen in Oberitalien: Zu den toponymischen Typen ‚Stuttgart', ‚Gamundio' und ‚Herstall/Wardstall'. *Namenkundliche Informationen* 109/110, 269–290.

Haubrichs, Wolfgang (2020): Il linguaggio della guerra presso i popoli germanici occidentali (Longobardi e Franchi). In: *RavennaCapitale. L'esercito romano e l'alba dell' Europa*, 213–247. Santarcangelo di Romagna (RN).

Haubrichs, Wolfgang & Pfister, Max (1989): *„In Francia fui". Studien zu den romanisch-germanischen Interferenzen und zur Grundsprache der althochdeutschen ‚Pariser Gespräche'*. Stuttgart.

Haubrichs, Wolfgang & Pfister, Max (2001): Die Prümer Romania. In: Rudolf Bentzinger, Damaris Nübling & Rudolf Steffens (Hrsg.), *Sprachgeschichte – Dialektologie – Onomastik – Volkskunde. Festschrift für Wolfgang Kleiber*, 171–195. Stuttgart.

Haubrichs, Wolfgang & Pfister, Max (2008): Fränkisch (Frankish). In: Ulrich Ammon & Harald Haarmann (Hrsg.), *Wieser Encyclopaedia: Western European Languages*, 249–274. Klagenfurt.

Hellgardt, Ernst (1996): Zur Mehrsprachigkeit im Karolingerreich. Bemerkungen aus Anlass von Rosamond McKittericks Buch „The Carolingians and the Written Word". *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 118, 1–48.

Herweg, Matthias (2002): *Ludwigslied, De Heinrico, Annolied: Die deutschen Zeitdichtungen des frühen Mittelalters im Spiegel ihrer wissenschaftlichen Rezeption und Erforschung.* Wiesbaden.

Herweg, Matthias (2013): Ludwigslied. In: Rolf Bergmann (Hrsg.), *Althochdeutsche und altsächsische Literatur*, 241–252.

Hirsch, Paul (Hrsg.) (1935): *Widukind von Corvey, Res gestae Saxonicae* (Monumenta Germaniae Historica, Scriptores rerum Germanicarum in usu scholarum 60). 5. Aufl., Hannover.

Isphording, Bernd (2005): *Prüm. Studien zur Geschichte der Abtei von ihrer Gründung bis zum Tod Kaiser Lothars I. (721–855)*. Mainz.

Jochum-Godglück, Christa (1995): *Die orientierten Siedlungsnamen auf -heim, -hausen, -hofen und -dorf im frühdeutschen Sprachraum und ihr Verhältnis zur fränkischen Fiskalorganisation*. Frankfurt a.M.

Jungandreas, Wolfgang (1962): *Historisches Lexikon der Siedlungs- und Flurnamen des Mosellandes*. Trier.

Kleiber, Wolfgang (1969): Frühgeschichte am unteren Neckar nach dem Zeugnis der Sprachforschung. *Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins* 117, 26–46.

Kleiber, Wolfgang (1983): Das moselromanische Substrat im Lichte der Toponymie und Dialektologie. Ein Bericht über neuere Forschungen. In: Wolfgang Haubrichs & Hans Ramge (Hrsg.); *Zwischen den Sprachen. Siedlungs- und Flurnamen in germanisch-romanischen Grenzgebieten*, 153–192. Saarbrücken.

Kleiber, Wolfgang (1985): Probleme romanisch-germanischer Interferenz an der Mosel im Bereich der Prosodie von Eigennamen. *Namenkundliche Informationen* 47, 14–20.

Kleiber, Wolfgang (1998): Mosella Romana. Hydronomie, Toponymie und Reliktwortdistribution. In: Dieter Geuenich (Hrsg.), *Die Franken und die Alemannen bis zur ‚Schlacht bei Zülpich' (496/97)*, 130–155. Berlin, New York.

Kleiber, Wolfgang & Pfister, Max (1992): *Aspekte und Probleme der römisch-germanischen Kontinuität. Sprachkontinuität an Mosel, Mittel- und Oberrhein sowie im Schwarzwald*. Stuttgart.

Kleiber, Wolfgang & Venema, Johannes (1992): Germanisch-romanische Lehnbeziehungen in der Winzerterminologie. In: *Geschichtlicher Atlas der Rheinlande, Karte X/2* (Beiheft). Köln.

Klein, Hans-Wilhelm (Hrsg.) (1968/72): *Die Reichenauer Glossen*. 2 Bde. München.

Kölzer, Theodor (Hrsg.) (2001): *Die Urkunden der Merowinger. Diplomata regum Francorum e stirpe Merovingica*. 2 Bde. Hannover.

Kramer, Johannes (1997): Zwischen Latein und Moselromanisch. Die Gondorfer Grabinschrift für Mauricius. *Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik* 118, 281–286.

Krusch, Bruno (Hrsg.) (1888a): Chronicarum quae dicuntur Fredegarii Scholastici libri IV cum continuationibus. In: *Monumenta Germania Historica, Scriptores rerum Merovingicarum* 2, 1–193. Hannover.

Krusch, Bruno (Hrsg.) (1888b): Vita sanctae Geretrudis. In: *Monumenta Germaniae Historica, Scriptores rerum Merovingicarum* 2, 447–474. Hannover.

Langenbeck, Friedrich (1967): *Vom Weiterleben der vorgermanischen Toponymie im deutschsprachigen Elsass. Studien zur elsässischen Siedlungsgeschichte*. 2 Bde. Bühl (Baden).

Lauer, Philippe (Hrsg.) (1905): *Les Annales de Flodoard*. Paris.

Leblond, Victor & Lecomte, Maurice (Hrsg.) (1910): *Les privilèges de l'abbaye de Rebais-en-Brie*. Melun.

Levillain, Léon (Hrsg.) (1927/35): *Loup de Ferrières, Correspondance*. 2 Bde. Paris.

Lienert, Elisabeth (Hrsg.) (2008): Dietrich-Testimonien des 6. bis 16. Jahrhunderts. Tübingen.

Masser, Achim (2013): Tatian. In: Rolf Bergmann (Hrsg.), Althochdeutsche und altsächsische Literatur, 459–466. Berlin.
Mattheier, Klaus J. (1984): Historisches und Figuratives im althochdeutschen Ludwigslied. In: *Philologische Untersuchungen*, 270–288, Wien.
Mordek, Hubert (1992): Lupus von Ferrières. *Lexikon des Mittelalters* 6, 15–16.
Müller, Stephan (2016): Sprachkonflikte? Mehrsprachigkeit, Verständigungsroutinen und der Beginn der volkssprachigen Schriftlichkeit im deutschen Frühmittelalter. *Jahrbuch für Germanische Sprachgeschichte* 7, 116–132.
Penzl, Herbert (1984): „Gimer min ros“: How German was Taught in the Ninth and Eleventh Centuries. *German Quarterly* 57, 394–400.
Penzl, Herbert (1985): „Stulti sunt Romani“. Zum Unterricht im Bairischen des neunten Jahrhunderts. *Wirkendes Wort* 35, 242–248.
Pertz, Georg H. (Hrsg.) (1829a): Paulus Diaconus, Gesta episcoporum Mettensium. In: *Monumenta Germaniae Historica, Scriptores* 2, 260–268. Hannover.
Pertz, Georg H. (Hrsg.) (1829b): Paschasius Radbertus, Vita Adalhardi. In: *Monumenta Germaniae Historica, Scriptores* 2, 524–532. Hannover.
Pfister Max (1973): La répartition géographique des éléments franciques en galloroman. *Revue de linguistique Romane* 37, 126–149.
Pfister, Max (1978): Die Bedeutung des germanischen Superstrates für die sprachliche Ausgliederung der Galloromania. In: Helmut Beumann & Werner Schröder (Hrsg.), *Aspekte der Nationenbildung im Mittelalter*, 127–170. Sigmaringen.
Pfister, Max (1985): Tholey und der saarländisch-lothringische Raum zwischen Romania und Germania. *Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens* 96, 282–298.
Pfister, Max (1987): Zur Chronologie von Palatalisierungserscheinungen in der östlichen Galloromania. In: Georges Lüdi u. a. (Hrsg.), *Romania ingeniosa. Festschrift Gerold Hilty*, 179–190. Bern, Frankfurt a.M.
Pfister, Max (1992): Sonorisierungserscheinungen vor dem Jahre 900. In: Rudolf Schützeichel (Hrsg.), *Philologie der ältesten Ortsnamenüberlieferung*, 311–331. Heidelberg.
Pfister, Max (1995): Die sprachliche Situation zwischen Maas und Rhein im Frühmittelalter. In: Kurt Gärtner & Gunter Holtus (Hrsg.), *Beiträge zum Sprachkontakt und zu den Urkundensprachen zwischen Maas und Rhein*, 61–96. Trier.
Pitz, Martina (1999): Toponymie zwischen den Sprachen. Ortsnamen als Instrumente landes- und siedlungsgeschichtlicher Forschung im lothringischen Sprachgrenzraum. In: Heinz-Peter Brogiato (Hrsg.): *Geographische Namen in ihrer Bedeutung für die landeskundliche Forschung und Darstellung*, 67–95. Trier.
Pitz, Martina (2002): *In pago Albense/Albechouwe*. Onomastische Reflexe frühmittelalterlicher Mischsiedlung von Franken und Romanen im heute romanophonen Lothringen. In: Peter Ernst u. a. (Hrsg.), *Ortsnamen und Siedlungsgeschichte*, 95–106. Heidelberg.
Post, Rudolf (1982): *Romanische Entlehnungen in den westmitteldeutschen Mundarten. Diatopische, diachrone und diastratische Untersuchungen zur sprachlichen Interferenz am Beispiel des landwirtschaftlichen Sachwortschatzes*. Wiesbaden.
Post, Rudolf (1985): Lehn- und Reliktwörter im Rheinland. In: *Geschichtlicher Atlas der Rheinlande, Karte X, 1* (Beiheft). Köln.
Post, Rudolf (1989): Galloromanische Reliktwortareale und Grenzentlehnungen im Pfälzischen. In: Albrecht Greule & Uwe Ruberg (Hrsg.), *Sprache – Literatur – Kultur. Studien zu ihrer Geschichte im deutschen Süden und Westen. Festschrift für Wolfgang Kleiber*, 161–174. Stuttgart.
Schmitz, Winfried (1997): Zur Akkulturation von Romanen und Germanen im Rheinland. Eine Auswertung des inschriftlichen Materials. *Das Altertum* 43, 177–202.

Schmitz, Winfried (2001): Spätantike und frühmittelalterliche Grabinschriften als Zeugnisse der Besiedlungs- und Sprachkontinuität in den germanischen und gallischen Provinzen. In: Thomas Grünewald (Hrsg.), *Germania Inferior. Besiedlung, Gesellschaft und Wirtschaft an der Grenze der römisch-germanischen Welt*, 127–152. Berlin.

Schmitz, Winfried (2018): Bedrohte Latinitas. Sprachliche Veränderungen auf spätantik-frühmittelalterlichen Grabinschriften aus dem Rhein-Mosel-Gebiet. In: Anne Kolb (Hrsg.), *Literacy in Ancient Everyday Life*, 387–411. Berlin.

Schorr, Andreas (2011): Zur Namengeografie galloromanischer Lehn- und Reliktwörter in Mikrotoponymen des Saar-Mosel-Raumes. In: Wolfgang Haubrichs & Heinrich Tiefenbach (Hrsg.), *Interferenz-Onomastik. Namen in Grenz- und Begegnungsräumen in Geschichte und Gegenwart*, 507–534. Saarbrücken.

Schützeichel, Rudolf (1986): Zons in Dormagen. In: Heinrich L. Cox, Valeer F. Vanacker & Edward Verhofstadt (Hrsg.), *Wortes anst, verbi gratia. Donum natalicium Gilbert A.R. de Smet*, 439–448. Leuven.

Severus, Emmanuel von (1940): *Lupus von Ferrières*. Münster.

Sonderegger, Stefan (1971): Reflexe gesprochener Sprache in der althochdeutschen Literatur. *Frühmittelalterliche Studien* 5, 176–192.

Sonderegger, Stefan (1978): Altdeutsche Gespräche. *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon* (2. Auflage), 1, 284–286.

Steinmeyer, Elias von & Sievers, Eduard (Hrsg.) (1879/1922): *Die althochdeutschen Glossen*. 5 Bde. Berlin.

Stricker, Stefanie (2013): Kasseler Glossen. In: Rolf Bergmann (Hrsg.); *Althochdeutsche und altsächsische Literatur*, 225–227. Berlin.

Werminghoff, Albert (Hrsg.) (1905): *Monumenta Germaniae Historica, Concilia aevi Karolini*, I, 1. Hannover, Leipzig.

Wirtz, Joachim (1972): *Die Verschiebung der germanischen p, t und k in den vor dem Jahre 1200 überlieferten Ortsnamen der Rheinlande*. Heidelberg.

Andres Kristol

# François Bonivard (1493–1570), vielsprachiger Humanist und Zeuge der Genfer Sprachsituation im 16. Jahrhundert

**Zusammenfassung:** Der Genfer Humanist François Bonivard (1493–1570) ist Theologe, Historiker, Philosoph und ein einzigartiger Zeuge der sprachlichen Situation in Genf gegen Mitte des 16. Jahrhunderts, der Periode, in welcher die Stadt zu einem Leitzentrum des internationalen Protestantismus wird. Sein Leben und sein Werk illustrieren die charakteristische Mehrsprachigkeit eines Intellektuellen des 16. Jahrhunderts aus dem Raum Westschweiz/Savoyen/Piemont und den Sprachkontakt mit der dominant deutschsprachigen alten Eidgenossenschaft, mit welcher Genf verbündet ist.

Bonivards Sprache ist ein höchst originelles und ausdruckstarkes, von der frankoprovenzalischen Mundart beeinflusstes Regionalfranzösisch, welches die Situation in diesem Randgebiet des französischen Sprachraums vor dem Einsetzen der Normierungsbemühungen gegen Mitte des 16. Jahrhunderts dokumentiert. Um 1550 prallen in Genf eine durch das frankoprovenzalische Adstrat geprägte ostfranzösische Schrifttradition und die von Pariser hugenottischen Glaubensflüchtlingen nach Genf gebrachte zentralfranzösische (und sozial elitäre) Schriftsprache aufeinander. In diesem Konflikt vertritt Bonivard die einheimische Sprachtradition, die sich jedoch gegen die ökonomische Macht und das Prestige der Pariser, die in Genf das Verlegertum und das Druckereigewerbe dominieren, nur marginal wird halten können.

Bonivards praktischen Erfahrungen als Mehrsprachiger und seine Übersetzertätigkeit finden ihren Ausdruck in seinem zu wenig bekannten – vorwissenschaftlichen – Traktat *Advis et devis des lengues* (1563), welches neben Überlegungen zu einer Sprachtheorie, zur Frage der sprachlichen Norm, zur Diachronie und Diatopie und zu Einflüssen von sprachlichen Sub- und Superstraten auch Ansätze zu einer Theorie des Übersetzens enthält.

**Schlagwörter:** Sprachideologie, Sprachkonflikt, Sprachkontakt, Regionalfranzösisch, Norm, individuelle Mehrsprachigkeit, Genf, Reformation.

**Andres Kristol**: Université de Neuchâtel, E-Mail: andres.kristol@unine.ch

https://doi.org/10.1515/9783111338668-010

Open Access. © 2023 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. CC BY
Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.

# 1 Einleitung

Wenn im Rahmen der historischen Mehrsprachigkeitsforschung die Biographie einer einzelnen mehrsprachigen Person untersucht wird, zu der eine Dokumentation erhalten ist, stellt sich immer die Frage, ob das Einzelschicksal eine Aussagekraft hat, die über die betroffene Person hinausgeht. Bleibt es bei einem Einzelfall, oder sind weitergehende Schlüsse zur sprachlichen Situation in der Gesellschaft möglich, in welcher diese Person gelebt hat?

Der Fall „François Bonivard" verbindet beide Aspekte: Seine persönliche Sprachbiographie gibt auch Hinweise auf die sprachlichen Verhältnisse des 16. Jahrhunderts in der Westschweiz. Was ihn jedoch speziell interessant macht, ist die Tatsache, dass er seine Mehrsprachigkeit nicht nur gelebt, sondern auch reflektiert hat. Seine persönlichen Erfahrungen haben die Überlegungen geprägt, die er in einer seiner Schriften, dem *Advis et devis des lengues* von 1563, niedergelegt hat.

François Bonivard stammt aus einer Familie des savoyischen Hochadels. Sein Vater, Louis de Bonivard, war Ratgeber am Hof des Herzogs von Savoyen. Er selbst hat jedoch das adelige „von" (*de* Bonivard) nie verwendet. In seinem *Traité de la noblesse* macht er sich vielmehr über diejenigen lustig, die ihren Familiennamen mit einem „de" schmücken.

Bonivard war Theologe, Philosoph, Übersetzer, Pamphletist und Historiker. Mit seinem Versuch einer Deutschgrammatik für Französischsprachige und seinen Überlegungen zu Natur und Funktion der Sprache ist er auch der erste Genfer „Linguist", dreieinhalb Jahrhunderte vor Saussure. Allgemein wird er als der grösste Humanist betrachtet, den die französischsprachige Schweiz im 16. Jahrhundert gekannt hat (Bossard [2]2015: 77). Er ist ein begabter Erzähler; sein kraftvoller, von pikanten Ausschweifungen durchsetzter Stil brachte ihm den Titel eines Genfer Rabelais ein (Tripet 2008). Higman ([2]2015: 46) nennt ihn „la seule personne vraiment cultivée" im Genf des *Ancien Régim*e. Er besass eine umfangreiche Bibliothek, die in der Bibliothek von Genf[1] erhalten ist. Sie zeigt, dass Bonivard im Laufe seines langen Lebens alle wichtigen Werke seiner Zeit auf Französisch, Deutsch, Italienisch und Latein gelesen hat. Auch seine Schriften belegen seine profunde Kenntnis der antiken und zeitgenössischen Literatur; als gewissenhafter Philologe zitiert er regelmässig seine Quellen.

Bonivards Werk ist nur in seinen Originalhandschriften erhalten; mit einer einzigen Ausnahme (eine Übersetzung aus dem Deutschen, Bonivard 1549) ist zeit seines Lebens keine seiner Arbeiten im Druck erschienen. Im nachreformato-

**1** Die *Bibliothèque de Genève* ist eine der ältesten Universalbibliotheken der Schweiz, Zentralbibliothek der Genfer Universität und Genfer „Nationalbibliothek". Für eine Liste der Werke in Bonivards Bibliothek, cf. Naef 1968/1: 304.

rischen Genf unter Calvin und den nach Genf geflüchteten Pariser Protestanten ist Bonivard offenbar das Opfer einer ideologischen und sprachlichen Zensur geworden. Dieses Detail ist nicht unwichtig; wir verdanken ihm einen Einblick in die Schreibweise eines französischsprachigen Intellektuellen des 16. Jahrhunderts, zu einem Zeitpunkt, in dem die Standardisierung der französischen Schriftsprache erst einsetzt. In den gedruckten Werken derselben Zeit „korrigieren" die Drucker und Herausgeber die Sprache der Autoren oft nach eigenem Gutdünken, was die Aussagekraft der entsprechenden Werke für die historische Sprachwissenschaft erheblich schmälert[2]. Bonivards Werk wurde erst im 19. Jahrhundert von Genfer Lokalhistorikern wieder entdeckt und publiziert.

Die wenigen verfügbaren Untersuchungen zu Bonivard stammen aus dem 19. Jahrhundert (Chaponnière 1845, Bordier 1845). Noch ältere Arbeiten (Senebier 1786: 131–139, Galiffe 1829–30) sind dank Chaponnières soliden Zusammenstellung und Auswertung der Originalquellen völlig überholt. Im deutschsprachigen Raum existiert eine einzige, leider sehr unzuverlässige Untersuchung zu Bonivards Leben und Werk (Berghoff 1914, 1923).

## 2 François Bonivard, Leben und Werk

François Bonivard wird 1493 in Seyssel (im heutigen Département Ain, damals im Herzogtum Savoyen) geboren, an der Rhone, etwa 50 km flussabwärts von Genf. Als zweiter Sohn seiner Familie war er fast automatisch zu einer kirchlichen Karriere vorbestimmt, die es ihm erlauben sollte, die Pfründe seines Onkels Jean-Amédée zu „erben", der Abt des Klosters von Pinerolo (Piemont) und gleichzeitig Prior des Kluniazenser Priorats von Saint-Victor in Genf war, das dem Herzog von Savoyen unterstand und dessen reicher weltlicher Besitz ihm ein sehr komfortables Leben ermöglichte.

Bereits im Elternhaus lernt François mit einem Hauslehrer Latein. Seine Schulbildung erhält er bei seinem Onkel im Kloster von Pinerolo, wo er in Griechisch, Hebräisch und Theologie unterrichtet wird. Anschliessend studiert er Jurisprudenz an der Universität Turin, wo er mit dem Titel eines *Doctor utriusque iuris* abschliesst. Damit er auch Deutsch lernt, schickt ihn seine Familie an die Universität von Freiburg im Breisgau, wo seine Anwesenheit im Jahr 1513 belegt ist[3].

**2** Die Autoren dieser Zeit beschweren sich oft über die Eingriffe der Drucker und Verleger in ihre Sprache.

**3** Im Vorwort zu seinem Entwurf einer deutschen Grammatik für Französischsprachige (*Bibliothèque de Genève*, ms. lat. 133, f° 2v° und 64r°-v°), von der noch die Rede sein wird, beschreibt

Diese Laufbahn des jungen Bonivard bedeutet, dass er im Alter von 20 Jahren bereits mehrsprachig ist. Neben den alten Sprachen kann er Italienisch (vermutlich auch die im Piemont allgegenwärtige Umgangssprache Piemontesisch), Französisch, Deutsch und selbstverständlich seine Muttersprache, das Frankoprovenzalische[4]. Leider wissen wir nicht, wie gut er die einzelnen Sprachen aktiv beherrscht hat[5]. Aus seinen Schriften geht jedoch hervor, dass er fliessend Latein, Italienisch, Französisch und Deutsch las. Er hat in seinem späteren Leben auch mehrere Übersetzungen aus dem Deutschen, dem Italienischen und dem Latein ins Französische verfasst. Abgesehen von einigen lateinischen Gelegenheitsversen hat er jedoch nur auf Französisch geschrieben.

1514 wird Bonivard Prior von Saint-Victor in Genf. Er nähert sich jedoch der Genfer Partei der *Eidgenôts* an, welche durch einen Bund mit der Eidgenossenschaft die Unabhängigkeit ihrer Stadt von Savoyen anstrebt. 1519 verliert er deshalb seine Pfründe und wird von den Savoyern mehrfach ins Gefängnis gesteckt.

1536 besetzt Bern die savoyischen Lande des heutigen Kantons Waadt. Bonivard kommt frei und kehrt nach Genf zurück. Inzwischen ist Genf zum Protestantismus übergetreten und Bonivard konvertiert ebenfalls zum Protestantismus. 1537 wird er Genfer Bürger und in den Genfer Grossen Rat gewählt. Es gelingt ihm jedoch nicht, eine Entschädigung für die verlorenen Erträge aus „seinem“ Priorat von Saint-Victor zu erhalten. Deshalb reist er 1538 nach Bern, um mit Unterstützung der mächtigsten Stadt der Alten Eidgenossenschaft sein „Recht“ zu bekommen. Tatsächlich bezahlt Genf seine Schulden, gewährt ihm eine Rente und eine Wohnung auf Lebenszeit.

Während seines Aufenthalts in Bern heiratet er eine Bernerin aus guter Familie, Catherine Baumgartner (*non scavante ung moct de roman* ‚die kein Wort Romanisch[6] konnte‘[7]), und wenn nicht alles trügt, lernt er Schweizerdeutsch. Er verliert seine Frau jedoch schon 1542. Er kehrt nach Genf zurück und beginnt, im

---

er eindrücklich, wie er sich während seines Aufenthalts das Deutsche – vor allem seine Syntax – weitgehend im Selbststudium angeeignet und wie er es nach seiner Rückkehr weiter gepflegt hat.

**4** Zur Charakterisierung der galloromanischen Kleinsprache Frankoprovenzalisch cf. Martin 1990 und Kristol 2016.

**5** Selbstkritisch und bescheiden sagt er von sich selbst und seinen Deutschkenntnissen im Vorwort seiner Grammatik (*loc. cit.*):

> Ce que je scay en une lenque si fais je en lautre sinon congruement aumoins entendiblement.
> *Was ich in der einen Sprache weiss, kann ich auch in der andern, wenn nicht völlig idiomatisch so doch verständlich.*

**6** *Roman, romand* ‚romanisch‘ ist die in der Westschweiz seit dem 15. Jahrhundert gut belegte Bezeichnung für das einheimische Frankoprovenzalische.

**7** Ms. lat. 133, f° 64v°; cf. auch Bossard ²2015: 77.

Auftrag der Behörden die erste Stadtgeschichte, die *Chroniques de Genève*, zu verfassen. Die Arbeit an der Genfer Stadtchronik beschäftigt ihn von 1542 bis 1551. Sie bleibt jedoch unveröffentlicht und wird erst im 19. Jahrhundert wiederentdeckt. Die erste wissenschaftliche Ausgabe stammt von Tripet 2001–2014.

Neben der Redaktion der *Chroniques* arbeitet Bonivard an einer (auf Französisch verfassten) Grammatik des Hochdeutschen; das unveröffentlichte Manuskript ist in der *Bibliothèque de Genève* erhalten. Beim angedachten Zielpublikum handelt es sich im Besonderen um Genfer Kaufleute, die mit den deutschsprachigen Nachbarländern Handel treiben; in Bonivards Schriften finden sich mehrere Anspielungen auf die Bedürfnisse der reisenden Handelsleute. Dabei bleibt er weitgehend im Rahmen der *Ars minor* von Donat, gibt aber auch Hinweise auf die sprachlichen Verhältnisse im deutschen Sprachgebiet. Er unterscheidet Hoch- und Niederdeutsch (Flämisch), die gegenseitig praktisch unverständlich sind:

> (1) Il te faut, lyseur, entendre que Allemant3 comment aultres nations sont en lenguage different3 en sorte qu'il en il a qui a grande paine s'entendent l'ung l'autre comment le flamenc et le hault allemant qui sont plus different3 que francoys et italien, Voire que les Allemant3 sont aussy entre eulx different3 en maniere que aussy a grandt peine s'entendent il3. (ms. lat. 133, f° 70r°)[8]
> *Du musst verstehen, Leser, dass die Deutschen wie andere Nationen sprachlich sehr verschieden sind, sodass sich die einen und die anderen zum Teil nur mit Mühe verstehen, wie das Flämische und das Hochdeutsche, welche sich stärker unterscheiden als Französisch und Italienisch. So sind die Deutschen auch unter einander so verschieden, dass sie sich nur schwer verstehen.*

Innerhalb des Hochdeutschen unterscheidet er auch die grossen Dialektregionen, von denen er die schweizerischen Formen deutlich abgrenzt:

> (2) Car les ung3 sont Allemant3 communs comment Schwaubes et Franconiens, Saxons, Bavariens et brief touttes aultres nations de la haulte Allemaigne aultres que Souisses que traffiquent avec nous et nous avec eux par marchandise. Aultres sont Suysses desquels ung quanton quest Berne est allié avec Geneve et seigneur dune partie du pays de Savoye (ms. lat. 133, f 70v°)
> *Denn die einen sind gewöhnliche Deutsche wie die Schwaben, Franken, Sachsen, Bayern und kurz alle anderen oberdeutschen Nationen ausser den Schweizern, die mit uns Handel treiben und wir mit ihnen. Die Schweizer sind anders, von denen der Kanton Bern mit Genf verbündet und Herr eines Teils von Savoyen ist.*

Dies weist auf die sprachpolitische „mental map" hin, wie sie offenbar im 16. Jahrhundert in der damaligen Eidgenossenschaft konstruiert wurde, obwohl es alemannische Dialekte auch ausserhalb der Eidgenossenschaft gab und immer noch gibt.

**8** Bei Berghoff 1923: 158 sind die Zitate (1) und (2) ungenau und zum Teil sinnentstellend gekürzt.

Diese Sicht der Dinge widerspiegelt die Abgrenzung von Schweizern und Deutschen, wie sie Bonivard in Bern kennen gelernt haben muss.

Zum Teil erwähnt Bonivard auch Dialektunterschiede zwischen Schweizerdeutsch und Hochdeutsch, im Lautlichen z. B. die im Alemannischen nicht durchgeführte Diphthongierung:

> (3) Auls voyelles nous ne usons voulentier3 que de voyelles simples, eulx de doubles. Par lexemple que avons amene de *Bauch* que nous appellons *buch*, *bay* que nous *by*, *mein* nous *min* &c. (ms. lat. 133, f° 70v°)
> *Bei den Vokalen brauchen wir* (d. h. die Deutschschweizer)[9] *gern nur einfache Vokale, sie* (die Deutschen) *doppelte. Als bereits erwähntes Beispiel haben wir* Bauch*, den wir* Buch *nennen,* bay *bei uns* by, mein *bei uns* min &c.

Solche Hinweise betreffen nicht nur das Lautliche, sondern auch die Grammatik:

> (4) SUM *je suys*, *ich bin* au passé il3 dient *ich bin gewesen*, FUI *j'ay esté*, nous *ich bin gesin.* (ms. lat. 133, f° 71r°)
> SUM je suys, ich bin *sagen sie* (die Deutschen) *in der Vergangenheit* ich bin gewesen, FUI j'ay esté, *wir* (die Schweizer) ich bin gesin[10].

Eine Bemerkung im Vorwort zeigt, dass das Werk für die Publikation bestimmt war: „Finallement (mais non pas pour maintenant, mais après que les deulx dessus dictz seront imprimez à cause de la haste que en a l'imprimeur) …" (f° 65r°; cf. auch Jeger 2016: 660). Es ist aber im vorliegenden Manuskript unvollständig geblieben.

Zwischen 1542 und 1545 arbeitet Bonivard auch an einem dreisprachigen Glossar Französisch-Latein-Deutsch, Latein-Französisch-Deutsch und Deutsch-Latein-Französisch, welches gewisse lexikalische Eigenheiten des Berndeutschen und des Genfer Regionalfranzösischen aufnimmt[11]. Es handelt sich dabei leider um ein reines Glossar mit Wort-zu-Wort-Entsprechungen, ohne grammatische oder semantische Angaben, ohne Kontext und ohne Beispiele.

Zu diesen Glossaren behauptet Berghoff (1923: 163), Bonivard verwende im deutschen Teil „den ihm bekanntesten Schweizer Dialekt (das ‚Schwyzer Dütsch' Zwinglis)" und für den französischen Teil „seinen Heimatdialekt, das Savoyische, das hier und da durch genferische Eigentümlichkeiten modifiziert sein wird". Diese

**9** Durch den Gebrauch von *nous* ‚wir' identifiziert sich Bonivard hier offensichtlich mit den mit Genf verbündeten Deutschschweizern.

**10** Formatierungen und Satzzeichensetzungen von mir; im Manuskript werden der Metatext und die drei Objektsprachen (Latein, französische und deutsche Entsprechungen) graphisch nicht unterschieden.

**11** *Bibliothèque de Genève*, Ms. lat. n° 131–133 (cf. Jeger 2016: 652–661).

Angaben sind für beide Sprachen unrichtig (für das Französische cf. Gauchat/Jeanjaquet 1920: 242–243). Im Deutschen verwendet Bonivard die in der Deutschschweiz zu seiner Zeit übliche hochdeutsche Kanzleisprache. Der französischsprachige Teil ist in Bonivards charakteristischem Regionalfranzösischen verfasst, keineswegs im nur selten geschriebenen savoyischen und genferischen Frankoprovenzalischen, von dem Berghoff anscheinend keine Ahnung hatte (cf. auch Fussnote 16).

Trotz dem Nutzen, den sie ihrem Zielpublikum hätten bringen können – deutsch-französische und französisch-deutsche Wörterbücher sind im 16. Jahrhundert eine Seltenheit – sind auch Bonivards Glossare nie im Druck erschienen. Und dies bringt mich zu einem zentralen Punkt in der linguistischen Biographie von Bonivard: Die Jahre um 1550 sind ein Wendepunkt in der Sprachgeschichte der heute französischsprachigen Schweiz. Ab 1550 und über das Ende des 16. Jahrhunderts hinaus hat es – abgesehen vom Theologen Pierre Viret, einem persönlichen Freund Calvins, der in Paris studiert hatte – kein einziger Westschweizer Intellektueller mehr geschafft, eines seiner Werke im Druck erscheinen zu lassen. Wenn meine Analyse richtig ist, liegt dies an der Sprache, die sie schrieben. Von 1550 an gibt es in der Westschweiz, d. h. in den heutigen Kantonen Genf, Waadt und Neuenburg, abgesehen von der lokalen frankoprovenzalischen Mundart, zwei Formen des Französischen, eine „richtige“ und eine „falsche“, eine „legitime“ und eine „illegitime“. Und Bonivard schreibt eindeutig eine „illegitime“ Form des Französischen.

## 3 Die sprachliche Situation in Genf um 1550

Um dies zu verstehen, ist ein Blick auf die sprachliche Situation in Genf gegen Mitte des 16. Jahrhunderts unumgänglich.

Laut Martin (1990: 675–676) war Genf das ursprüngliche Leitzentrum der grossen frankoprovenzalischen Dialektregion, welche die heutige Haute-Savoie, das Pays de Gex und einen Teil des französischen Juras umfasste. Die Reformation in Genf hätte dann die Stadt von ihrem Hinterland abgeschnitten, worauf sie ihren sprachlichen Einfluss verloren hätte. In Wirklichkeit lebte Genf jedoch wirtschaftlich und sprachlich weiterhin in enger Symbiose mit seiner Nachbarschaft. Die Stadt brauchte die landwirtschaftlichen Importe aus dem Jura und Savoyen, und diese brauchten die Stadt, um ihre Produkte abzusetzen – dies ist bis heute so. Auch wenn der Genfer Stadtdialekt – die Genfer nannten ihn „langage savoyard“ – vor allem eine gesprochene Sprache geblieben ist, ist er bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts auch schriftlich gut dokumentiert; er ist erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ausgestorben[12].

**12** Weiterführende Angaben finden sich bei Kristol (2023: 397–432).

Neben dem Frankoprovenzalischen ist jedoch das Französische – vor allem als geschriebene Sprache – in den Westschweizer Kleinstädten spätestens seit dem 15. Jahrhundert ebenfalls gegenwärtig. Zwar wissen wir nicht, *wie* das Westschweizer Bürgertum im 15. und anfangs des 16. Jahrhunderts Französisch lernte; die verwendeten Lehrmittel sind unbekannt. Jedenfalls ist sicher, dass schon vor der Reformation Elementarschulen bestanden, in denen die Kinder des lokalen Bürgertums Französisch lernen konnten. Schon vor der Reformation betrifft dies selbst Frauen aus besseren sozialen Schichten. In gewissen Frauenklöstern erhielten auch Mädchen Französischunterricht, wie Cotelli (2007) zur Sprache der Genfer Nonne Jeanne de Jussie im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts gezeigt hat. Dies ist übrigens eine Vorbedingung für die rasche Einführung der Reformation in der Westschweiz, die fast ausschliesslich durch Prediger aus Frankreich verbreitet wurde, welche von den frankoprovenzalischen Dialekten keine Ahnung haben konnten. Die beiden gegenseitig nicht verständlichen Sprachen koexistierten somit in einer Art medialer Diglossie. Noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurden die Verhandlungen im Genfer Grossen Rat auf Frankoprovenzalisch geführt, aber auf Französisch protokolliert. Es handelte sich dabei um ein sehr regional gefärbtes Französisch, mit starken dialektalen Einflüssen und Einflüssen aus der ostfranzösischen – burgundischen – Schrifttradition. Auch François Bonivard schreibt diese Sprache.

In diese „friedliche“ Diglossie mit dem Frankoprovenzalischen als gesprochener und dem Regionalfranzösischen als geschriebener Sprachen platzt ab 1550 aufgrund der massiven Verfolgung der französischen Protestanten unter König Heinrich II. mit den – oft aus den besten französischen Gesellschaftsschichten stammenden – Glaubensflüchtlingen, die sich nach Genf absetzten, die zentrale Form des Pariser Französischen. Und diese Flüchtlinge haben es in kürzester Zeit geschafft, im schriftlichen Gebrauch, in den Druckerzeugnissen der gesamten protestantischen Westschweiz, ihre eigene Form des Französischen als einzige legitime Sprachform durchzusetzen.

Zu den einflussreichsten Akteuren dieser Entwicklung gehört Robert Estienne (1503–1559), Hofdrucker von König François I. für Lateinisch, Hebräisch und Griechisch und Autor des ersten französisch-lateinischen Wörterbuchs (1539), einer der wichtigsten Pariser Humanisten und Drucker, der als Protestant zwischen 1548 und 1550 Paris fluchtartig verlassen musste. In Genf führte er seine Tätigkeit als Drucker und Verleger weiter. Er wurde Herausgeber mehrerer Schriften von Jean Calvin, dessen Sprache er anscheinend auch von Dialektalismen aus der Picardie säuberte, die in dessen früheren Werken noch vorhanden waren (Walch 1960). Zu Robert Estienne gesellten sich neben vielen anderen sein Schwager Conrad Bade und sein Sohn Henri, welche in Genf ebenfalls ihre für die Verbreitung protestantischer Schriften wichtigen Druckereien eröffneten, sowie der Theologe Théodore de Bèze, der von 1564 bis 1605 zum Nachfolger von Calvin in Genf werden sollte. Die bestens

dokumentierte Liste der geflüchteten Hugenotten in Genf ist lang. In Genf entstand so eine französische Exilkolonie, die eine intensive kulturelle und religiöse Aktivität entfaltete und in welcher die Pariser Intellektuellen den Ton angaben. Diese Gruppe versuchte, ihre sprachliche Norm den Genfer Intellektuellen aufzuzwingen, was ihr weitgehend auch gelang.

In seinem *Traicté de la grammaire françoise* (Genève 1557) beschreibt Robert Estienne explizit seine Referenznorm. Es ist nicht einfach das Pariser Französische, sondern der Soziolekt des französischen Hofes und der königlichen Administration unter König François I. Dieselbe Beschreibung des „einzig richtigen" Französischen findet sich auch bei Théodore de Bèze, in seinem Lehrbuch für die gute französische Aussprache *De Francicae linguae rectae pronunciatione* (Genève 1584), welches er für die zahlreichen Ausländer publizierte, die an der Genfer Akademie studierten. Da de Bèze aus dem Burgund stammte, erklärt er einleitend, dass er seine französische Aussprache mit ehemaligen Angehörigen des Hofs von François I. gelernt habe – die Anspielung auf Robert Estienne ist eindeutig. Dazu schreibt er, in Frankreich selbst habe das Französische unter König Heinrich II. und seiner italienischen Frau, Maria von Medici mit ihren italienischen Höflingen, seine „Reinheit" verloren. Es handelt sich dabei um eine typisch protestantische Polemik gegen die politische (und sprachliche) Entwicklung in Frankreich. Laut Théodore de Bèze wird fortan das „einzig richtige" Französische – zunächst einmal von geflüchteten Exilprotestanten – in Genf unterrichtet.

Henri Estienne stösst in dasselbe Horn. In seinen *Hypomneses („Bedenkenswertes") de Gallica lingua* (1582) schreibt er, dass nur gebildete gebürtige Pariser – nicht etwa das gewöhnliche Volk – ein „natürliches" und reines Französisch vertreten können (cf. auch Trudeau 1992: 126–127). Er räumt ein, dass auch gewisse Provinzler ein gutes Französisch beherrschen. Dieses legt sich bei ihnen jedoch über einen Dialekt und ist somit nicht „angeboren". Leute aus der Provinz sind entweder gute Imitatoren – oder sollen den Schnabel halten[13].

Hier liegt nach meiner Meinung der Grund, weshalb Bonivard nach 1550 keine seiner zahlreichen politischen, theologischen und philosophischen Schriften publizieren konnte. Die Zensur der Pariser Drucker in Genf war unerbittlich; es erstaunt, dass er den Mut nicht verloren und bis ins hohe Alter weiter geschrieben hat. Andere (politische) Gründe können weitgehend ausgeschlossen werden. Bonivard

**13** Diese Haltung ist vermutlich dafür verantwortlich, dass die *Suisse romande* gemäss dem Urteil aller Literaturgeschichten (cf. jüngst Francillon [2]2015: 187) im 17. Jahrhundert eine „Wüste" ist, die kein einziges bemerkenswertes Werk hervorgebracht hat. Man kann nicht einer ganzen Bevölkerung die Sprache vermiesen – vorerst handelt es sich nur um die geschriebene Produktion – und dann eine brillante Literatur erwarten.

ist nicht etwa wegen seinen Ansichten in Ungnade gefallen. Vielmehr zeigen zahlreiche Dokumente (cf. Chaponnière 1845), dass sich die Genfer Behörden geradezu rührend um den alternden Bonivard gekümmert haben.

## 4 Bonivards Sprache

Um Bonivards Sprache zu charakterisieren, konzentriere ich mich hier auf seine philologischste Arbeit, den *Advis et devis des lengues* ‚Überlegungen und Ausführungen über die Sprachen'[14]. Das Manuskript ist im Genfer Staatsarchiv erhalten; es trägt auf der letzten Seite das Datum des 8. Februars 1563. Es ist Bonivards letzte grössere Schrift. Wie Bonivards andere Arbeiten wurde es erst im 19. Jahrhunderts wieder entdeckt und publiziert (Bordier 1849 und Revilliod 1865)[15]. Das kleine Werk würde eine neue Untersuchung verdienen, die hier nur angedeutet werden kann[16].

Bonivards Sprache ist ein sehr gepflegtes und reichhaltiges, aber durchaus regional geprägtes Schriftfranzösisch.

---

**14** Sein Entwurf einer deutschen Grammatik wartet auf eine Edition, die ich mir vorgenommen habe.

**15** Revilliod (1865) respektiert Bonivards Graphie, welche diakritische Zeichen und den Apostroph noch nicht kennt, und seine Verwendung von *i* und *j*, *u* und *v*, *ſ* und *s*. Im Folgenden zitiere ich Bonivard nach der Ausgabe von Revilliod, die ich im Originalmanuskript überprüft habe. Hervorhebungen (**fett**) sind von mir.

**16** Berghoffs Bemerkungen (1923: 167–184) strotzen vor Ungenauigkeiten und Missverständnissen. Hier nur ein Beispiel. Im *Advis et devis des lengues* findet sich ein einziger kurzer Satz, in dem Bonivard seinen frankoprovenzalischen Dialekt benutzt. Es handelt sich um eine Anekdote, welche seine Haltung zu seiner Mundart ausdrückt, die er – wie alle lebenden Sprachen seiner Zeit – als ebenso wertvoll wie die französische „Hochsprache" betrachtet. Er macht sich deshalb über einen jungen Savoyer lustig, der sich nach einem kurzen Aufenthalt in Frankreich für etwas Besseres hält, vorgibt, seine Muttersprache vergessen zu haben und nur noch Französisch zu können: „En eſtant arriue pour reapprendre ſon lenguage, ne ceſſoit de rompre la teſte a ſon dict pere pour linterroguer que cecy ou cela vouloit a dire en Sauoyen". (‚*Nachdem er angekommen war um seine Sprache wieder zu lernen, ging er konstant seinem Vater auf die Nerven um ihn zu fragen, wie dies und jenes auf Savoyisch gesagt werde*'.) Dieses Spiel geht so lange, bis er beim Mähen einer Wiese auf einen Rechen tritt, dessen Stiel ihm ins Gesicht schlägt. Da findet er plötzlich seine Muttersprache wieder und stösst einen währschaften frankoprovenzalischen Fluch aus: „En fi Dei despei du raste!" (ungefähr: ‚*Gott verfluchter Rechen*'; ed. Revilliod 1865: 73–74). Bonivard schliesst die Anekdote mit der Bemerkung „Car douleur et hipocriſie ne peuuent repairer enſemble" (‚*Denn Schmerz und Heuchelei gehen nicht zusammen*'). Berghoff (1923: 179–180) versteht indessen weder die französische Form *rasteau* (*râteau*) im Text von Bonivard, noch die frankoprovenzalische Form *raste* und behauptet, eine Ratte (*sic*!) habe den jungen Mann gebissen.

Ein charakterisches Beispiel betrifft die häufige Verwendung von *être* ‚sein' als Hilfsverb in der Bildung des *passé composé* von *être*, also „je suis été" anstelle von „j'ai été", wie dies noch heute in einem Teil der frankoprovenzalischen Mundarten, aber nicht im Standardfranzösischen, üblich ist. Diese Eigenheit findet sich auch in offiziellen Genfer Dokumenten aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Bonivards Sprachgebrauch entspricht somit dem guten „alten" Genfer Regionalfranzösischen – mit einem eindeutigen Einfluss des frankoprovenzalischen Substrats – aber nicht der „neuen" zentralfranzösischen Norm.

In einem Abschnitt über die grossartige Erfindung des Buchdrucks schreibt Bonivard:

> (5) Ce ſingulier bien nous ha Dieu enuoie, ni ha pas gueres plus de 120. ans, ſelon aucuns par linduſtrie quil donna a vn Alleman nome Han[17], que en alleman est autant a dire come en latin Gallus *id est* coq ; dou est prouenu lerreur que pluſieurz cuident que ce **ſoit eſte** vn Francoys, autres extiment que ce **ſoit eſte** auſſy vn Alleman de Straaſburg nome Hans Güttenberg, lan 1440., du temps de lempereur Friderich iij$^{e}$. (ed. Revilliod 1865: 8)
>
> *Dieses einzigartige Geschenk hat uns Gott vor weniger als 120 Jahren gesandt, gemäss einigen dank den Fähigkeiten, die er einem Deutschen mit dem Namen Hahn gab – was auf Deutsch soviel wie auf lateinisch gallus, d. h. auf französisch coq heisst – woher der Irrtum kommt, dass manche glauben, dass er ein Franzose war. Andere sind der Meinung, dass dies im Jahr 1440 ebenfalls ein Deutscher aus Strassburg namens Hans Gutenberg war, zur Zeit des Kaisers Friedrich III.*

Analoge Beispiele für die Verwendung des Hilfsverbs *être* mit *être* sind zahlreich. Offenbar hatte der nunmehr siebzigjährige Bonivard keine Lust, sich auf die „neue" Norm der zugewanderten Pariser Elite einzustellen.

Ähnliches gilt für seine Verwendung des *imparfait du subjonctif*, wo Bonivard normfremde Formen verwendet, die durch seine frankoprovenzalische Muttersprache beeinflusst sind. In einer Textpassage über die sprachlichen Folgen der römischen Eroberung Galliens schreibt er:

> (6) Ilz furent ſubiuguez premierement par les Romains, qui les contraignirent a apprendre leur lengue questoit la Latine, combien quilz la **parliſſent** mal proprement, come nous dirons en ſon lieu. (ed. Revilliod 1865: 10)
>
> *(Die Gallier) wurden erst von den Römern unterworfen, die sie dann zwangen, ihre Sprache zu lernen, welche das Latein war, obwohl sie es ziemlich schlecht sprachen, wie wir am gegebenen Ort ausführen werden.*

**17** Der Deutsche Ulrich Hahn war der erste Drucker in Rom. Seine Tätigkeit ist von den 1460er-Jahren bis 1479 belegt. Gutenberg hat von ca. 1400 bis 1468 gelebt.

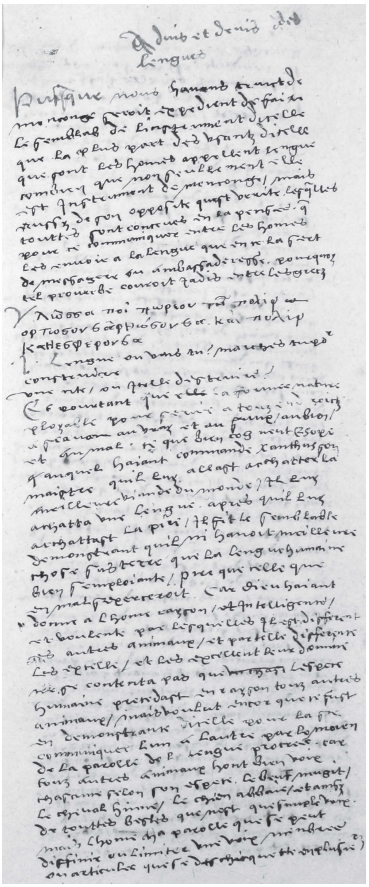


**Abb. 1:** François Bonivard, *Advis et devis des lengues*, erste Seite des Manuskripts (Staatsarchiv Genf).

Diese *-i-*Formen sind nicht selten:

> (7) Et ce ha faict le bon Dieu aux homes, quil a creez animaux de compaignie, affin que, multipliez, ils ſe **communiquiſſent** par vn tel instrument leurz penſees lun a lautre et ſe **incitiſſent** mutuellement a leur deuoir [...]. (ed. Revilliod 1865: 2)
>
> *Und dies hat der gute Gott den Menschen gegeben, dass er sie als soziale Wesen geschaffen hat, damit sie, nachdem sie sich vermehrt hatten, sich durch das Instrument der Sprache ihre Gedanken mitteilen konnten und sich gegenseitig zu ihren Pflichten ermuntern konnten.*

Analoge Formen auf *-i-* für Verben der ersten Konjugation auf finden sich heute noch in frankoprovenzalischen Mundarten.

In den Ohren der in Genf exilierten Pariser müssen sie jedoch seltsam geklungen haben.

Völlig falsch musste den Parisern in Genf auch Bonivards Verwendung des Relativpronomens *que* als Subjekt des Relativsatzes erscheinen:

(8) Car touz autres animaux hont bien **voix** chaſcune ſelon ſon eſpece ; le beuf mugit, le cheual hinne, le chien abbaie, et ainſy de touttes beſtes, **que** neſt que ſimple voix, mais lhomme ha **parolle**, **que** ſe peut difinir ou limiter, **vne voix** membree ou articulee, **que** ſe deſchiquette en pluſieurz pieces[18]. (ed. Revilliod 1865: 2)

*Denn alle anderen Lebewesen haben sehr wohl eine Stimme, jedes nach seiner Art: der Ochse muht, das Pferd wiehert, der Hund bellt, und so weiter für alle Tiere, was aber nur ein einfacher Schrei ist. Der Mensch hingegen hat eine Sprache, die sich definieren oder eingrenzen lässt, eine gegliederte und artikulierte Stimme, die sich in einzelne Teile aufteilen lässt.*

Die Erklärung des scheinbaren „Fehlers“ in der Verwendung des *que* (dreimal in diesem Satz) anstelle von *qui* oder *ce qui* liegt auf der Hand: Wie das Italienische und das Okzitanische verwendet das Frankoprovenzalische ein generelles Relativpronomen *que* [ke]. Dieses hat Bonivards Grammatik beeinflusst – um so mehr als auch im Französischen des 16. Jahrhunderts eine gewisse Tendenz zur Verwendung eines generellen Relativpronomens *que* bestand, die jedoch von den normativen Grammatikern abgeblockt wurde.

## 5 Bonivards linguistische „Ansichten und Meinungen“

Modern ausgedrückt ist Bonivard ein Linguist, kein (normativer) Grammatiker. In seinem *Advis et devis des lengues* findet sich eine einzige Stelle, die sich auf eine Frage der Sprachnorm bezieht. Dabei stellt er den Sprach*gebrauch* klar über die strenge grammatikalische Regel oder „Logik“. Nach einem Kommentar zur französischen „Mode“, die Pluralform *vous* an Stelle des schlichten antiken *Du* als Höflichkeitsform zu verwenden, kommt er zu folgendem Schluss:

(9) Ie nhai pas cecy auance pour diſtraier le peuple de la couſtume nouuellement introduicte de honorer les gentz dimportance de telz vocables, car le peuple eſt maiſtre du lenguage, et ſil luy eſt donne de Dieu par nature de le former a son appetit, auſſy eſt il de les ordonner come bon luy ſemble, et faut preferer lhoneſtete ciuile a la ſeuerite grammaticale. (ed. Revilliod 1865: 33)

**18** Dieses Zitat zeigt, dass Bonivard intuitiv eine grundlegende Eigenschaft der menschlichen Sprache erfasst hat, die André Martinet im 20. Jahrhundert als die doppelte Artikulation der Sprache beschreiben wird.

*Ich habe dies nicht vorgebracht, um das Volk von der neuen Mode abzuhalten, wichtige Persönlichkeiten mit solchen Formen zu ehren, denn das Volk ist Herr über die Sprache, und wenn es ihm von Gott natürlicherweise gegeben ist, sie nach seiner Lust und Laune zu formen, so ist es ihm auch gegeben, sie zu so zu ordnen, wie es ihm gut scheint – und der höfliche Anstand ist über die Strenge der Grammatik zu stellen.*

Bonivard hat jedoch nichts dagegen, wenn andere als er sich damit beschäftigen, für die modernen gesprochenen Sprachen eine Grammatik zu erarbeiten. Er erkennt den Nutzen einer expliziten und systematischen Grammatik einerseits im Fremdsprachenerwerb – was seinen Versuch einer deutschen Grammatik erklären kann – andererseits aber auch für muttersprachliche Sprecher, welche dadurch ihre eigene Sprache besser verstehen. In bester humanistischer Tradition steht hinter dieser Überlegung seine Überzeugung, dass alle Sprachen der Menschheit – und nicht nur die alten Sprachen – gleichwertig sind und mit einer expliziten Grammatik versehen werden können[19].

(10) Et pour tant eſt expedient que les homes de diuerſes lengues traffiquent les vns parmi les autres et que, pour ce faire plus ayſeement, que les genz deſperit de chacune lengue ſeſtudient de **reduire** le cours naturel de la ſienne payſane, **en regles et methode**, car il nen y ha point de ſi eſtrange que ne ſoit de ce capable ; et que lon fiſt de ce lecons publiques, non ſeullement pour les eſtrangerz, mais ceux meſmes dun chaſcun pays, auſſy bien come lon faict des anciennes. (ed. Revilliod 1865: 51–52)
*Deshalb ist es nützlich, dass verschiedensprachige Menschen miteinander Handel treiben und, damit dies leichter wird, dass begabte Leute in jeder Sprache sich bemühen, den natürlichen Lauf der eigenen Landessprache in Regeln und Methoden zu giessen, denn es gibt keine noch so seltsame Sprache, die dazu nicht fähig wäre. Und dass man daraus öffentliche Lektionen mache, nicht nur für die Fremdsprachigen, sondern auch für die Einheimischen in jedem Land, genau so wie dies für die alten Sprachen geschieht.*

Explizit schreibt Bonivard:

(11) et ne faut meſpriſer les lengues de quelque pays que ce ſoit, car toutte lengue eſt bone et deſirable que part de ſage penſee. (ed. Revilliod 1865: 51)
*Man soll die Sprachen keines Landes verachten, denn jede Sprache ist gut und begehrenswert, wenn sie einen vernünftigen Gedanken ausdrückt.*

An anderer Stelle unterstreicht er dies mit einem Zitat seines Zeitgenossen Theodor Buchmann (Bibliander), der in Zürich unterrichtete:

**19** Die Wendung „réduire … en regles et methode“, welche Bonivard für die Grammatisierung der lebenden Sprachen verwendet, könnte die *Dubbi grammaticali* (1529) des italienischen Grammatikers Gian Giorgio Trissino (1478–1550) zitieren, der ebenfalls „ridurre“ verwendet. Eine ähnliche Wendung „réduire la langue en art“ (cf. Trudeau 1992 : 27) findet sich aber auch im *Champ fleury* (1528) des französischen Druckers Geoffroy Tory (1480–1533). Sie war zu seiner Zeit offenbar weit verbreitet.

(12) Come bien dict Bibliander (*De Linguis*): „Tous lenguages, tant barbares ſoient ilz, ſont capables de regles et arts.“ (ed. Revilliod 1865: 40)
*Wie Bibliander (in seiner Schrift* De Linguis*) treffend sagt: „Alle Sprachen, wie barbarisch sie auch sind, sind zu Regeln und kunstvollem Ausdruck befähigt.“*

Bonivards Mehrsprachigkeit bestimmt auch seine Ansichten zum Wesen der Sprache. Im Gegensatz zu verschiedenen auch modernen Sprachphilosophen, die der Ansicht sind, jede einzelne Sprache präge die Weltsicht ihrer Sprecher, erklärt er in der Einleitung seines Traktats, dass das Denken dem sprachlichen Ausdruck vorausgeht. Ausgehend von Tatsache, dass man in allen menschlichen Sprachen lügen oder die Wahrheit sagen kann, betrachtet Bonivard die Sprache als ein Instrument, das an sich weder gut noch schlecht ist. Sprache und Denken sind für ihn voneinander unabhängig; die Sprache ist gewissermassen eine neutrale Struktur, welche der menschliche Geist nach Belieben mit seinen Gedanken füllt:

(13) Puisque nous hauons traicte du mençonge[20], ſeroit expedient de faire le ſemblable de linſtrument dicelle, que la pluſpart des vſsantz dicelle, que ſont les homes, appellent lengue. Combien que non ſeullement elle eſt inſtrument de mençonge, mais auſſy de ſon oppoſite, queſt verite; leſquelles touttes **ſont conceues** en la **penſee** qui pour ſe communiquer entre les homes les **envoie** a la lengue, que en cela ſert de meſſagere ou ambaſſadereſſe. (ed. Revilliod 1865: 1)
*Da wir von der Lüge gesprochen haben, wäre es nützlich, dasselbe über deren Werkzeug zu tun, welches die meisten ihrer Benutzer, das heisst die Menschen, Sprache nennen. Denn diese ist nicht nur das Werkzeug der Lüge, sondern auch von deren Gegenteil, der Wahrheit. Beide werden im Denken erzeugt und dann für die Verständigung zwischen den Menschen an die Sprache weitergeleitet, welche dazu als Botschafterin dient.*

Diese Ansicht scheint mir für einen mehrsprachigen Denker charakteristisch, der sich bewusst ist, dass der Mensch fähig ist, seine Gedanken in verschiedenen Einzelsprachen auszudrücken, und dass jede Sprache – selbstverständlich mit unterschiedlichen sprachlichen Mitteln – in der Lage ist, jede beliebige Idee auszudrücken.

Auf Grund seiner Erfahrungen als Übersetzer vertritt er in seinem *Advis et devis des lengues* mit zahlreichen Beispielen schliesslich auch dezidiert die Ansicht, dass nur sinngemässe (nicht wörtliche) Übersetzungen gute Übersetzungen sind:

(14) Celluy qui veut bien tourner vne matiere dun lenguage en autre doit bien noter les proprietes dun chaſcun deſdictz lenguages, autrement ce ne ſera pas interpreter, mais corrompre lun, ſans de rien aider a lautre. (ed. Revilliod 1865: 36)
*Wer einen Inhalt korrekt von einer Sprache in die andere übersetzen will, muss gut auf die Eigenheiten jeder einzelnen Sprache achten. Sonst macht er keine Übersetzung, sondern verdirbt die eine, ohne der anderen zu nützen.*

**20** Anspielung auf seinen *Advis et devis de menconge* (‚Überlegungen und Ausführungen zur Lüge‘).

# 6 Schlussbemerkungen

Bei François Bonivard sind die persönliche Sprachbiographie und die sprachliche Situation in der Gesellschaft, in der er gelebt hat, eng verknüpft. Gerade deshalb ist er ein ausgezeichneter Zeitzeuge, der es uns ermöglicht, einen Einblick in komplexe sprachliche Verhältnisse zu erhalten, die sonst kaum belegt sind – insbesondere das zu wenig bekannte und zu wenig untersuchte Nebeneinander von unterschiedlichen „Regionalnormen" des Französischen in der Mitte des 16. Jahrhunderts, neben der selbstverständlichen medialen Diglossie von Frankoprovenzalisch und Französisch. Seine Ideen zum Deutschen wären noch näher zu untersuchen.

Aus Sicht der historischen Soziolinguistik steht Bonivard an der Schwelle zu einem für die französische Sprachgeschichte entscheidendem Paradigmenwechsel. Mit seinen Überlegungen vertritt er eine Zeit und eine Denkschule, für welche das Fehlen von expliziten Normen, innersprachliche Variation im mündlichen und schriftlichen Gebrauch sowie individuelle und gesellschaftliche Mehrsprachigkeit selbstverständlich sind. Diese offene und tolerante Haltung wird jedoch durch die Zensur der Pariser Drucker in Genf sehr bald zum Schweigen gebracht, und von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an setzt sich (mit Henri Estienne und seinen Nachfolgern) sehr bald eine eng normative und tendenziell monolinguale Ideologie durch. Auch in seinem Spätwerk hat Bonivard an dieser Entwicklung jedoch nicht teilgenommen.

# Literatur

## 1 François Bonivard: Werke

*Grammaire et dictionnaire alemand latin francois*, inédit (Bibliothèque de Genève, ms. lat. 131–133).

*Histoire veritable et digne de memoire de quatre jacopins de Berne, heretiques et sorciers, qui y furent bruslez […], traduite d'allemant en françois par François Bonivard*. Genève: Jean Girard, 1549.

*Chroniques de Genève*, éd. critique par Micheline Tripet**.** Genève: Droz, 3 vol., 2001–2014.

*Advis et devis des lengues, traité de philologie composé en 1563 par François Bonivard*, éd. par Henri-L. Bordier. Paris/Genève: Dumoulin/Cherbuliez 1849.

*Advis et devis de la source de lidolatrie et tyrannie papale, par quelle practique et finesse les Papes sont en si haut degré montez. Suivis des difformes Réformateurz, de laduis et deuis de menconge et des faulx miracles du temps présent, par François Bonivard, ancien prieur de St-Victor*, éd. par J.-J. Chaponnière et G. Revilliod. Genève: Fick, 1856.

*Advis et devis de l'ancienne et nouvelle police de Genève; suivis des advis et devis de noblesse et de ses offices ou degrez & des III estatz monarchique, aristocratique & démocratique. Des dismes & des servitudes taillables*, éd. par G. Revilliod. Genève: Fick, 1865.

*Advis et devis des lengues, suivis de Lamartigenee, cest a dire de la source de peché par Francois Bonivard, ancien prieur de St-Victor*, éd. par Gustave Revilliod. Genève: Fick, 1865.

## 2 Sekundärliteratur und weitere zitierte Werke des 16. Jahrhunderts


Berghoff, Joseph Ernst (1914): *Die philologischen Schriften Bonivards* (Diss. Universität Bonn). Heidelberg: Winter.

Berghoff, Joseph Ernst (1923): *François de Bonivard. Sein Leben und seine Schriften*. Heidelberg: Winter.

Bèze, Théodore de (1584): *De Francicae linguae recta pronuntiatione tractatus*. Genève: Eustache Vignon.

Bordier, Henri–Louis (1845): François de Bonivard, chroniqueur genevois du XVI[e] siècle. *Bibliothèque de l'École des Chartes* 7 (2[e] série, t. 2), 385–405.

Bossard, Maurice ([2]2015): Chroniqueurs du XVI[e] siècle. In Roger Francillon (Hrsg.), *Histoire de la littérature en Suisse romande*, 76–86. Genève: Zoé

Chaponnière, Jean-Jacques (1845): Notice sur François Bonivard, prieur de Saint-Victor, et sur ses écrits. *Mémoires et documents publiés par la Société d'histoire et d'archéologie de Genève* 4, 137–304.

Cotelli, Sara (2007): La *Petite Chronique* de Jeanne de Jussie et le français régional de Genève à l'aube du XVI[e] siècle: étude lexicale. *Vox Romanica* 66, 83–103.

Dasypodius, Petrus ([2]1536): *Dictionarium Voces Propemodum Universas in autoribus latinae linguae probatis, ac vulgo receptis occurrentes Germanice explicans, pro iuventute Germanica primum in literis Tyrocinium faciente, fideliter et magno labore iam recens concinnatum.* Strassburg: Rihelius.

Estienne, Henri (1582): *Hypomneses de gallica lingua, peregrinis eam discentibus necessariae: quaedam vero ipsis etiam Gallis multum profuturae. Inspersa sunt nonnulla, partim ad graecam, partim ad latinam linguam …* Genève: Henri Estienne.

Estienne, Robert (1539): *Dictionnaire Francoislatin contenant les motz et manières de parler Francois, tournez en Latin*. Paris: Robert Estienne.

Estienne, Robert (1557): *Traicté de la grammaire françoise*. Genève: Robert Estienne.

Francillon, Roger (Hrsg.) ([2]2015): *Histoire de la littérature en Suisse romande*. Genève: Zoé.

Galiffe, Jacques Augustin (1829–1830): *Matériaux pour l'histoire de Genève*. 2 vol., Genève, Paris: J. Barbezat.

Gauchat, Louis & Jules Jeanjaquet (1912/1920): *Bibliographie linguistique de la Suisse romande*, 2 vol. Neuchâtel: Attinger.

Higman, Francis ([2]2015): Le mouvement intellectuel dans la Suisse romande protestante. In Roger Francillon (Hrsg.), *Histoire de la littérature en Suisse romande*, 45–49. Genève: Zoé.

Jeger, Isabelle (2016): *Catalogue des manuscrits latins 1–376*, Genève: Bibliothèque de Genève.

Kristol Andres (2016): Francoprovençal. In Adam Ledgeway & Martin Maiden (Hrsg.), *The Oxford Guide to the Romance Languages (OGRL)*, 350–362. Oxford: Oxford University Press.

Kristol Andres (2023): *Histoire linguistique de la Suisse romande*, Neuchâtel: Alphil.

Martin, Jean-Baptiste (1990): Francoprovençal. In Günter Holtus, Michael Metzeldin & Christian Schmitt (Hrsg.), *Lexikon der Romanistischen Linguistik* 5/1. Tübingen: Niemeyer, 671–685.

Naef, Henri (1968): *Les origines de la Réforme à Genève*. 2 vol., Genève: Droz/Jullien.

Senebier, Jean (1786): *Histoire littéraire de Genève*. 3 vol., Genève: Barde Manget et Compagnie.

Tripet, Micheline (2001–2014): François Bonivard, *Chroniques de Genève*, édition critique par Micheline Tripet. 3 vol., Genève: Droz.

Tripet, Micheline (2008): Bonivard, François. In *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS).* (URL: https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/014729/2008-01-21/).

Trudeau, Danielle (1992): *Les inventeurs du bon usage (1529–1647)*. Paris: Éd. de Minuit.

Walch, Roger (1960): *Untersuchungen über die lexikalischen und morphologischen Varianten in den vier französischen Ausgaben der* Institution de la religion chrestienne *von Jean Calvin*. Dornbirn: H. Mayer (Diss. Universität Basel).

Stefan Michael Newerkla

# Sprachliche Selbstzeugnisse böhmischer adeliger Damen des 17. Jahrhunderts und ihre Einstellungen zur Mehrsprachigkeit

**Zusammenfassung:** Im Beitrag werden Einstellungen und Positionierungspraktiken von böhmischen adeligen Damen der Frühen Neuzeit in Bezug auf ihre Erstsprache sowie auf mehrsprachige Repertoires und Settings als Teil ihres regionalen genauso wie ihres staatlichen Umfelds in den Blick genommen. Die Untersuchung der privaten Korrespondenz dieser privilegierten Frauen in Bezug auf die explizite Erwähnung von Sprachen und Mehrsprachigkeit fördert dabei Aussagen zur Notwendigkeit und zum Nutzen von Mehrsprachigkeit zutage, unterstreicht die Rolle von Sprachen als Identitätsmarker mit bestimmtem Sozialprestige und bezeugt Überlegungen der Briefschreiberinnen zur eigenen Sprachkompetenz und zu ihren individuellen Ausdrucksmöglichkeiten. Zu jedem dieser Bereiche wird eine Auswahl charakteristischer Beispiele aus der Korrespondenz angeführt.

**Schlagwörter:** historische Soziolinguistik, Mehrsprachigkeit, Adel, Frauen, Ego-Dokumente, Korrespondenz, Böhmen, Frühe Neuzeit, 17. Jahrhundert

## 1 Einleitung und Fragestellung

Unser Beitrag richtet formal und inhaltlich einen sprachbiografischen Blick auf perzeptionslinguistische Perspektiven von adeligen Damen im Böhmen des 17. Jahrhunderts. Dabei interessiert uns die Frage, welche Einstellungen und Positionierungspraktiken diese privilegierten Frauen in Bezug auf ihre Erstsprache sowie auf mehrsprachige Repertoires und Settings als Teil der regionalen genauso wie der staatlichen Realität hatten und ob bzw. welche Parallelitäten zu entsprechenden Untersuchungen in der Gegenwart aufgedeckt werden können.

Wir fragen also in einem historisch zurückliegenden Kontext nach Mehrsprachigkeit als Phänomen bzw. als Gegenstand diskursiver Kommunikation, funktionaler Zuschreibungen (u. a. von gesellschaftlichen Idealen) sowie Anker sozialer Positionierungen: In welcher Art und Weise werden diese Spracheinstellungen sprachlich verbalisiert? Welche Konzeptualisierungsstrategien und Perzeptionsmuster verbergen sich „in den Köpfen“ dieser adeligen Damen? Zeichnen sich

**Stefan Michael Newerkla**: Universität Wien, E-Mail: stefan.newerkla@univie.ac.at

https://doi.org/10.1515/9783111338668-011

Open Access. © 2023 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. CC BY
Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.

dabei intergenerationelle bzw. generell interindividuelle Differenzen hinsichtlich ihrer Spracheinstellungen und Sprachperzeption ab? Welchen Mehrwert bietet die Konfrontation historisch zurückliegender Daten zu Spracheinstellungen mit perzeptionslinguistischen Perspektiven auf Mehrsprachigkeit in der Gegenwart?

## 2 Kontext und Stand der Forschung

Eingebettet ist die Untersuchung in den internationalen Forschungskontext zu Mehrsprachigkeit und historischer Soziolinguistik (vgl. u. a. Hernández-Campoy & Conde-Silvestre 2012, Pickl & Elspaß 2019), zu Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit in Österreich (insbesondere im Rahmen des Spezialforschungsbereichs „Deutsch in Österreich. Variation – Kontakt – Perzeption“,[1] vgl. u. a. Budin et al. 2018, 2019) sowie zu Spracheinstellungen (vgl. u. a. Eichinger et al. 2012; Garrett 2010; Preston 2010; Soukup 2012, 2014; Ziegler 1996).

Da wir zur Untersuchung der Spracheinstellungen von adeligen Damen des 17. Jahrhunderts, also einer rund vierhundert Jahrhunderte zurückliegenden Epoche, nicht auf die üblichen Feldforschungsmethoden der Datenerhebung wie sprachbiographische Tiefeninterviews, geleitete Freundesgespräche, Hörurteilstests oder Fragebogenuntersuchungen zurückgreifen können, müssen wir uns in historisch-soziolinguistischer Tradition anderer Quellengruppen bedienen. Konkret werden wir sogenannte *Ego-Dokumente* dieser adeligen Damen aus Böhmen auswerten, die durch glückliche Fügung bis auf unsere Zeit herabgekommen sind.

Gerade für Ego-Dokumente und Selbstzeugnisse der Frühen Neuzeit sind im deutschsprachigen Kontext aus geschichts- und sozialwissenschaftlicher Sicht bereits zahlreiche wichtige Publikationen erschienen, die auch ausführliche theoretisch-methodologische Diskussionen beinhalten (vgl. Bastl 2000; Ernst 2019; Greyerz & Müller-Luckner 2007; Krusenstjern 1994; Rutz 2002; Scheutz & Tersch 2006; Schulze 1996). Letztere griffen ebenfalls auf den slawischsprachigen Raum über, wo etwa zuletzt eine eigene, 528 Seiten starke Sondernummer der Zeitschrift *AvtobiografiЯ. Journal on Life Writing and the Representation of the Self in Russian Culture* dem Thema *Time, History, Biography: Theoretical Aspects of the Study of Ego-Documents* (Criveller & Gullotta 2020) gewidmet war.

**1** Die Entstehung dieses Beitrags wurden vom österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) unterstützt und stellt ein Ergebnis der Forschungsarbeiten im Rahmen der Teilprojekte „Deutsch im Kontext mit den anderen Sprachen im Habsburgerreich (19. Jahrhundert) und in der Zweiten Republik Österreich“ (F 6005-G23) sowie „Deutsch und slawische Sprachen in Österreich: Aspekte des Sprachkontakts“ (F 6006-G23) des Spezialforschungsbereichs (SFB) F 60-G23 „Deutsch in Österreich (DiÖ). Variation – Kontakt – Perzeption“ (→ www.dioe.at) dar.

## 3 Das Korpus und seine Erschließung

Unser Korpus – und das ist das Besondere unserer Forschung – umfasst Texte, in denen Aussagen einer aus historischer Sicht unterrepräsentierten Gruppe erkennbar werden, nämlich jener von Frauen aus dem 17. Jahrhundert. Die gewonnenen Erkenntnisse erweitern dabei sowohl aus mikrohistorischer, als auch mentalitätsgeschichtlicher Sicht unseren Blick auf diese frühneuzeitlichen Personen, ihre individuellen Erfahrungen und Vorstellungen, ihre kulturellen Werte und Praktiken sowie ihr Verhalten und Empfinden, gleichzeitig lassen sie uns aber ihr Sprachbewusstsein und ihre Einstellungen zur Mehrsprachigkeit erschließen.

Im Konkreten geht es vorrangig um private Korrespondenz, die sich bis in die heutige Zeit erhalten hat. Diese Ego-Dokumente sind persönliche Schriften, die sich durch die Zugehörigkeit zu einer Textgattung auszeichnen, bestimmte diskursive Routinen befolgen und einen individuellen, zugleich aber auch schichtspezifischen Stil aufweisen. Aus der Zusammenschau und Konfrontation dieser historisch zurückliegenden Daten zu Spracheinstellungen mit perzeptionslinguistischen Perspektiven auf Mehrsprachigkeit in der Gegenwart versuchen wir Konzeptionen aufzudecken und zu identifizieren, die über die konkret behandelten Daten hinaus generalisierbare Erkenntnisse konstituieren.

Zunächst ist in Erinnerung zu rufen, dass diese private Korrespondenz im Grunde nicht für die Allgemeinheit, geschweige denn für die breite Öffentlichkeit bestimmt war, sondern stets ein intimes Schreiben darstellte – adressiert an eine vertraute Person. Die Konzentration auf Ego-Dokumente von Frauen schränkt die Auswahl weiter auf die einzige Umgebung ein, in der diese Denkmäler im Böhmen des 17. Jahrhunderts entstanden sein konnten, und zwar das aristokratische Umfeld. Erst die Atmosphäre der kulminierenden Renaissancekultur in Böhmen hatte ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine Generation von Frauen heranreifen lassen, die auch des Lesens und Schreibens mächtig war.[2] Bis dahin war die Alphabetisierung selbst für Männer keine Selbstverständlichkeit gewesen. Der neue Lebensstil und sein Verständnis von Weisheit und Bildung waren jedoch sehr kostspielig, sodass es sich anfänglich nur die höheren Adelsfamilien leisten konnten, in die Bildung ihrer Töchter zu investieren. Im Laufe der Zeit eiferten jedoch auch weniger vermögende Adelige auf ihren Gütern diesem Trend nach, kleinere oder größere Familienbibliotheken wurden errichtet, und Bildung wurde immer häufiger ein unverzichtbarer Bestandteil der intellektuellen Ausstattung selbst von Landadeligen. So konnte es geschehen, dass solche Zeugnisse privater Korrespondenz des 17. Jahrhunderts in die Archive von Adelsfamilien Eingang fanden und bis auf unsere Zeit herabkamen. (Koldinská 2001: 8–30).

**2** Vgl. Janáček (1987) und Slavík (1942).

Aufgrund der zur Entstehungszeit des Beitrags vorherrschenden Pandemie konnten eigene Archivforschungen nicht durchgeführt werden. Somit musste für das Korpus auf bereits vorhandene Editionen von privater Korrespondenz zurückgegriffen werden, was die Auswahl von in Frage kommenden Personen und Familien einschränkte. Zumindest war eine detaillierte Fallstudie im Umfeld des böhmischen und österreichischen Hochadelsgeschlechts Czernin von und zu Chudenitz (tschechisch Černín z Chudenic) möglich.[3] Denn schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfreute sich die Korrespondenz von Zuzana Černínová mit ihrer Mutter Alžběta, ihrer Tochter Eliška und ihrem berühmten Sohn Humprecht Jan großer Beliebtheit. Dank der Aufbewahrung durch ihn war sie in sehr breitem Ausmaß erhalten geblieben und umfassend ediert worden.

Das Korpus für diese Studie bilden also alle uns zugänglichen Editionen dieser Korrespondenz im Umfang von insgesamt rund 1500 Seiten (Borovská 2013; Dvorský 1869, 1886, 1890; Kalista 1941).[4] Unter dem Gesichtspunkt von Ego-Dokumenten wurde dieses Material unseres Wissens nach bislang lediglich aus historiographischer Sicht untersucht (vgl. Zítková 2006). Die von uns durchgeführten Untersuchungen erfolgen hingegen an der Schnittstelle sprachwissenschaftlicher und historischer Forschung. Aus linguistischer Perspektive geben diese Texte Aufschluss über die sprachlichen Selbstzeugnisse der jeweiligen Briefschreiberinnen und ihre Einstellungen zu Mehrsprachigkeit.

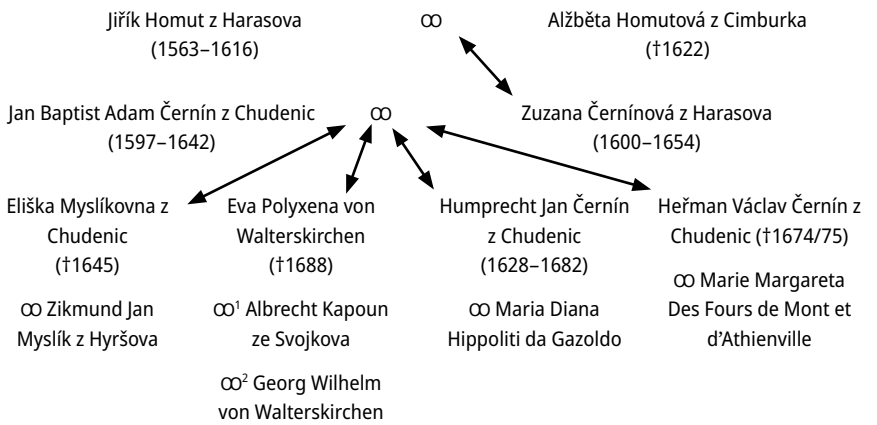
## 4 Die historischen Informantinnen und ihre Kontaktpersonen

Im Zentrum unseres Korpus steht Zuzana Černínová, geborene Homutová z Harasova (25.9.1600 – 22.2.1654). Sie war die Tochter des Regenten von Rožmberk (Rosenberg) Jiřík Homut z Harasova (1563–1616) und seiner Gemahlin Alžběta Homutová z Cimburka a Tovačova (†1622) mit Hauptsitz auf Choustník (Chaußnik). Zuzana heiratete 1621 Jan Baptist Adam Černín z Chudenic (16.8.1597 – 22.11.1642) und wurde alsbald Mutter der Töchter Eliška (Alžběta Jana) Myslíkovna z Chudenic und Eva Polyxena von Walterskirchen (vormals Kapounová ze Svojkova) sowie der Söhne

**3** Die uradelige Familie stammt aus dem böhmischen Dorf Chudenitz (Chudenice) bei Klattau (Klatovy) und ist dort seit 1193 nachgewiesen (Halada 1992: 37–38).

**4** Für eine historiographische Bewertung dieser und weiterer Editionen aus dem betreffenden Umfeld siehe Zítková (2006: 1–11). Eine linguistische Analyse des späthumanistischen Tschechischen in dieser Korrespondenz bringt Borovská (1999: 127–144; 2013).

Humprecht Jan Černín z Chudenic und Heřman Václav Černín z Chudenic. (Zítková 2006: 21–29).




Auf der Grundlage der Korrespondenz von Zuzana Černínová z Harasova lässt sich sagen, dass ihr Mann Jan eher ein „Melancholiophlegmatiker" (Kalista 1941: 9) war, während sie selbst als temperamentvolle und organisationstüchtige Wirtschafterin der Herrschaft Choustník (Chaußnik) und später von Radenín (Radenin) auftrat, wo sie letztendlich verstarb. Von Seiten ihres Gemahls kam noch die Herrschaft Mitrovice (Mitrowitz) hinzu.[5]

Wichtig war, dass sich der reiche, aber kinderlose Onkel, der kaiserliche Botschafter und Reichsfreiherr Jan Heřman Graf Černín z Chudenic (1576–1651) Zuzanas älteren Sohn Humprecht Jan als Erben aussuchte, was letzterem riesigen Reichtum bescherte und es ihm ermöglichte, auch die Privatkorrespondenz mit seinen Familienangehörigen in großem Umfang aufzubewahren. So blieb die Korrespondenz seiner Mutter Zuzana mit ihm, aber auch mit seiner Schwester Eliška sowie seiner Großmutter Alžběta erhalten.

Eliška Myslíkovna z Chudenic (†19.12.1645), eigentlich Alžběta Jana, war Zuzanas älteste Tochter und die zweite Ehefrau des Generals und Feldmarschallleutnants Zikmund Jan Myslík z Hyršova (1606–1666). Eliška verstarb früh an Syphilis und hinterließ die Tochter Zuzanka (Zuzrlička).[6] Zuzanas Mutter Alžběta Homutová

**5** Ein biographisches Medaillon über Zuzana Černínová z Harasova finden wir bei Zítková (2006: 23–28). Vgl. neben den Editionen ihrer Korrespondenz auch Hubáček (2008: 74–88), Kalista (1928: 145–161) und Teplý (1928: 109–114).

**6** Ein biographisches Medaillon über Eliška Myslíkovna z Chudenic finden wir bei Zítková (2006: 28).

z Cimburka a Tovačova (†1622) war die Tochter von Kryštof z Cimburka und Anna Vojislavová z Vojislavic sowie Ehefrau von Jiřík Homut z Harasova (†1616). Mit ihr starb der böhmische Zweig der Herren von Cimburk aus.[7]

Humprecht Jan Černín z Chudenic (14.2.1628 – 3.3.1682) war Diplomat im Dienste Kaiser Leopolds I. und trat als bedeutender Kunstsammler und Bauherr hervor. Er besuchte zunächst das Jesuitenkolleg in Prag, absolvierte anschließend seine Kavalierstour, die seit der Renaissance übliche Reise der Söhne des europäischen Adels durch Mitteleuropa, Italien, die Spanischen Niederlande, Frankreich, Spanien und auch ins Heilige Land, um die Ausbildung abzuschließen. Nach Böhmen zurückgekehrt, fasste Humprecht den Plan, Kardinal zu werden. Eine zweite Italienreise zu diesem Zweck blieb allerdings erfolglos. 1650 vermittelte ihm sein Onkel Jan Heřman Černín z Chudenic einen Posten als Kammerherr am Wiener Hof des Erzherzogs und späteren Kaisers Leopold I., ein Jahr später erbte Humprecht von seinem Onkel den Grafentitel und großen Grundbesitz in Böhmen. 1652 heiratete er eine Hofdame der Kaiserin Eleonora, die Italienerin Maria Diana Hippoliti da Gazoldo. Aus der Ehe gingen zwei Söhne hervor. Humprecht war unter anderem an Verhandlungen im Vorfeld von Leopolds Kaiserwahl beteiligt, 1660–1663 bekleidete er das Amt eines Gesandten der Habsburger in Venedig. Er erwarb unter anderem den Titel eines königlichen Statthalters, eines kaiserlichen Geheimrates und den Orden vom Goldenen Vlies.[8]

Für diesen Beitrag ist Humprechts Faible für den italienischsprachigen Raum von Bedeutung. Seine Schwester Eva Polyxena hingegen heiratete nach ihrer ersten Ehe mit einem böhmischen Adeligen in das niederösterreichische und damit deutschsprachige Geschlecht der Freiherren von Walterskirchen ein. Sein Bruder Heřman Václav Černín z Chudenic ehelichte Marie Margareta Des Fours (Desfours) de Mont et d'Athienville. Sie stammte aus dem ursprünglich lothringischen Reichsgrafengeschlecht, das sich in Böhmen auf den Grundherrschaften Hrubý Rohozec (Großrohosetz) und Smržovka (Morchenstern) niedergelassen hatte.

7 Ein biographisches Medaillon über Alžběta Homutová z Cimburka a Tovačova finden wir bei Zítková (2006: 21–23). Vgl. dazu auch Kašparová (1996: 187–196).

8 Für Details zu seiner überaus reichhaltigen Biographie vgl. Faměrová (2018: 41–44), Hojda (2020: 338–361) und insbesondere Kalista (1932; 1941; 2009).

# 5 Textanalyse im Hinblick auf Sprachzeugnisse und Einstellungen zu Mehrsprachigkeit

Die untersuchten Briefe betreffen am häufigsten die alltäglichen Probleme der zeitgenössischen Gesellschaft. Sie schöpfen dabei über weite Strecken aus dem Gewöhnlichen. Inhaltlich drehen sich die Texte in erster Linie um die Themenkreise Religion, Glaube und Religiosität; Eheschließung und Ehe; Schwangerschaft, Geburt, Kinder;[9] Familie und Todesfälle; soziale und zwischenmenschliche Beziehungen sowie die soziale Schichtung der Gesellschaft.[10] Die Zuverlässigkeit der mitgeteilten Informationen erscheint zugleich direkt proportional zur Spontaneität des Schreibflusses zu steigen. Je marginaler die Informationen sind, desto glaubwürdiger nehmen sie sich in der Regel aus. Zwischen den Schreiberinnen zeigen sich sowohl Gemeinsamkeiten, als auch Unterschiede in der Praxis des Schreibens, in der Darstellung des Alltags sowie im Ausdruck von Emotionen. Doch haben wir dabei jeweils von der gemeinsamen sprachlichen Erfahrungswelt einer privilegierten Gesellschaftsschicht auszugehen.

Was nun die explizite Erwähnung von Sprachen und Mehrsprachigkeit angeht, so sind diese Zeugnisse nicht sehr häufig und lassen sich grob in folgende drei thematische Blöcke untergliedern:

1.) Nützlichkeit und Notwendigkeit von Sprachen zur kompetenten Verständigung in einer mehrsprachigen Gesellschaft;
2.) Sprachen als markierende Mittel der Zuordnung von Personen zu bestimmten Räumen und Schichten mit unterschiedlichem Prestige;
3.) Problem sprachlicher Defizite bei der Verwendung unterschiedlicher Sprachregister und Wert der eigenen Ausdrucksfähigkeit in der Erstsprache.

Zu jedem dieser Blöcke werden wir im Folgenden eine Auswahl charakteristischer Beispiele anführen. Die Kursivsetzungen in den Briefausschnitten wurden dabei von uns vorgenommen, um die jeweils wichtigen Passagen hervorzuheben.

**9** Ego-Dokumente zu Schwangerschaften und Geburten aus dem 17. Jahrhundert finden wir auch im Familienarchiv der uradeligen, österreichisch-böhmischen Familie Harrach. Vgl. dazu Standhartinger (2020: 34–43), aber auch Meyer (2013).

**10** Vgl. Janáček (1987), Koldinská (2001) sowie im breiteren Kontext Bastl (2000).

## 5.1 Über Notwendigkeit und Nutzen individueller Mehrsprachigkeit

Mehrsprachigkeit wird besonders im Kontext von Translationskompetenz als positiv gesehen. So schreibt zum Beispiel Alžběta Homutová z Cimburka am 3.3.1622 aus Prag an ihren Schwiegersohn Jan Baptist Adam Černín z Chudenic über ihre Tochter und deren Übersetzungskompetenz:

> Jen pán Bůh rač dáti, aby se někdy ta milá žena vaše nepoděsila: ale tomu se těším, žeti proto od ní daleko nejedete, *vždy ji vám tlumačku cele poroučím*, vím, že ji neopustíte a ona vás tolikéž; nic zde o ni nestojím, schovejte ji sobě tam sami, mně to obtížno přišlo, když mi pan otec i paní máti ráčili poroučeti, abych napsala, aby sem jela, nechte ji sobě tam s milým Bohem. (Dvorský 1890: 26)
> [Möge es nur der Herrgott geben, dass sich Ihre liebe Frau nicht einmal schrecken wird: Aber darüber freue ich mich, dass Ihr deshalb von ihr nicht weit weg reitet, *immer empfehle ich Ihnen die Dolmetscherin*, ich weiß, dass Sie sie nicht verlassen werden und sie Sie ebensowenig; ich stehe es mir hier nicht auf sie, bewahren Sie sie für sich selbst, mir kam es schwierig vor, als mir Herr Vater und Frau Mutter zu empfehlen geruhten, dass ich schreiben solle, damit sie hierherfährt, lassen Sie sie für sich selbst dort mit dem lieben Gott.]

Zuzana Černínová z Harasova war also aufgrund ihrer Ausbildung bereits ausreichend dazu in der Lage, zwischen tschechisch- und deutschsprachigen Personen zu dolmetschen, eine Gabe, die ihrer Mutter Alžběta noch fehlte, wie auch deren Brief vom 27.3.1622 an Zuzana belegt:

> Dala bych se tomu doktoru hojit: i když s ním neumím mluvit a z mých žádnému když nemůž rozumět; i již musím tak nechat, až ty bohdá, budeli se pánu Bohu líbit, sem přijedeš, *můj milý tulči, aby ode mne mluvila.* (Dvorský 1890: 33)
> [Ich würde mich ja von diesem Doktor heilen lassen: auch wenn ich mit ihm nicht reden und auch von den meinigen ihn niemand verstehen kann; und schon muss ich es so lassen, bis du, Gott gebe, wenn es dem Herrgott gefallen wird, hierherkommen wirst, *mein lieber Dolmetsch, damit du statt meiner sprichst*.]

Wir begegnen also schon zu dieser Zeit einem Phänomen, das auch heute noch immer wieder eine Rolle spielt. Bereits mehrsprachig gewordene Kinder von Immigranten werden von den Eltern gerne herangezogen, bei Amtswegen und Arztbesuchen als Dolmetscher zu fungieren, weil die Eltern selbst nicht ausreichend dazu in der Lage sind, die in diesen Domänen verwendete Sprache zu sprechen. Offenkundig konnte sich auch Alžběta sprachlich nicht ausreichend mit dem gewünschten Arzt verständigen, weshalb sie dafür auf die Kompetenzen ihrer Tochter Zuzana vertrauen musste.

Das Fehlen der entsprechenden Sprachkompetenz wirft aber nicht nur im Zusammenhang von Arztbesuchen Fragen auf, sondern wird auch im zwischen-

menschlichen Bereich als Problem wahrgenommen, etwa bei einer Verehelichung. So schreibt Eliška Myslíkovna z Chudenic am 17. Juni 1645 aus Linz an ihre Mutter Zuzana:

> Já se tomu divím, že paní Proustejnová zase se vdávati bude, nežli že se starám, jestli ten rytmistr český, nevím což to bude, *kterakž pro Boha spolu mluviti budou, leč na prsty*. (Dvorský 1890: 66)
> [Ich wundere mich darüber, dass Frau Proustejnová wieder heiraten wird, nicht dass ich mich sorge, ob der Rittmeister tschechisch ist, ich weiß nicht, was das sein wird, wie sie um Gottes willen miteinander reden werden, außer mit den Fingern.]

Über die Verbesserung ihrer eigenen Deutschkenntnisse schreibt Eliška hingegen voller Stolz am 2. September 1645 aus Passau wieder an ihre Mutter Zuzana:

> [...] přála bych sobě, abych mu pomohla namlouvat. Musím se s tím sama pochlubiti, že nyněčko *trochu líp a zdvořileji umím mluviti nežli prvé*. (Dvorský 1890: 76)
> [(...) ich wünschte mir, dass ich ihm vorzuflunkern helfen könnte. Ich muss mich dessen selbst rühmen, das ich nun *ein bisschen besser und höflicher sprechen kann als zuerst*.]

Eliška hatte also in der deutschsprachigen Umgebung ihr Deutsch auch hinsichtlich des verwendeten Registers verbessern können.

## 5.2 Sprachen als Identitätsmarker und ihr Sozialprestige

Wir kommen damit zu einer zweiten Gruppe von Aussagen über Sprachen, wo diese einerseits als Identitätsmarker mit Räumen, Schichten und Personen verknüpft werden, wo ihnen aber andererseits ein jeweils unterschiedliches Prestige zugeschrieben wird. So schreibt etwa Zuzana Černínová z Harasova am 17.11.1645 aus Prag an ihren Sohn Humprecht Jan Černín z Chudenic:

> Na Heřmanovi není jich znáti, Pán Bůh račiž dáti, aby[s] Ty taky, *můj nejmilejší Vlášku*, zdráv byl! Od Bětušky jsem taky tento tejden psaní dostala, jest asi před 4 nedělmi *datirovaný*, [jest], chvála Pánu Bohu zdráva, píše, že se jí dobře na vojně daří a, když je na *randevu*, že jí dobře na studeno pečenka *šmekuje*; velice se bojím, aby se neznemocněla. Píše mi taky, že jest Francúz přes Rejn se dal a Bavorští přeced za ním, tak že jsou dostali toho francúzského generála Turyna, kterej s tou francúzskou armádou *komendíruje* a k tomu jeho strejce taky. Bětuška že vždycky jest, kde kněžna z Holštejnu a Galasová, že jen třikráte v poli ležely, že vždyckny *v hauptkvartýru ložírují*. (Kalista 1941: 54–55)
> [Am Heřman sind sie nicht zu sehen, möge der Herrgott zu geben geruhen, dass Du auch, *mein liebster Welsche*, gesund bist. Vom Lieschen habe ich diese Woche auch ein Schreiben erhalten, es ist vielleicht vor vier Wochen *datiert*, (sie ist), gottlob gesund, sie schreibt, dass es ihr beim

> Heer gut geht und, wenn sie beim *Rendezvous*[11] ist, dass ihr gut der kalte Braten schmeckt; ich ängstige mich sehr, dass sie sich keine Krankheit einfängt. Sie schreibt mir auch, dass der Franzose über den Rhein gesetzt hat und die Bayern vorwärts hinterher, so dass sie diesen französischen General Turenne[12] erwischten, der diese französische Armee *kommandiert* und dazu auch noch seinen Onkel. Lieschen (schreibt weiter), dass sie immer dort ist, wo die Fürstin von Holstein und Gallas weilt, dass sie nur dreimal im Feld lagen, dass sie immer im *Hauptquartier logieren*.]

Zum einen wird an besagtem Ausschnitt deutlich, wo Zuzana ihren Sohn verortet und welche Identität sie ihm zuschreibt, wenn sie ihn liebevoll ihren „liebsten Welschen" nennt. Sie tut das im Übrigen nicht nur hier, sondern auch an anderer Stelle, z. B. „Posílám Ti písničku, kterou ráno i večer zpívám, taky Ty ji zpívej, *můj nejmilejší Vlášku*!" (Kalista 1941: 59).[13] Gleichzeitig wird an den vielen Lehnwörtern aus dem Deutschen und Französischen (*datirovaný, randevu, šmekuje, komendíruje, v hauptkvartýru, ložírují*) nicht nur die Aufgeschlossenheit und Weltoffenheit von Zuzana deutlich, sondern auch ihr Bemühen, durch das Einflechten solcher Wörter ihre sprachliche Kompetenz und ihre Aktualität auf der Höhe der Zeit zu signalisieren. Dass es bei diesen Entlehnungen um solche aus Sprachen mit entsprechendem Prestige geht, zeigt sich auch an Zuzanas Einstellung zum Deutschen und Lateinischen, wenn sie etwa am 29.12.1645 aus Prag wieder an ihren Sohn Humprecht schreibt:

> Mám naději ku pánu Bohu, že také z Heřmánka bude bohdá čistý člověk, nyní se tak pilně učí *i také již s preceptorem latině a německy mluví*. (Dvorský 1869: 498)
> [Ich habe die Hoffnung beim Herrgott, dass auch aus dem lieben Heřman, Gott gebe, ein reiner Mensch werden wird, nun lernt er so fleißig und *spricht auch schon mit dem Präzeptor lateinisch und deutsch*.]

In der damaligen Auffassung wurde also die Reinheit eines Menschen unmittelbar mit seiner Bildung verbunden, zu der unweigerlich die entsprechende Beherrschung von Latein und Deutsch gehörte. Gerade nach der Schlacht am Weißen Berg (1620) war es sukzessive zu einer Einengung der sozialen Funktion des Tschechischen gekommen. Dieses bis dahin in Böhmen vorherrschende slawische Idiom wurde allmählich zur Sprache der städtischen und ländlichen Unterschicht, während als Kultur- und Herrschaftssprachen Latein, Italienisch und Französisch reüssierten. Daneben nahm auch die Bedeutung des Deutschen über das eigentliche deutsche

**11** Gemeint ist die Zusammenkunft beim Generalquartiermeister.
**12** Gemeint ist Henri de La Tour d'Auvergne, vicomte de Turenne (11.9.1611 – 27.7.1675). Er war der französische Heerführer und einer von nur sieben Generalmarschällen von Frankreich.
**13** Auf Deutsch: „Ich schicke Dir ein Lied, das ich morgens und abends singe, so singe es Du auch, *mein liebster Welsche*."

Sprachgebiet hinaus in der lokalen Gutsverwaltung, als Sprache der städtischen Oberschichten, im Rechtswesen, in der Landesverwaltung und im Wirtschaftsverkehr bei gleichzeitiger Marginalisierung des Tschechischen zu. Das alles vollzog sich, obwohl die *Verneuerte Landesordnung* von 1627 Tschechisch und Deutsch zu gleichberechtigten Sprachen in Gesetzgebung und Verwaltung erklärt hatte. (Haas & Velek 2019: 29; 2020: 27).

Diesem Rückgang der Bedeutung des Tschechischen wird sich auch Zuzana bewusst, wenn sie im selbigen Brief an Humprecht feststellt:

> Pan Jezberovský pravil: že ten titul není dobře, *abych radši německej psáti dala*, jak si mi jej byl prvy poslal. (Dvorský 1869: 499)
> [Herr Jezberovský[14] sagte: dass dieser Titel nicht gut sei, *dass ich besser den deutschen schreiben lassen solle*, wie du ihn mir zuerst geschickt hast.]

Überhaupt wird Zuzana mit zunehmenden Lebensjahren kritischer gegenüber dem Deutschen, wobei sie das nicht unmittelbar mit der Sprache selbst verbindet, sondern vielmehr auf den Charakter der deutschen Frauen zurückführt. Am deutlichsten wird dies nach dem Tod ihrer ältesten Tochter Eliška, wenn sie in ihrem Brief aus Radenín von 1649 an deren verwitweten Mann Zikmund Jan Myslík z Hyršová diesen vor den deutschen Frauen in Wien warnt:

> Strojí se pan nejvyšší na každou hodinu do Vídně, velice se za něj bojím, *aby se tam ňákou Němkyňou neoplištil*, a věru, věru *hrubě zle vedou našim milým Čechům ty Němkyně*, máme čerstvých příkladů několik, jak sobě svých manželů váží. (Dvorský 1886: 223)
> [Der höchste Herr rüstet sich jede Stunde nach Wien, ich fürchte sehr um ihn, *dass er dort nicht irgendeine Deutsche abklatscht*, und wirklich, wirklich *grob schlecht gehen diese deutschen Frauen mit unseren lieben Böhmen um*, wir haben einige frische Beispiele, wie sie ihre Männer schätzen.]

Welche Beispiele sie konkret meint, wird jedoch aus der Korrespondenz leider nicht klar.

**14** Aus dem Geschlecht Jezberovský z Olivové Hory (Olivenberg) sind drei Mitglieder bekannt. Jan Jezberovský war ein Prager Bürger und sehr fähiger Anwalt, was 1623 dadurch bestätigt wurde, dass er sich erfolgreich herausreden konnte am Prager Ständeaufstand teilgenommen zu haben. 1630 wurde er zum Ritter geschlagen, ein Jahr später wurde er Stellvertreter des Oberstburggrafen der Prager Burg. Sein Sohn Václav (†1679) war von 1649 bis 1660 Amts- bzw. Minderschreiber der königlich böhmischen Landtafel. Mit Marie Čejková z Olbramovic hatte er den Sohn Bohuslav Vratislav. (Kocourková 2014: 43–44).

## 5.3 Reflexion der individuellen Ausdrucksmöglichkeiten

Die dritte Gruppe von belegten Einstellungen zu Sprache betrifft einen Bereich, indem es weniger um das Vorkommen von Mehrsprachigkeit selbst geht; diese wird praktisch als gegeben hingenommen. Vielmehr häufen sich mit dem zunehmenden Alter von Zuzana Černínová z Harasova ihre Bedenken gegenüber den eigenen Sprachkenntnissen, vor allem zeigen sich Ängste in Bezug auf die Beherrschung der am Hofe erwünschten Sprachregister. Sie thematisiert also die aus ihrer Sicht bestehenden Defizite im Deutschen aufgrund der fehlenden Geschliffenheit im Ausdruck und stilisiert sich in die Rolle der alten Böhmin und einfachen Frau. So schreibt sie am 22.12.1651 aus Radenín an ihren Sohn Humprecht:

> Že já to píši nechť ti to není divno nic, *jsem stará Češka a prostá žena*, ale víš mé nejmilejší dítě mou upřímnost, že neumím nežli co na srdci to v ústech, abych se potom nezdála, jako ňáká měštka, časně předce, potom když pán Bůh dá že svoji budete, povědíti: *že já s žádnými zdvořilostmi neumím než právě zprosta a upřímně*. (Dvorský 1869: 571)
> [Dass ich das schreibe, möge dir das nicht sonderbar sein, *ich bin eine alte Böhmin und einfache Frau*, aber du, mein liebstes Kind, kennst meine Aufrichtigkeit, dass ich nicht anders kann als was auf dem Herzen das auch im Mund zu haben, damit ich dann nicht erscheine, wie irgendeine Städterin, früh doch, dann wenn der Herr Gott es geben wird, dass ihr euer sein werdet, zu reden: *dass ich es mit keinen Höflichkeitsfloskeln kann als eben einfach und aufrichtig*.]

Wie weit bei diesen Befürchtungen auch Bedenken gegenüber der angehenden Schwiegertochter, der Hofdame Maria Diana Hippoliti da Gazoldo, mitspielten, lässt sich aus der Korrespondenz nicht ganz sicher erschließen. Vieles deutet jedoch darauf hin, dass es sich hierbei nicht nur um ein sprachliches Problem allein handelte, sondern dass die Befürchtungen auch anderer Natur waren und einem gewissen Minderwertigkeitsgefühl bzw. einer Skepsis gegenüber den feinen Gepflogenheiten am Wiener Hof entsprangen. Nach Vollzug der Eheschließung schrieb Zuzana am 9.5.1652 erneut an ihren Sohn Humprecht:

> Myslím, že by mne v světě víceji nic netěšilo než to, *abych uměla s pannou slečnou mluviti* kdyby mi to Bůh dal, *a bych ale německy uměla dobře než všecko zapomínám*, když *nikdy přenikdy s žádným nemluvím německy*, *jen jako němá budu*; ať mi to není k mé nevlídnosti přičteno. (Dvorský 1869: 578)
> [Ich denke, dass mich in der Welt nichts mehr freuen würde als das, *dass ich mit dem jungen Fräulein reden könnte*, wenn es mir Gott gäbe, *und dass ich deutsch gut könnte bevor ich alles vergessen werde,* wenn *ich nie ja überhaupt nie mit niemandem deutsch rede*, *werde ich nur wie stumm sein*; möge mir das nicht als meine Unfreundlichkeit zugerechnet werden.]

Zuzana beklagte also fehlende Sprachpraxis und hatte Bedenken, sich vor der jungen Hofdame zu blamieren. Statt sich für ihr Deutsch zu genieren, werde sie lieber schweigen. Die Gelegenheiten zur Klärung der Situation und Besserung des

Verhältnisses sollten letztendlich ausbleiben, denn Zuzana verstarb bereits keine zwei Jahre später am 22.2.1654 in Radenín.

## 6 Fazit

Unsere Fallstudie auf der Grundlage der Untersuchung eines Korpus persönlicher Briefe von adeligen Frauen aus dem 17. Jahrhundert konnte anschaulich zeigen, in welchem Kontext und auf welche Weise damals Mehrsprachigkeit als Phänomen wahrgenommen und zum Gegenstand diskursiver Kommunikation wurde. Eingebettet in Aussagen zu Themenkreisen wie Religion, Glaube und Religiosität; Eheschließung und Ehe; Schwangerschaft, Geburt, Kinder; Familie, familiäre Beziehungen und Todesfälle, soziale und zwischenmenschliche Beziehungen sowie die soziale Schichtung der Gesellschaft erfolgten funktionale Zuschreibungen, soziale Positionierungen und teilweise auch weltanschauliche Projektionen von Sprache.

Zum einen wird die Mehrsprachigkeit dabei als Vorteil oder gar Notwendigkeit innerhalb der mehrsprachigen Gesellschaft gesehen, insbesondere wird mehrfach die sprachmittelnde Rolle von Zuzana Černínová z Harasova als Dolmetscherin im Rahmen der Verwaltungsaufgaben der eigenen Güter hervorgehoben. Einsprachigkeit wird hingegen von ihrer Mutter Alžběta Homutová z Cimburka als Nachteil empfunden, etwa wenn fehlende Deutschkenntnisse den Arztbesuch gleichsam verunmöglichen, oder wenn sich Zuzanas Tochter Eliška Myslíkovna z Chudenic bei einer sprachlich gemischten Eheschließung fragt, wie denn die beiden Eheleute letztendlich miteinander sprechen werden. Andererseits erfüllt die Verbesserung der eigenen Deutschkenntnisse die jeweilige Sprecherin mit Stolz, so etwa besagte Eliška nach ihrem längeren Aufenthalt im deutschsprachigen Raum, während sprachliche Defizite im Register selbst eine ursprünglich weltoffene und sprachgewandte Zuzana zaghaft werden lassen. Deutlich wird auch das zunehmende Prestige der deutschen und lateinischen Sprache, da sie nicht nur den Weg zu höherer Bildung, sondern damit auch zu einer moralisch tugendhaften Lebensweise und zum gesellschaftlichen Aufstieg ebnen. Zugleich wird aber die Einfachheit und Aufrichtigkeit der Ausdrucksweise in der eigenen Erstsprache Tschechisch den Höflichkeitsfloskeln und dem Flunkern in den höfischen Sprachen gegenübergestellt.

Sprachlich zeigen sich diese Einstellungen nicht nur in konkreten Aussagen über diese Sprachen, sondern auch in der Verwendung von Entlehnungen aus diesen Sprachen. Besonders deutlich wird das etwa in den Briefen von Zuzana an ihren „liebsten Welschen“, ihren Sohn Humprecht Jan Černín z Chudenic, indem sie deutsche, lateinische und französische Lehnwörter gleichsam als Stilmittel in den Text einflicht. Gleichzeitig dient Sprache aber auch zur Kategorisierung

und Abgrenzung, wenn etwa Zuzana ihren Schwiegersohn Zikmund Jan Myslík z Hyršova nach dem Tod seiner Gemahlin Eliška vor den deutschsprachigen Wiener Frauen und ihrer Amoral warnt.

Spannend sind die intergenerationellen und zugleich individuellen Differenzen hinsichtlich der Spracheinstellungen und Sprachperzeption. So agiert Zuzanas Mutter Alžběta Homutová z Cimburka noch aus der Rolle des eingesessenen tschechischen Uradels, ihre Sprache ist Tschechisch und für die Kommunikation mit dem deutschsprachigen Arzt ist sie auf die Übersetzungsdienste ihrer Tochter Zuzana angewiesen. Sie sieht also in der Mehrsprachigkeit ihrer Tochter einen klaren Vorteil und nennt sie liebevoll ihre Dolmetscherin. Sie stellt aber die Rangordnung der Sprachen in Böhmen weder in Frage noch thematisiert sie diese, auch stirbt sie bereits zwei Jahre nach der Schlacht am Weißen Berg (1620), sodass sie die Umbrüche der folgenden Jahre und die Verschiebungen im Prestige der jeweiligen Sprachen nicht mehr miterlebt.

Zuzana Černínová z Harasova hingegen ist die zentrale Gestalt im Korpus, sie gehört klar zu den selbstbewussten Frauen der Renaissancezeit in Böhmen, die bereits entsprechende Bildung erhielten und auch weitere Sprachen erlernten. Sie tritt als umtriebige und weltoffene Wirtschafterin an der Seite ihres Mannes und als sprachkundige und bildungsaffine Frau in Erscheinung. Für sie steht der Wert von Bildung außer Zweifel, und für diese wird auch für die vier Kinder Eliška, Eva Polyxena, Humprecht Jan und Heřman durch einen Präzeptor, einen eigenen Hauslehrer, gesorgt. Die Söhne werden überhaupt den Gepflogenheiten der Renaissancezeit folgend auch bereits auf die *Grand Tour*, also die Kavalierstour, geschickt. Letztendlich kommen diese Bildungsinvestitionen allen Kindern zugute, denn Eliška verbringt ihre letzten Jahre im deutschsprachigen Raum, Eva Polyxena heiratet in den niederösterreichischen und damit deutschsprachigen Adel ein, Humprecht Jan gelangt an den Wiener Hof und wird unter anderem Botschafter in Venedig und auch Heřman heiratet eine Frau aus ursprünglich lothringischem Geschlecht. In dieser zunächst vorrangig tschechischsprachigen Adelsfamilie kam es also innerhalb von zwei Generationen zu einer sprachlichen Diversifizierung und schlussendlich auch zum Sprachwechsel.

Besonders auffällig ist, dass es nun gerade die ursprünglich so aufgeschlossene und sprachengewandte Zuzana Černínová z Harasova selbst ist, die diese Entwicklung mit Skepsis verfolgt, was in ihr eine Art Rückbesinnung auf ihre Erstsprache Tschechisch auslöst. So hatte in Böhmen die Einengung der sozialen Funktion des Tschechischen nach der Schlacht am Weißen Berg (1620) Latein, Italienisch und Französisch als Kultur- und Herrschaftssprachen erstarken und vor allem die Bedeutung des Deutschen bei gleichzeitiger Marginalisierung des Tschechischen anwachsen lassen. Zuzana wird etwa von ihrem Berater aufgefordert, Titel doch besser auf Deutsch zu schreiben. Darüber hinaus macht sie sich Sorgen wegen

ihrer Ausdrucksweise im Vergleich zur geschliffenen Sprache am Wiener Hof, als ihr Sohn Humprecht Jan eine Hofdame der Kaiserin Eleonora ehelicht. Gegen ihr Lebensende hin stilisiert sich Zuzana bewusst als „einfache böhmische Frau", die zwar nicht mit den entsprechenden Höflichkeitsfloskeln umgehen könne, dafür aber einfach, ehrlich und von Herzen spräche.

Die Konfrontation dieser historisch zurückliegenden Daten zu Spracheinstellungen mit perzeptionslinguistischen Perspektiven auf Mehrsprachigkeit in der tschechischen Gegenwart zeigt dabei Parallelen zu Entwicklungen während der Jahrzehnte seit dem Fall des kommunistischen Regimes. Die Generation, die noch während der Tschechoslowakei ihren Bildungsweg vorwiegend mit Russisch als Zweitsprache absolviert hatte, versuchte nach dem Fall des Eisernen Vorhangs ihren Kindern eine möglichst umfassende Ausbildung vor allem auch in westlichen Fremdsprachen (Englisch, Deutsch, Französisch, Italienisch u. a.) und entsprechende Auslandsaufenthalte zu ermöglichen. Viele dieser Kinder fanden sich dann in gemischtsprachigen Beziehungen wieder, was zunächst von den Eltern begrüßt wurde. Während die Ehepartner aber häufig gar nicht Tschechisch beherrschten, fungierten die Kinder wie weiland Zuzana Černínová z Harasova als Dolmetscher für ihre Eltern. In die Freude über den zugleich wirtschaftlichen und sozialen Aufstieg der Kinder mischte sich bei der Elterngeneration aber alsbald auch Wehmut und Bedauern, etwa wenn das Tschechische aus unterschiedlichen Gründen nicht an die Enkelkinder weitergegeben wurde und die Großeltern somit von der direkten Kommunikation mit ihren Enkeln ausgeschlossen bzw. darin zumindest beeinträchtigt waren. Die sprachliche Entwicklung scheint damit auch in diesen privaten Konstellationen – gleich ob im 17. Jahrhundert oder in der Gegenwart – dem dynamischen Diglossie- und Mehrsprachigkeitskonzept der europäischen Soziolinguistik recht zu geben,[15] da nur diese den historischen und sozialen Machtverhältnissen von zueinander in Konkurrenz stehenden Sprachen bzw. Varietäten entsprechend Rechnung trägt.

**15** Ursprünglich ging dieses vom dynamischen Diglossiekonzept in der Sprachkontaktforschung katalanischer und okzitanischer Prägung aus, siehe z. B. Aracil (1965), Calvet (1987) und insbesondere Rindler Schjerve (1998: 18–20). Vgl. diesbezüglich auch Eckert (1993).

# Literatur


Aracil, Lluís V. (1965): *Conflit linguistique et normalisation linguistique dans l'Europe nouvelle.* Nancy: Centre Universitaire Européen.

Bastl, Beatrix (2000): *Tugend, Liebe, Ehre – Die adlige Frau in der Frühen Neuzeit*. Wien: Böhlau.

Borovská, Hana (1999): Pozdněhumanistická čeština: styl epistolární. Korespondence Zuzany Černínové s jejím synem Humprechtem. In *Flores scholarium. Sborník z konference ve Šlapanicích u Brna*, 22.–23.3.1999. Brno: Masarykova univerzita, 127–144.

Borovská, Hana (2013): *Jazyk a korespondence Humprechta Jana Černína z Chudenic a Zuzany Černínové z Harasova* (Spisy Pedagogické fakulty Masarykovy univerzity, sv. 161). Brno: Masarykova univerzita.

Budin, Gerhard, Stephan Elspaß, Alexandra N. Lenz, Stefan Michael Newerkla & Arne Ziegler (2018): Der Spezialforschungsbereich „Deutsch in Österreich (DiÖ). Variation – Kontakt – Perzeption". The Special Research Programme „German in Austria (DiÖ). Variation – Contact – Perception". *Zeitschrift für germanistische Linguistik. Deutsche Sprache in Gegenwart und Geschichte* 46/2, 300–308.

Budin, Gerhard, Stephan Elspaß, Alexandra N. Lenz, Stefan Michael Newerkla & Arne Ziegler (2019): The Research Project ‚German in Austria'. Variation – Contact – Perception. In Lars Bülow, Ann Kathrin Fischer & Kristina Herbert (Hrsg.), *Dimensions of Linguistic Space: Variation – Multilingualism – Conceptualisations./Dimensionen des sprachlichen Raumes. Variation – Mehrsprachigkeit – Konzeptualisierung* (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 45), 7–35. Berlin et al.: Peter Lang.

Calvet, Louis-Jean (1987): *La guerre des langues et les politiques linguistiques*. Paris: Payot.

Criveller, Claudia & Andrea Gullotta (2020): *Time, History, Biography: Theoretical Aspects of the Study of Ego-Documents* (AvtobiografiЯ. Journal on Life Writing and the Representation of the Self in Russian Culture 9). Padova: Università di Padova, Dipartimento di Studi Linguistici e Letterari. https://www.avtobiografija.com/index.php/avtobiografija/issue/viewIssue/10/9 (letzter Zugriff: 30.04.2021).

Dvorský, František (Hrsg.) (1869): *Staré písemné památky žen a dcer českých*. Praha: nákladem vlastním.

Dvorský, František (Hrsg.) (1886): *Zuzana Černínová z Harasova. Dopisy české šlechtičny z polovice 17. století.* Praha: Ed. Valečka.

Dvorský, František (Hrsg.) (1890): *Mateř a dcera Zuzany Černínové z Harasova. Listy Alžběty Homutovny z Cimburka a Elišky Myslíkovny z Chuděnic* [sic!]. Praha: Tiskem J. Otty – nákladem vlastním.

Eckert, Eva (Hrsg.) (1993): *Varieties of Czech. Studies in Czech Sociolinguistics.* Amsterdam, Atlanta, GA: Editions Rodopi B. V.

Eichinger, Ludwig M., Albrecht Plewnia, Dagmar Stahlberg & Christiane Schoel (Hrsg.) (2012): *Sprache und Einstellungen: Spracheinstellungen aus sprachwissenschaftlicher und sozialpsychologischer Perspektive*. Tübingen: Narr.

Ernst, Stefanie (2019): Literarische Quellen und persönliche Dokumente. In Nina Baur & Jörg Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*, 829–840. Wiesbaden: VS Springer.

Faměrová, Dagmar (2018): Příběh černínský. In Karol Bílek (Hrsg.), *Modrá krev Sobotecka. Sborník k 520. výročí povýšení Sobotky na město (1498–2018)*, 41–44. Sobotka: Město Sobotka.

Garrett, Peter (2010): *Attitudes to Language* (Key Topics in Sociolinguistics). Cambridge: Cambridge University Press.

Greyerz, Kaspar von & Elisabeth Müller-Luckner (Hrsg.) (2007): *Selbstzeugnisse in der Frühen Neuzeit. Individualisierungsweisen in interdisziplinärer Perspektive* (Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien 68). München: Oldenbourg.

Haas, Hanns & Luboš Velek (2019): Auf dem Weg zur Staatlichkeit. Die böhmischen und österreichischen Länder vom Mittelalter bis in die Neuzeit. In Niklas Perzi, Hildegard Schmoller, Ota Konrád & Václav Šmidrkal (Hrsg.), *Nachbarn. Ein österreichisch-tschechisches Geschichtsbuch*, 21–33. Weitra: Bibliothek der Provinz.

Haas, Hanns & Luboš Velek (2020): Na cestě ke státnosti. České a rakouské země od středověku po novověk. In Václav Šmidrkal, Ota Konrád, Hildegard Schmoller & Niklas Perzi (Hrsg.), *Sousedé. Česko-rakouské dějiny*, 19–31. Praha: Nakladatelství Lidové noviny.

Halada, Jan (1992): *Lexikon české šlechty. Erby, fakta, osobnosti, sídla a zajímavosti.* Praha: Akropolis.

Hernández-Campoy, Juan Manuel & Juan Camilo Conde-Silvestre (Hrsg.) (2012): *The Handbook of Historical Sociolinguistics*. Chichester, West Sussex, UK & Malden, MA: Wiley-Blackwell.

Hojda, Zdeněk (2020): Humprecht Jan Černín z Chudenic a jeho benátská ambasáda. In Petr Pavelec, Martin Gaži & Milena Hajná (Hrsg.), *Ve znamení Merkura. Šlechta českých zemí v evropské diplomacii*, 338–361. České Budějovice: Národní památkový ústav.

Hubáček, Josef (2008): Cesta Zuzany Černínové ke katolickému baroku. *Studia Comeniana et historica* 38, Nr. 80, 74–88.

Janáček, Josef (1987): *Ženy české renesance.* 2. Auflage. Praha: Československý spisovatel.

Kalista, Zdeněk (1928): Tři staré šlechtické libráře. *Časopis Společnosti přátel starožitností československých v Praze* 36, 145–161.

Kalista, Zdeněk (1932): *Mládí Humprechta Jana Černína z Chudenic. Zrození barokního kavalíra.* 2 Bde. Praha: nákladem autorovým, s přispěním I. třídy České akademie věd a umění.

Kalista, Zdeněk (Hrsg.) (1941): *Korespondence Zuzany Černínové z Harasova s jejím synem Humprechtem Janem Černínem z Chudenic* (Odkaz minulosti české 5). Praha: Melantrich.

Kalista, Zdeněk (2009): *Čechové, kteří tvořili dějiny světa*. 3. Auflage. Praha: Garamond.

Kašparová, Jaroslava (1996): „Křesťanských pobožných panen věneček poctivosti" Alžběty z Harasova a Bibiany z Pernštejna. *Východočeský sborník historický* 5, 187–196.

Kocourková, Eva (2014): *Pamětní kniha neboli Erbovník aneb Wappenbuch úředníků zemského soudu jako prostředek sebeprezentace šlechty vraném novověku*. *Memorial book alias Armorial book or Wappenbuch of officials of the Land Court as a means of self-presentation of the nobility in early modern times.* Ústav českých dějin Filozofické fakulty Univerzity Karlovy v Praze: Diplomová práce.

Koldinská, Marie (2001): *Každodennost renesančního aristokrata*. Praha: Paseka.

Krusenstjern, Benigna von (1994): Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert. *Historische Anthropologie. Kultur, Gesellschaft, Alltag* 2, Heft 3, 462–471.

Meyer, Elke (2013): *Die (Reise-)Tagzettel der Johanna Theresia Harrach.* Universität Wien, Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät: Diplomarbeit.

Pickl, Simon & Stephan Elspaß (Hrsg.) (2019). *Historische Soziolinguistik der Stadtsprachen* (Germanistische Bibliothek 67). Heidelberg: Winter.

Preston, Dennis R. (2010): Variation in Language Regard. In Peter Gilles, Joachim Scharloth & Evelyn Ziegler (Hrsg.), *Variatio delectat. Empirische Evidenzen und theoretische Passungen sprachlicher Variation.* Herausgegeben für Klaus J. Mattheier zum 65. Geburtstag (VarioLingua 37), 7–27. Frankfurt am Main [u. a.]: Peter Lang.

Rindler Schjerve, Rosita (1998): Sprachkontaktforschung und Romanistik: theoretische und methodologische Schwerpunkte. Linguistique de contact et langues romanes: accentuation de la recherche sur la théorie et la méthodologie. In Günter Holtus, Michael Metzeltin & Christian Schmitt (Hrsg.), *Lexikon der Romanistischen Linguistik (LRL). Band/Volume VII. Kontakt, Migration und Kunstsprachen. Kontrastivität, Klassifikation und Typologie. Langues en contact, langues des migrants*

*et langues artificielles. Analyses contrastives, classification et typologie des langues romanes*, 14–31 Tübingen: Max Niemeyer Verlag.

Rutz, Andreas (2002): Ego-Dokument oder Ich-Konstruktion? Selbstzeugnisse als Quellen zur Erforschung des frühneuzeitlichen Menschen. *zeitenblicke* 1, Nr. 2 (20. Dezember 2002), http://www.zeitenblicke.de/2002/02/rutz/index.html (letzter Zugriff: 30.04.2021).

Scheutz, Martin & Harald Tersch (2006): Selbstzeugnisse der Frühen Neuzeit. In Peter Eigner, Peter, Christa Hämmerle & Günter Müller (Hrsg.), *Briefe, Tagebücher, Autobiografien*, 10–27. Innsbruck [u. a.]: StudienVerlag.

Schulze, Winfried (1996): Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung „Ego-Dokumente". In Winfried Schulze (Hrsg.), *Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte* (Selbstzeugnisse der Neuzeit 2), 11–30. Berlin: Akademie Verlag.

Slavík, Bedřich (Hrsg.) (1942): *Srdce a doba. Listy českých žen*. Za redakce Vlasty Sísové. Praha: Atlas.

Soukup, Barbara (2012): Current Issues in the Social Psychological Study of ‚Language Attitudes': Constructionism, Context and the Attitude-Behavior Link. *Language and Linguistics Compass* 6 (4), 212–224.

Soukup, Barbara (2014): Konstruktivismus trifft auf Methodik in der Spracheinstellungsforschung: Theorie, Daten, Fazit. In Christina Cuonz & Rebekka Studler (Hrsg.), *Sprechen über Sprache. Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschun*g, 143–168. Tübingen: Stauffenburg.

Standhartinger, Christian (2020): An Everyday Miracle. Three birth descriptions in count Ferdinand Bonaventura von Harrach's diary (1674–1676). *Avisos de Viena* 0 (10/2020), 34–43.

Teplý, František (1928): Na Radeníně po smrti paní Zuzany Černínové z Harasova. *Časopis Společnosti přátel starožitností československých v Praze* 36, 109–114.

Ziegler, Evelyn (1996): *Sprachgebrauch, Sprachvariation, Sprachwissen. Eine Familienfallstudie* (VarioLingua 2). Frankfurt am Main [u. a.]: Peter Lang.

Zítková, Markéta (2006): *Ego-dokumenty českých šlechtičen raného novověku*. Ústav českých dějin Filozofické fakulty Univerzity Karlovy v Praze: Bakalářská práce.

Chiara Meluzzi

# Traders of goods, traders of languages: a historical sociolinguistic investigation of Bolzano archives

**Abstract:** This work presents a first enquiry of the correspondence of merchants in Bolzano by focusing on one of the wealthiest families in the history of this town: the Menzes. Their commercial, official, and private letters are preserved in different archives in Bolzano and will help to reconstruct the linguistic repertoire of high-status merchants from South Tyrol in the late 18th and early 19th centuries. The data show that the three languages most often used (Italian, German, French) have different sociolinguistic statuses. Italian is restricted to commercial correspondence, French appears to be the most prestigious language, and German constitutes the dominant language in all aspects of society and is found in both private and commercial letters. Furthermore, a possible model for the linguistic repertoire is proposed for the middle-high class of traders at the end of the 18th century.

**Keywords:** multilingualism, historical sociolinguistics, traders, sociolinguistic repertoire.

## 1 Introduction: merchants and languages

In the past, merchants have been claimed to spread language innovations through their business interests, and to promote language changes through their contacts, especially outside of their own communities (Wagner et al. 2017). These paths of changes have been addressed in-depth by historical sociolinguistics, a relatively new field of research at the interface between sociolinguistics and historical linguistics (Hernández-Campoy & Conde-Silvestre 2012). Moving within this theoretical framework, this contribution will explore the role of merchants in promoting multilingualism in the town of Bolzano between 18th and 19th centuries.

Bolzano has been situated geographically and historically at the crossroads between the German and Romance worlds and languages (Bonoldi 1999). Throughout the Modern Era and until South Tyrol was annexed to the Italian kingdom in 1918, the town government's official language was monolingual, and all official

**Chiara Meluzzi**: University of Milan, E-Mail: chiara.meluzzi@unimi.it

https://doi.org/10.1515/9783111338668-012

Open Access. © 2023 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. CC BY
Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.

documents were written in Bavarian (till 16th century) and then later in German (cf. Obermair 1999). Conversely, since the Middle Ages, merchants in Bolzano have maintained regular contacts with a number of areas outside of the German-speaking areas of Tyrol and Austria. The Mercantile Magistrato, dating from 1615 and evenly divided between German-speaking merchants and Italian-speaking merchants, was attested as a regular institution with a bilingual structure. This institution and merchants' private family archives, thus, constitute a unique source to observe language practices from below (Elspass 2005).

In this work, we will focus in particular on the archives of the Menz's family, one of the wealthiest families in South Tyrol between 18th and 19th century. Nowadays, the family's correspondence is preserved in two different archives and consists of more than 4,000 letters addressed to different commercial, institutional, and private partners. There is also a sub-group of private letters addressed to Peter Paul Menz, one of the heads of the family, from different family members, including his 9-year-old daughter, Eleanor. By exploring how languages are used across the different letters, the paper aims at highlighting the linguistic repertoire of Bolzano merchants.

The paper is organised as follows: Section 2 provides an introduction to the sociolinguistic setting, which is the socio-economic situation of Bolzano and South Tyrol at the beginning of the 19th century, with a particular emphasis on the role of the city as a commercial crossroad. Section 3 introduces the theoretical framework of this research, and Section 4 introduces the research questions, which will be addressed in this paper. Section 5 presents the corpus, and section 6 analyses the distribution of languages across the different sub-groups (or sub-corpora) of letters we have analysed so-far. In the discussion (Section 7) some considerations will be provided concerning the possibility of mapping the linguistic repertoire of the Menzes' family based on their surviving correspondence, and, finally, in Section 8 the main conclusions and further perspective of the work is presented.

## 2 The sociolinguistic setting: Bolzano between 18th and 19th century

Even though scholars have addressed the issues of multilingualism and language management in the Habsburg Empire (cf. Schjerve 2003), these studies mainly concentrate on the mid-19th century, and on contexts where language was part of a more complex political conflict, which ultimately gave rise to the documented rebellions of 1848 (Wallnig 2003). In contrast, there is very little information about the linguistic situation in South Tyrol up to the 20th century since we are unaware

of any specific literature available on this region's language history during the 18th century. Our knowledge of the history of Bolzano in this period is limited to the history of economic trades in Southern German areas, as reconstructed by Bonoldi & Denzel (2007). Furthermore, Bonoldi (2015) emphasised the role of Bolzano as an international marketplace since the 13th century, with four annual fairs attracting traders from over the Alps (e. g., Vienna and Salzburg) and from the other parts of Italy (mainly Verona and Venice). Bonoldi & Denzel (2007) also highlighted the high number of merchants based in Bolzano with secondary stores or warehouses (see also Denzel 2004). In this respect, Bolzano could be considered as another example of a Romance-Germanic encounter, such as those presented for different European settings in Peersman et al. (2015).

Petri (1989) noted Bolzano was first part of the Tyrolian kingdom, then Austrian, and briefly occupied by France. In 1804, the area was conquered by Napoleonic troops, supported by Bavarian allies, firstly introducing the division between Northern and Southern Tyrol, with the latter integrated in the Napoleonic kingdom of Italy governed by Eugene de Beauharnais. After Napoleon's defeat in 1814, the entire Tyrol returned to the Habsburg's domains, and it was again part of the Empire until 1918, when it was annexed by Italy at the end of World War I. Between the two World Wars, a massive immigration of Italian speakers was forced to South Tyrol, and in particular in Bolzano, changing the ethno-linguistic composition of this area (Meluzzi 2015). Today, the city is defined mainly by its bi-communitarian Italian-German bilingualism and its uneven proficiency in each other's L1. (Franceschini 2013).

The situation was however complicated. Ignoring the trauma of modern history, one may wonder whatever has happened to the spontaneous bilingualism of the past, a bilingualism that resulted from everyday practice, rather than one imposed by mass migration. Also, what kind of social repertoire emerges from the documents at disposal?

A first important distinction to be drawn is between multilingual practices in two main domains: public administration vs. private/business correspondence of individuals or small groups. Obermair (2005, 2008) has shown how the minutes of the city council were written monolingually, in Bavarian and then in German. Despite Obermair's analysis covering documents up to the 16th century, the situation did not change until Napoleon took control at the end of the 18th century. Conversely, during this period, French was overtly imposed as the official language, only to be quickly replaced by Italian, and then again by German after the territorial restoration of Austro-Hungary in 1815 (cf. Mura 2005/6). The situation changed once more in the 20th century, especially after World War II, when language policies and multilingualism became the centre of an on-going political and theoretical debate (Franceschini 2013).

# 3 Multilingualism and written sources in historical sociolinguistic research

Besides synchronic and diachronic analyses, Mancini (2007) explains that there is the analysis focused on an "invisible time" when working in historical sociolinguistics; that is, working with written sources rather than the languages spoken and repertoires of the past directly. Furthermore, most of the time these written sources are of one main textual type and were produced by the highest classes of a society. Within the theoretical framework of historical sociolinguistics, the study of historical multilingualism represents a growing field of research at the interface between historical linguistics, sociolinguistics, and other non-linguistic areas such as archaeology or palaeography. The results of this line of research have been successfully applied to different ancient contexts, such as the Mediterranean and its cultural interaction with not only Greek and Latin, but also a full spectrum of languages (cf. Adams 2013, Mullen & James 2012, Molinelli 2017). Other studies on historical multilingualism have considered the role of contact between Latin and local languages in the conquered areas, but also with respect to the native languages of Roman soldiers, as in Cotugno (2018, 2021) with a specific focus on linguistic variability.

With some notable exceptions, like the epigraphic inscriptions studied by Francesca Cotugno (e. g., Cotugno 2018, 2021), the study of sociolinguistic variation in ancient languages is strongly biased by the textual typologies at our disposal, and, most of all, by the 'social class[1]' of the writers. Indeed, Adams (2004: 9) speaks of an «elite bilingualism», and it has been highlighted how the vast majority of texts could be assumed to be produced by the educated and literate multilingual part of the population (see also Molinelli 2017).

Conversely, the major interest of historical sociolinguistic research has been on the possibility to access the low levels of societies through time, to highlight the variability of language use among people of different social background. This approach to historical sociolinguistic research is known as «language history from below» and it has been mainly applied to monolingual settings. However, there are remarkable exceptions (like Peersman et al. 2015, Rutten et al. 2017, or the aforementioned works on classical languages) that testifies the growing interest on applying his-

1 Here we use the label 'social class' in a broad sense to cover all possible social variables paying a role in the use of language. The use of this label in different socio-historical contexts has been largely debated not only within sociolinguistic research (see, for instance, Block 2012), but also within historical sociolinguistic, as it is testified by series of critiques to the blind application of Labovian uniformitarian principle (see Labov 1972, and the critical discussion within historical linguistics, as discussed in Bergs 2012 and Putzu & Molinelli 2015).

torical linguistics to multilingual settings and to the modern period. The issue is, therefore, to access those documents which could help ascertain the use of multiple languages in different social strata of society.

In this respect, Elspass (2007) and Rutten & van der Wal (2014) have focused more on the lower classes of past societies, as far as they could be accessed through written documents. Head (1995) has focused on the letters of a Swiss family, the Salis, in the 16th century by showing how the topic but also the recipient of the letter were crucial in determining language use in the different letters. In one example, sons wrote to their father in Latin to confirm they were studying the classical languages, while the fathers' responses show instances of code-switching between Latin and other languages of their multilingual repertoire (German, French, Italian and also Romansh, which was mainly used with the old grandmother, Head 1995: 592).

The works of Schendl (2012), among others, has also focused the attention of the discipline on language contact and cases of multilingualism and language management. In this respect, Schendl (2012: 523–4) explicitly noted that code choice and code-switching in past societies may depend on similar sociolinguistic factors as in modern societies, thus re-calling the famous 'uniformity principle' (Labov 1972). Indeed, in multilingual contexts languages assume different prestige values alongside with specific domains of use within a community. Therefore, multilingual speakers are able to choose between the codes at disposal according to the socio-communicative situation, including the style and the addressee of their communications.

However, as it is well known one major problem in dealing with written documents in historical contexts is to understand how language is represented, especially in the case of an opposition between non-standard and standard forms (Dossena & Fitzmaurice 2006). Indeed, it is worth remembering the clarification made by Elspass (2012: 47), when he pointed out that «in Historical Sociolinguistics, texts are not analysed as isolated linguistic data in a historical vacuum, but as utterances which were produced for a specific purpose at a specific time in a specific historical context by people with a specific background». The access to this background could be sometimes inferred from other sources, namely historical or palaeographic ones (cf. Cotugno 2021), but the letters themselves can reveal important aspects of the linguistic management of multilingual codes. The alternation of formulaic and creative language (Kuntz 1997, Elspass 2012), as well as orthographic variation in different sections of the letters (Dossena 2012) could show a major or minor competence or expertise in writing in a specific language. It also revealed the role of different languages in the cultural environment of the period, as in the case of the Latin letters of the Salis sons towards their father, whereas the same father used Romansh when addressing his grandmother. This information, together with the code selection in different documents, could shed a new light on the multilingual repertoire of a specific community of speakers in the past.

## 4 Research questions

As highlighted in the introduction, traders are often recognised as important linguistic innovators since their commercial activity implied an active contact with different languages and use of more than one language at the time when managing an import-export activity. Merchants have to use more than one language for their activity, so that they play a central role in language contact situations and in language change. Hsy (2013: 5–6) clearly pointed out how merchants traded not only goods but also languages, since "by moving languages – and combining them – in the texts they created [...] by using different languages to develop distinct expressive registers, to stylize certain types of speech, or to evoke a vivid sense of place". Recently, Testa (2014) emphasised the role of traders in the development of an Italian koine, centuries before the unification of Italy in 1861[2]. According to De Mauro (1963), this occurred only in the second half of the 20th century, before the Italian language became widely used both in written and oral communication at all levels of society.

For South Tyrol, the largest source of data available from the Bolzano archives are documents related to commercial activity. These include letters of Bolzano merchants either coming to Bolzano only on the fairs, or those merchants who had settled in the city for varied reasons (e. g., a permanent shop or marriage). Our research into historical Tyrol's sociolinguistic situation relies mostly on non-digitized and non-edited data. We will discuss this in the next section. Therefore, at the present state of the research, our primary aims are:

1) To identify the presence of multilingual materials in Bolzano archives, especially with respect to unofficial or private documents.
2) To define the multilingual repertoire both at the individual and the community level, and to trace its evolution through time.

2 The existence of different Italian koinai linked to one major town such as Turin or Venice is a known phenomenon for Modern (or Early Modern era). However, it is important to distinguish between different typologies of koine and each definition could not be easily applied to the different contexts and to the roles played by different social factors (see Brown 2020: 506–510 for a review on this respect). The term 'koine' itself is differently applied in Anglophone literature vs. Italian one as it has been largely discussed by Riccardo Regis and Massimo Cerruti (e. g., Regis 2012, Cerruti et al. 2016, and Meluzzi 2020: 28–33 for a review). In this respect, what is outstanding in Testa's (2014) definition is the emphasis put on the role of traders in shaping a supra-regional Italian koine, and therefore it is of immense importance for the present research.

Ideally, this means addressing the historical multilingualism in South Tyrol with a "view from below" (Elspass 2005, 2012: 160), to gain an insight in the practical linguistic usage at an un-official level, be it private or semi-private correspondence. These 'most oral-like' documents have proven difficult to find in historical sociolinguistic research, however this pioneering research is continuing into previously untouched collections. In particular, in this paper we will try to answer the following specific research questions by analysing the Menzes' correspondence:

1) What languages were used by whom in which circumstances?
2) Can we develop a theoretical model to describe the linguistic repertoire of merchants in Bolzano at the end of the 18th century?
3) What kind of pattern of "linguistic management" of multilingualism is detectable for this setting?

Based on the historical information provided so far, it is possible to presume that for a high-class merchant family at least three languages were at play, which is French, German, and Italian. Latin could also possibly appear as a formulaic language, which is confined to specific formulaic expressions. Furthermore, the addressee and the register of the letter would be the main variables in determining which language was used, with a basic opposition between formal (i. e., institutional) and informal (i. e., familiar) settings.

## 5 Data

The data presented in this paper have been collected within the project "HiMul – Hidden Multilingualism" at the Free University of Bolzano, with the partnership of the Provincial Archive of South Tyrol and the Chamber of Commerce of Bolzano (see also Meluzzi, forthcoming, 2024). These two public institutions preserve the documents of the *Magistrato Mercantile*, and the correspondence of Bolzano's major merchants' families of the past centuries, thus including the Menz family. These archives have been only partially classified and digitised, and transcription and annotation of these documents has not yet started. Table 1 illustrates the number of documents potentially available, alongside the period covered and the typology of documents according to the official classification provided by the archives.

From the data sketched in Table 1, it is possible to emphasise the vast amount of document at disposal. It is worth noting that alongside the official documents of the *Magistrato Mercantile* as an institution, the Provincial Archive also preserves private letters in the form of requests, complaints, or petitions. Moreover, the Chamber of Commerce preserves the official and private letters of one of the

**Tab. 1:** Data source for the HiMul corpus.

| | ***Magistrato Mercantile* Archive** | **Menz Family Archive** |
|---|---|---|
| **Where** | Provincial Archive (Bolzano) | Chamber of Commerce (Bolzano)<br>Provincial Archive (Bolzano |
| **Period** | 1463–1851 | 1781–1832 (Georg Anton Menz)<br>1794–1827 (Peter Paul Menz) |
| **Dimensions** | 90 mt. | (only bundles) |
| **Documents** | 58 record books, 570 bundles of manuscripts and printed materials | GA Menz: 52 bundles of letters,<br>110 books of copied letters and various materials<br>PP Menz: 72 letters |
| **Typology** | Acts, products, complaints and political letters, trial records, *varia* | Letters (mostly commercial), Original letters with their envelopes, products, payments, *varia* |
| **Languages** | Italian, German, Latin, French (English) | Italian, German, French |

wealthiest merchant family in Bolzano, the Menzes. The first recorded merchant from this family was a Josef Franz Menz who settled in Bolzano around the end of the 18th century, as it is possible to reconstruct from the Menzes' family tree preserved in the correspondence of Peter Paul Menz. The two main branches of the Menz family are the one belonging to Georg Anton, who established a big fabric trading in Bolzano, and Peter Paul family, who's commercial seemed to be more oriented towards Austria. As it will be explained later, the Georg Anton Menz archive refers not the archive of a single individual, but rather to the company under his name. As a matter of fact, Georg Anton Menz died in 1722, but the company carries on with that name, and many letters coming from abroad are still addressed to *Herr Georg A. Menz*[3].

After a general investigation of the materials at disposal, the analysis focused on three main sub-archives, as summed up in Table 2.

**3** One could also note that the surname "Menz" shows different orthographic variables according to the different spelling: therefore, we found "Menz" mostly used in letters from Italy as well as from other non-German speaking areas, while German letters present also the variants "Ments" or "Mentz". A huge variability has been detected also between the use of the full name "Georg Anton" or an abbreviate form (e. g., "G.A. Menz", "Georg A. Menz", and so on); apparently this distribution does not reflect the country of origin of the writer.

**Tab. 2:** The data considered for the present analysis as belonging from the different archives.

| Archival source | Year | Nr. Of letters | Typology |
|---|---|---|---|
| ***Magistrato Mercantile*** | 1784 | 247 (1 folder) | Trial letters |
| **Peter Paul Menz** | 1794–1827 | 72 | Private, institutional, and commercial letters |
| **Georg Anton Menz** | 1784 | 3901 | Fair copies and original (received) commercial letters |
| **TOTAL** | | 4220 | |

Using the *Magistrato Mercantile* records and Georg Anton Menz's letters, we look only at the year 1784, since it is before the French conquest of Tyrol and the subsequent language policies imposed in the area (see section 2). Moreover, in this period the *Magistrato Mercantile* is attested to be the most powerful institution in town, and the Menzes were the wealthiest family, with political roles within the *Magistrato* itself (cf. Bonoldi 2015). This period seems also to correspond to the period of maximum expansion of the commercial network of Bolzano as a marketplace.

However, the data in Table 2 shows a great asymmetry between the various sources of documents. This could easily be ascribed to the so-called "bad data problem" (Labov 1972: 98); however, there are no easy answers since these are the only documents available, at least in the case of Peter Paul Menz's correspondence. For the Magistrato Mercantile, another source of data may be considered namely official acts or private petitions addressed to members of the Magistrato, but this will have to wait for further investigation (see also section 8). For now, a possible solution is to consider the various sub-corpora separately in the analysis, before proposing a qualitative comparison of the main findings in the discussion.

After selecting the data, each letter of the different sub-corpus has been manually checked and classified together with other linguistic and extra-linguistic main variables: sender, addressee, date, place of origin of the letter, place of arrival, main language of the letter, language on the envelope, possible other languages in the letter and its typology, and, finally, if the letter is an original or a copy, and all the metadata related to that text (including their official reference number).

# 6 Analysis

We now focus on code-selection in the letters of the aforementioned sub-corpora, with particular reference to eventual language change[4] in the different sections of the letters. The data in Table 3 show how languages are distributed in the different sub-corpora: the classification is referred to the main linguistic code present in the letter, while small portions in another language will be discussed later on. It is important to highlight that there is no case of proper bilingual letter, which is with an equal portion of the letter written in one language or the other. Therefore, the numbers in Table 3 refer to letters unequivocally written in one of the three attested languages (i. e., German, Italian, French). The data shows that Italian is the preferred language in the Georg Menz and *Magistrato Mercantile* archives, but not in the Peter Paul Menz's case. Letters in French represents only a small portion of the number of documents analysed so far, and they are completely absent from the *Magistrato Mercantile* trials records.

**Tab. 3:** Distribution of languages across the three sub-corpora.

| Archive | German | Italian | French | Total |
|---|---|---|---|---|
| Peter Paul Menz | 62 (86,1 %) | 8 (11,1 %) | 2 (2,8 %) | 72 (100 %) |
| Georg Menz | 775 (19,9 %) | 2884 (73,9 %) | 242 (6,2 %) | 3901 (100 %) |
| *Magistrato Mercantile* | 49 (19,8 %) | 198 (80,2 %) | – | 247 (100 %) |

## 6.1 The Peter Paul Menz's letters

It is important to consider the quantity and quality of the documents in the previous table. Indeed, although representing the majority of data at disposal, the Georg Menz's archive preserves only commercial letters (see section 5), that means only one text type. The 72 letters in the Peter Paul Menz's archive also comprise 19 private letters, written by close relatives of the leading businessman. In this case, as for the commercial letters of the same sub-corpus, 17 of the 19 letters are written completely in German, but with two important exceptions: a French letter written by a friend,

4 In this paper, the decision has been made to adopt the label 'language change' instead of more specific sociolinguistic labels like code-switching or code-mixing. Since these forms of multiple languages usage are quite different in their form and pragmatic meaning, we believe that a broader metalinguistic term must be preferred at least at this stage of the research.

and an Italian letter dated 30th November 1816 and written from Trento by Eleonora Menz, who was studying in the Italian town outside the Tyrolean kingdom (cf. Fig. 1 for the transcription and translation of the first lines). The document is particularly exceptional because it gives an insight into the education of the high-class merchant daughters. Indeed, in the letter Eleonora accomplishes her father's desire to write to him only in Italian to practice this language. This tells us that it was not common for the Menz's family members to use Italian for familiar communication, and that Italian was considered an important language to be learnt by a highly educated girl. Furthermore, the letter shows many self-corrections and mistakes in the gemination and the use of articles, in a way similar to any learner of Italian.

TRANSCRIPTION
Carissimo Sign. Padre
Eccole una lettera italiana, giacche' mi comandò nella sua che | le scriva in questa lingua. E' /bene/ già un pezzo che non le scrivo in |questa lingua, ma si assicuri che mi esercito non di meno ogni | giorno nello scrivere altre lettere /italiane/; […]

TRANSLATION
My dearest Mr. Father
Here is a letter in Italian, since in your letter you ordered me that | I should write to you in this language. It has been really a while since I have written to you in this language, but rest assured that I'm practising every day by writing other letters in Italian; […]

**Fig. 1:** Italian letter sent to Peter Paul Menz in Bolzano by his thirteen-years-old daughter Eleonora during a stay in Rovereto (from the Menz Archive, Provincial Archive, ref. nr. 1.3.36); our transcription and translation[5] of the first rows.

As for the other letters in the Peter Paul Menz's archives, 23 could be classified as official correspondence with the highest institutions of the time: 15 were written in German, 6 in Italian, and 2 in French. The Italian and German letters all come from the newborn Italian kingdom under the Napoleonic domination at the beginning of the 18th century. The 30 commercial letters preserved were all in German and addressed mostly to a correspondent in Vienna. This seems to indicate that the commercial network of Peter Paul Menz was more Northern-oriented than that of the Georg Menz's side of the family, as we will see later.

5 In the original Italian text, the young Eleonora addressed her father with the typical polite third person singular pronoun *lei*, and with a possessive adjective (*suo/sua*). As for the context of this letter, we only know from this letter and other archival information, that Eleonora Menz was spending some time in Rovereto to learn Italian and we may also infer that she was receiving an instruction in this language. However, we do not have further details concerning whether she was had a private preceptor or attending some classes with other wealthy girls of Rovereto.

Finally, an important note concerns the *marginalia*-that is side-notes on the letters and on the envelopes, where it is possible to recognise the hand of Peter Paul Menz himself. For instance, on a private letter in German coming from his mother, there is a red note on the envelope reporting *Ma mère*. This was not an isolated case. It seems that Peter Paul Menz extensively used French to comment on the envelopes the content of the letter and/or to take notes about the sender. In other archives like the *Magistrato Mercantile*, it was possible to see that many envelopes may have some information about the sender or the date of arrival, possibly in order to better identify a specific letter among the many received during the day by key figures in town. In case of Peter Paul Menz, it was possible to notice that half of the envelopes show notations in French, and the other half in German, irrespective of the language of the main letter, the addressee, or the provenience of the message itself.

## 6.2 The Georg Menz archive

As specified above, Georg Menz was Peter Paul's relative (to be precise, he was the brother of Peter Paul's grandfather, Johan Peter). As specified before, although the founder of the company Georg Anton died in 1722, according to the documents preserved, the commercial company named after him continued its activity through the whole 18th century, producing a huge quantity of commercial letters of both received and sent communications, orders, catalogues, and so on.

As previously reported in Table 3, the letters from year 1784 and year 1824–25 show a predominance of Italian language both in sent and received communications, indicating that at that time, the Georg Menz's company had developed a commercial network focused in the South, particularly with the Italian cities of Padua and Venice. However, by looking at data in Table 4, it is possible to note that a change of direction has indeed occurred in ten years. In proportion to the quantity of letters sent, the quantity has reduced, suggesting a decrease in business activity, while letters sent "to Germany", that is to German-speaking areas[6], increased in quantity, suggesting that the company's trading network and commercial partners have changed.

**6** We do not have examples of letters written (or coming to) non-German dominant areas in which German was also attested to be the most used language for communication (e. g., Poland or Hungary). Apparently, the commercial area of the Georg Anton Menz company did not include Eastern Europe, with the partial exception of one letter from Russia, and written in French (see *infra*).

**Tab. 4:** Quantity of letters from Georg Anton Menz Archive preserved at the Chamber of Commerce of Bolzano (ref. nr. 56_1784-1786; 66_1824-1832; 13_1784-1786; 23_1822-1825).

| | 1784 | 1824-25 | Total |
|---|---|---|---|
| **Copied to Italy** | 1532 | 367 | 1899 |
| **Copied to Germany** | 611 | 783 | 1394 |
| **Total** | 2143 | 1150 | 3293 |

As for the language used, the titles of the copybooks quite clearly indicate a division between an Italian-speaking area, and a German-speaking one. Since Italy and Germany did not exist as countries at the time, the labels were used to indicate areas in which Italian or German was the dominant language. However, it was less than uncommon to find instances of German letters in the copybooks "to Italy", and Italian ones in the copybooks "to Germany", although French letters seems to occur only in this latter case (see Table 5).

**Tab. 5:** Language distribution in the Menz Archive (Chamber of Commerce, ref. nr. 56_1784-1786; 66_1824-1832; 13_1784-1786; 23_1822-1825) in the two ledger books of copied letters of 1784 and 1824-25. Percentages are calculated by rows (i. e., according to the language variable).

| | | German | Italian | French | Total |
|---|---|---|---|---|---|
| **Copied Letters to Italy** | **1784** | 0.52 % (8) | 99.48 % (1524) | 0 % (0) | 100 % (1532) |
| | **1824–1825** | 0.54 % (2) | 99.46 % (366) | 0 % (0) | 100 % (368) |
| **Copied Letters to Germany** | **1784** | 68.74 % (420) | 6.38 % (39) | 24.88 % (152) | 100 % (611) |
| | **1824–1825** | 81.33 % (636) | 18.67 % (146) | 0 % (0) | 100 % (782) |
| **Total** | | 32.3 % (1066) | 63.1 % (2071) | 4.6 % (152) | 100 % (3293) |

The overall distribution of languages shows a predominance of Italian (about 63.1 %), followed by German (32.3 %) and then French (4.6 %). However, letters written in French have been found only for the year 1784, in the ledger book of letters copied "to Germany". These letters were sent not only to France or to Switzerland, but also to the United Kingdom. In this respect, letters sent to Anglophone areas were written either in French or Italian, but rarely in German. There are no instances of English letters in the corpus, confirming how English was not a vehicular language, at least in this part of Europe (Hsy 2013).

Secondly, it is worth noting that of the copied letters to Italy, very few were written in German (around 0.5 %). These limited examples were to specific addressees in Triest (such as Joachim Hurscel), even though German was not common for communication with this multilingual city. Triest sits at the border between modern-day Italy and Slovenia and was at the time one of the Habsburg Empire's most important ports on the Mediterranean. The fact that the choice of language is related to the addressee and not to the geographical destination of the addressee is confirmed in this case by the fact that other letters sent to Trieste were written in Italian (e. g., letters to Giacomo Broilli or the Simonetti brothers). Conversely, in the ledger of copied letters to "Germany", most appeared to be written not only in German, which unsurprisingly covered most cases, but also in French and Italian. In 1784, 152 out of 611 letters (24.88 %) were written in French and sent mainly to France and the United Kingdom. It is worth noting that many cities of correspondence are currently a part of Belgium (e. g., Verviers and Hodimont, now merged into one town), and lie on the border with German-speaking areas. Among the principal addressees there was also a woman, the widow Bessiard de la Touche in Nogent-le-Rotrou (France), who probably wrote back through an attorney, since we do not have texts signed by her in the folder of received letters. About 6.4 % of the copied letters "to Germany" were written in Italian to a correspondence in Exon, the contemporary town of Exeter, in the United Kingdom, where two of the Menz's partners (namely the company "Lucke & Vallin", with alternative spellings in the different letters, and that of Samuel Coave of Coave & son) were based. Interestingly, 3 Italian letters were sent to Vienna to a certain Antonio Malanotte, another 3 to Filippo Giacomo Tranck (or Trank) in Argentina, and 3 to Leiden to the company called "Vrede & Van Marle" (or "Verdaux & Van Marle").

In 1824-25, there were no instances of copied letters "to Germany" in French, due to the apparent end of commerce towards France and Switzerland. In the corpus, only one letter dated 9th April 1784 was sent to Zurich, to the company of "Heinrich Daniel Murich & son", which was written in German. However, 146 of the 782 letters in this ledger (about 18.7 %) were written in Italian instead of German. 133 of these were sent to the merchant Giacomo Bettini in Vienna, and 9 to various correspondents in Triest. Again, there are also instances of letters to Vienna and Triest written in German.

## 6.3 The Magistrato Mercantile Archive

As mentioned before, the *Magistrato Mercantile* was a commercial and through time also legal institution, involved in every possible dispute concerning traders and trading in Bolzano. Most documents are laws, sentences, and other juridical

acts, but a section of the archive has letters written by private merchants, maybe because of a dispute to be resolved in front of the Magistrato's judges.

The 247 letters contained in the trial folders for the target year 1784 came from 26 different cities, but more than half of the corpus (142 letters) were sent internally within Bolzano. This is not surprising since it is probably because many trials took place during the fairs, when all the merchants were present in town. Of the 247 letters, 198 were written in Italian, and only 49 in German. As mentioned, there are only 81 instances of an envelope being securely ascribable to a specific letter, and in every case the language of the letter is the same as that of the envelope. In terms of textual typology, the majority (106 of 247, 42.9 %) were written by individual merchants to official institutions, always the *Magistrato Mercantile* itself. There are 67 letters (27.1 % of the corpus) from one official institution (e. g., the *Magistrato*) to another (e. g., the chancellery of the Bishop of Trento); 50 letters (20.2 %) representing instances of private communication between two or more single merchants; and finally, 12 cases which have not been classified, since the signature was unreadable or very poorly preserved in the original documents.

**Tab. 6:** Letters preserved from the trials of the *Magistrato Mercantile* for the year 1784 (Provincial Archive, ref. nr. 3.2.91, 3.2.92), classified according to the language and textual typology.

| Textual Typology | German | Italian |
|---|---|---|
| **(Undefined)** | 24.5 % (12) | 0 % (0) |
| **Official – Official** | 0 % (0) | 33.8 % (67) |
| **Official – Individual** | 14.3 % (7) | 2.5 % (5) |
| **Individual – Official** | 24.5 % (12) | 47.5 % (94) |
| **Individual – Individual** | 36.7 % (18) | 16.2 % (32) |
| **Total** | 100 % (49) | 100 % (198) |

The data in the Table 6 has been processed vertically, since the purpose was to see if there was a predominant distribution among the two languages based on the formality of the correspondence, by separating it broadly into official and personal letters. The German language was mainly used, in our sample, in case of individual communication either with another individual (36.7 % of the cases) or with an institution (24.5 %). Conversely, Italian was used predominantly when an institution was involved, both in case of individual-to-institution communication (47.5 % of the cases) or in case of official communication between two institutions (33.8 %). The first situation covers all cases in which individual merchants addressed the *Magistrato Mercantile*. This distribution could be caused by the fact that court cases discussed and documented in 1784 involved mainly merchants from Trento or nearby areas. However, it is interesting that these official documents to Trento were always

written in Italian, since we know from other sources (cf. Occhi 2015) that the Chancellery of the Prince Bishop of Trento was bilingual, preparing documents in both Italian and German.

# 7 Discussion

Three sub corpora, collected between the 18th and 19th century in Bolzano, provide the first glimpse into merchants' writing practices, both privately and more publicly. The data support the claim that certainly two, but perhaps even more languages, were effectively used by Bolzano merchants in their correspondence with colleagues or family members. Whether the choice of language in institutional communication was determined by the authority (as in the case of the Bishop Chancellery in Trento, in private or semi-private communication), it appears that an accommodation towards the addressee was preferred. The language selection was based on the addressee rather than on the place of destination (either country or town). Merchants' correspondence was bi- or multilingual, while the official policy and management of Bolzano was more strictly monolingual, as appears from previous studies on the town chancellery documents (see Obermair 2005, 2008). In fact, by looking only at those official documents, one might have the impression that Bolzano was inhabited by monolingual Bavarian speakers. Conversely, the presence of a *Magistrato Mercantile*, could have given the impression that this institution was monolingual Italian, thus creating the impression of the presence of two languages with separated domain of use. In reality, the situation appears more complicated, with German and Italian bilingualism as a long-standing tradition in this town, not due to massive waves of immigration in the 20th century, but because of its strategic position at the crossroads between German- and Italian-speaking areas.

Indeed, the evidence of merchants' letters presented here indicate how Bolzano was a city with more complex multilingual competencies and networks, where languages other than the local one came in use during the year. This is especially true during the fairs, when Italian language featured greatly in the lives of the German traders. This is further confirmed in the private letters of Peter Paul Menz, which reveal the importance traders gave to a multilingual education for their children, along with the literature on this subject (see Franceschini 2002). However, this bilingualism should be viewed as a strategic tool rather than a marker of identity, as it would become in later centuries (e. g., Meluzzi 2015). Knowledge of Italian and French was useful for commerce, and learning those languages was an instrumental acquisition rather than a matter of cultural affiliation, as it could be argued by the distribution of Italian letters mainly in individual-to-official or official-to-official

contexts (see Table 6). To be sure, commercial letters were often written in German, Italian, and French, while in private correspondence the preference was shown towards German (i. e., the L1 of both the writer and addressee). We can deduce that German was the unmarked language choice in communications within the town and for more personal (i. e., not official) communications.

Thus, it should be noted how multilingualism in Bolzano during the 18th century was structured along utilitarian lines ordered from private to collective habits. The choice of the language was mainly addressee-oriented rather than correspondence-place-oriented. For instance, Italian merchants living in Vienna were addressed in Italian.

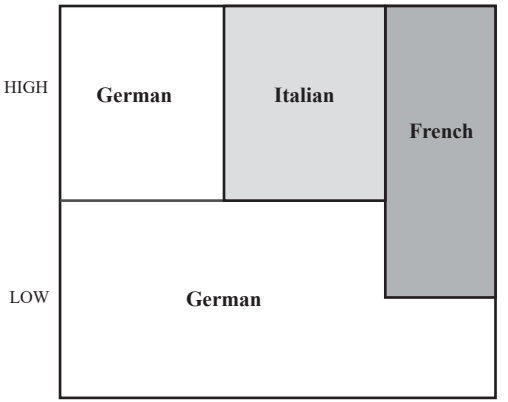



**Fig. 2:** A possible model of linguist repertoire of Bolzano merchants between 18th and 19th century.

Given the language distribution and the code choice and alternation found in the three sub-corpora, Fig. 2 shows a possible, albeit rough, scheme of the linguistic repertoire of Bolzano merchants between 18th and 19th century. The model has been based on a classic sociolinguistic distinction between high and low levels of communication. These levels should be intended as a complex interaction between different sub-levels of stylistic variability, which is the degree of formality of communication (formal vs. informal settings), the nature of the communication (official vs. private) and the degree of intimacy between the writer and the addressee (cf. also Berruto 1987). As for the languages, German was the dominant one both when it comes from the private sphere and when the individual involved was a writer. Italian was largely used for the highest functions, namely official documents with other politicians in the nearest kingdoms and in commercial activities. This reflects the nature of Bolzano of being at the crossroad between the Germanic and Romance areas. In this sense, French played a middle role, because it was used both for busi-

ness and official documents, but it also played a role in the life of a well-educated family, as well as the multilingual management of private correspondence. In this respect we should read the cases of the marginalia and notes of Peter Paul Menz on his relatives' letters. It also parallels with what we know from other sources on the education of the wealthiest families in those centuries. Lastly, and importantly, this situation mirrors the triglossia found in Vandenbussche's (2004) study of diachronic Flanders, and he was interested in local dialects as opposed to standard Dutch and French.

## 8 Conclusions and further perspectives

Many historians have attributed language variation to traders, especially in situations of linguistic contact. Given its geographical position between the German and the Romance worlds, Bolzano was seen as the natural crossroad of both goods and languages. For centuries, the city was an important marketplace, thus favouring the contact between German-speaking and Italian-speaking merchants coming from different areas, who settled in Bolzano for the four annual fairs, discussed their trades, and solves eventual disputes. The foundation and the growing power of the *Magistrato Mercantile* as a merchants' institution confirms the vital role played by commerce in socio-economic life of the town.

The archives of the *Magistrato Mercantile* as well as the private and commercial archives of one of the wealthiest merchant family in Bolzano, the Menzes, have allowed to give a preliminary understanding of the linguistic practices and the language management in South Tyrol between 18$^{th}$ and 19$^{th}$ centuries. One major issue concerning these documents regard the social origins of the writers. Indeed, within a historical sociolinguistic broader paradigm and a more specific "from below" approach, it would be preferable to focus on materials belonging to lower educated classes. However, these were not the documents we had at hand at the time of authorship, since the letters of both the three sub corpora analysed in this paper belonged to the medium-high levels of society. For instance, all members of the Menz family, both from the trench of Peter Paul and of Georg Anton, were deeply related with high-rank political activity in town. Even the documents preserved in the trials of the *Magistrato Mercantile* are not satisfying in this respect, given the fact the almost every letter received was transcribed by the scribes or officers (cf. Dossena 2012). Therefore, even if it were not possible to trace a language history from below (Elspass 2012), these documents could be said to provide a first insight in the language history of Bolzano "from the middle" (or even "middle-high").

However, the analysis has shown differences in the languages used especially concerning the typology of the letters, by dividing between private, commercial, and official correspondence. In fact, these documents show an elevated level of linguistic awareness in selecting the different linguistic codes according to both the content and the addressee of the letter. Based on this evidence, a possible model was proposed of the linguistic repertoire of a medium-high class trader living in Bolzano between the 18th and the 19th century, with German being the principal language, for both commercial, official, and private documents, whereas French and Italian were more restricted in their scopes to commercial and official documents only. In this respect, the Eleanor Menz's private letter to her father written in Italian should not be considered an exception to the picture traced so far, since it confirms again the importance of learning Italian for commercial purposes within a family of notorious traders, and, most of all, it also indirectly shows that Italian was not the common language used for more informal communications among family members.

Obviously, these data only allow us to see a small part of the large picture concerning language management and the linguistic repertoire of historical Tyrol. Metaphorically speaking, in reconstructing an image, we do not need all the pixels to be visible, but rather just enough to see a general shape and layout. In our case, even when data vary in size among the different sub-corpora and are also to some extent fragmentary, a first pattern of multilingual usage appears. Most crucially, the diverse sources allowed us to show a stylistic variation in language use related to both the users, the addresses, and the degree of formality. This variability is of foremost importance for an analysis of multilingual practices. Clearly, more data are needed to better account for the different variables (in particular, style and addressee). Further, it would be important to include the letters received in the Menz Archive, to see how merchants from outside the Tyrol addressed people in Bolzano. Finally, and most essentially, a structural analysis needs to be conducted, to allow more robust contact-related systemic analyses of language usage.

**Acknowledgements:** This research has been possible thanks to the HiMul-project, financed by the Swiss CNR and the support of the University of Bolzano/Bozen. A central role in this research has been played by the project leader, prof. Rita Franceschini, who firstly understood the great value of the still unexplored 'treasure' hidden in the archives of Bolzano. A special thank is due to the Provincial Archive and to the Chamber of Commerce of Bolzano (in particular, to Elisabetta Carnielli) who are responsible for the preservation of these important materials.

# References

Adams, James Nathaniel (2004): *Bilingualism and the Latin Language*. Cambridge: Cambridge University Press.

Adams, James Nathaniel (2013): *Social Variation in the Latin Language*. Cambridge: Cambridge University Press.

Bergs, Alexander (2012): The Uniformitarian Principle and the Risk of Anachronism in Language and Social History. In Juan M. Hernández-Campoy & J. Camilo Conde-Silvestre (eds), *The Handbook of Historical Sociolinguistics*, 80–98, London: Blackwell.

Berruto, Gaetano (1987): *Sociolinguistica dell'italiano contemporaneo*. Roma: La Nuova Italia scientifica.

Block, David (2013): *Social Class in Applied Linguistics*. London: Routledge.

Bonoldi, Andrea (1999): *La fiera e il dazio: economia e politica commerciale nel Tirolo del secondo Settecento* [The fair and the duty: economy and commercial politics in the second half of Eighteenth Century]. Trento: Società di studi trentini di scienze storiche.

Bonoldi, Andrea (2015): The End of the Fair. The Decline of an Alpine Market in the First Half of the Nineteenth Century. In Andrea Bonoldi, Markus A. Denzel, Andrea Leonardi & Cinzia Lorandini (eds.), *Merchants in Times of Crises (16th to mid-19th Century)*, 183–203. Stuttgart: Steiner.

Bonoldi, Andrea & Markus A. Denzel (eds.) (2007): *Bozen im Messenetz Europas (17.–19. Jahrhundert)/ Bolzano nel sistema fieristico europeo (secc. XVII–XIX)*. Bolzano: Athesia.

Brown, Joshua (2020): Towards the elaboration of a diastratic model in historical analyses of koineization. *Sociolinguistic Studies*, 14.4, 505–529.

Cerruti, Massimo, Claudia Crocco & Stefania Marzo (2017): *Towards a New Standard. Theoretical and Empirical Studies on the Restandardization of Italian*. Berlin: De Gruyter.

Cotugno, Francesca (2018): A Multidisciplinary Analysis of Non-Literary Latin Texts from Roman Britain. *Graeco-Latina Brunensia* 23, 35–47.

Cotugno, Francesca (2021): Graphemic Variation in the Romano-British Curse Tablets. In Alessia Bauer & Gaby Waxenberger (eds.), *Wege zur Konfiguration der Zeichen-Phonem-Beziehung* (LautSchrift-Sprache 3), 95–100. Wiesbaden: Dr. Ludwig Reichert Verlag.

De Mauro, Tullio (1963): *Storia linguistica dell'Italia unita* [Language History of unified Italy]. Roma: Laterza.

Denzel, Markus A. (2004): *From commercial communication to commercial integration: Middle Ages to 19th century*. Stuttgart: Franz Steiner.

Dossena, Marina & Susan M. Fitzmaurice (eds.) (2006): *Business and Official Correspondence: Historical Investigations*. Bern: Peter Lang.

Dossena, Maria (2012): The study of correspondence. In Maria Dossena & Gabriella Del Lungo Camiciotti (eds.), *Letter Writing in Late Modern Europe*, 13–30. Amsterdam: John Benjamins.

Elspaß, Stephan (2005): *Sprachgeschichte von unten: Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert*. Berlin: De Gruyter.

Elspaß, Stephan (2012): The use of private letters in sociolinguistic investigation. In Juan Manuel Hernández-Campoy & Juan Camillo Conde-Silvestre (eds.), *The Handbook of Historical Sociolinguistics*, 156–169. London: Wiley-Blackwell.

Franceschini, Rita (2002): Lo scritto che imita il parlato: i manuali di conversazione dal '400 al '700 e la loro importanza per la storia dell'italiano parlato [Writing imitating speech: the conversation manuals from 1400 to 1700 and their importance in the history of spoken Italian]. *Linguistica e Filologia*, 14, 129–154.

Franceschini, Rita (2013): Die Potentilität von Mehrsprachigkeit: vier Szenarien für ein dreisprachiges Gebiet wie Südtirol. In Barbara Hans-Bianchi, Camilla Miglio, Daniela Pirazzini, Irene Vogt & Luca

Zenobi (eds.), *Fremdes wahrnehmen, aufnehmen, annehmen. Studien zur deutschen Sprache und Kultur in Kontaktsituationen*, 179–194. Frankfurt a.M.: Peter Lang.
Hernández-Campoy, Juan Manuel & Juan Camilo Conde-Silvestre (eds.) (2012): *The Handbook of Historical Sociolinguistics*. London: Wiley-Blackwell.
Hsy, Jonathan (2013): *Trading tongues. Merchants, multilingualism, and medieval literature*. Columbus: Ohio University Press.
Kuntz, Helmut (1997): Zum Gebrauch von Phraseologismen in informellen Texten des ausgehenden 19. Jahrhunderts. *Wortbildung und Phraseologie* 9, 177–208.
Labov, William (1972): *Sociolinguistic patterns*. Oxford: Blackwell.
Mancini, Marco (2007): Testi epigrafici e sociolinguistica storica: le 'defixiones' sannite [Epigraphical texts and historical sociolinguistics: the 'defixiones' sannite]. *Istituto Lombardo-Accademia di Scienze e Lettere-Incontri di Studio*, 29–61.
Meluzzi, Chiara (2015): Dialects and linguistic identity of Italian speakers in Bozen. *Globe: A Journal of Language, Culture and Communication* 1, 1–16.
Meluzzi, Chiara (2020): *Sociofonetica di una varietà di koinè. Le affricate dentali nell'italiano di Bolzano* [Sociphonetics of a Koine Variety. Dental affricates in the Italian of Bolzano] Milano: Franco Angeli.
Meluzzi, Chiara (forthcoming, 2024): Bolzano merchants' archive between 17th and 19th century: the emergence of multilingual practices. *Quaderns d'Italiá* 29.
Molinelli, Piera (ed.) (2017): *Language and identity in multilingual mediterranean settings: Challenges for historical sociolinguistics*. Berlin: De Gruyter.
Mullen, Alex & Patrick James (eds.) (2012): *Multilingualism in the Graeco-Roman worlds*. Cambridge: Cambridge University Press.
Nevalainen, Terttu & Helena Raumolin-Brunberg (2003): *Historical Sociolinguistics: Language Change in Tudor and Stuart English*. London: Longman Pearson Education.
Obermair, Hans (1999): *Das Bozner Stadtbuch.* Bolzano: Città di Bolzano.
Obermair, Hans (2005): *Schriftlichkeit und urkundliche Überlieferung der Stadt Bozen bis 1500.* Band 1: *Regesten der kommunalen Bestände 1210–1400*. Bozen: Stadt Bozen.
Obermair, Hans (2008): *Schriftlichkeit und urkundliche Überlieferung der Stadt Bozen bis 1500.* Band 2: *Regesten der kommunalen Bestände 1401–1500*. Bozen: Stadt Bozen.
Occhi, Karia (2015): *Per una storia degli archivi di Trento, Bressanone e Innsbruck. Ricerche e fonti (secoli XIV–XIX)*. Bologna: Il Mulino.
Peersman, Catharina, Gijsbert Rutten & Rik Vosters (eds.) (2015): *Past, Present and Future of a Language Border. Germanic-Romance Encounters in the Low Countries*. Berlin: Mouton De Gruyter.
Petri, Rolf (1989): *Storia di Bolzano*. Padova: Il Poligrafo.
Putzu, Ignazio & Piera Molinelli (2020): *Modelli epistemologici, metodologie della ricerca e qualità del dato: dalla linguistica storica alla sociolinguistica storica*. [Epistemological models, research methodologies and quality of datum: from historical linguistics to historical sociolinguistics] Milano: Franco Angeli.
Regis, Riccardo (2012): Koinè dialettale. Dialetto di koinè, processi di koinizzazione. *Rivista italiana di dialettologia* 35, 7–36.
Rutten, Gijsbert & Marijke J. van der Wal (2014): *Letters as loot: A sociolinguistic approach to seventeenth- and eighteenth-century Dutch*. London: John Benjamins.
Schendl, Herbert (2012): Multilingualism, Code-switching, and Language Contact in Historical Sociolinguistics. In Juan Manuel Hernández-Campoy & Juan Camillo Conde-Silvestre (eds.), *The Handbook of Historical Sociolinguistics*, 520–533. London: Wiley-Blackwell.
Schjerve, Rosita (2003): *Diglossia and power: Language Policies and Practice in the 19th Century Habsburg Empire*. Berlin, New York: De Gruyter.

Testa, Enrico (2014): *L'italiano nascosto.* Torino: Einaudi.
Vandenbussche, Wim (2004): Triglossia and pragmatic variety choice in nineteenth-century Bruges: A case study in historical sociolinguistics. *Journal of Historical Pragmatics* 5(1), 27–47.
Wagner, Esther-Miriam, Bettina Beinhoff & Ben Outhwaite (eds.) (2017): *Merchants of Innovation: The Languages of Traders*. Berlin, New York: De Gruyter.
Wallnig, Thomas (2003): Language and Power in the Habsburg Empire: The historical context. In Rosita Schjerve (ed.), *Diglossia and power: Language Policies and Practice in the 19th century Habsburg Empire*, 15–32. Berlin, New York: De Gruyter.

Roland Marti

# Mehrsprachigkeit als Anfang vom Ende der Mehrsprachigkeit?

## Der Fall des Sorbischen

**Zusammenfassung:** Individuelle Mehrsprachigkeit wird heute in Europa allgemein als wünschenswert angesehen und gefördert, Gruppenmehrsprachigkeit nicht immer. Im Beitrag wird der Sonderfall von Gruppenmehrsprachigkeit bei sprachlichen Minderheiten am Beispiel des Ober- und Niedersorbischen im Kontext der deutschsprachigen Mehrheit dargestellt. In historischer Perspektive führt die Entwicklung von sorbischer Einsprachigkeit über sorbisch-deutsche Mehrsprachigkeit zunehmend zu deutscher Einsprachigkeit, wobei außersprachliche Faktoren wesentlichen Einfluss haben. Zentrales Problem ist die Einseitigkeit der Mehrsprachigkeit: mehrsprachig ist die Minderheit, während die Mehrheit einsprachig bleibt. Versuche, die Entwicklung aufzuhalten, scheitern, wenn dieses Problem nicht gelöst wird. Auch Revitalisierung kann nur erfolgreich sein, wenn im ganzen Gebiet, wo die Minderheitensprache gesprochen wird, Mehrsprachigkeit existiert, und zwar in der gesamten Bevölkerung. Der Fall des Sorbischen ist typisch auch für andere Minderheitensprachen, wenn sie nicht in anderen Staaten als Mehrheitssprachen vorkommen und dadurch gestützt werden. Um den Prozess von Mehrsprachigkeit zu Einsprachigkeit aufzuhalten (falls überhaupt möglich), ist eine ausgeprägt kompensatorische Sprachenpolitik nötig.

**Schlagwörter:** Kollektive Mehrsprachigkeit, Minderheitensprachen, Sorbisch, kompensatorische Sprachenpolitik, sprachliche Assimilation

## 1 Einleitung

Zur Mehrsprachigkeit hat sich bis jetzt in der Sprachwissenschaft noch keine einheitliche Terminologie durchgesetzt, obwohl das Thema gegenwärtig sehr aktuell ist.[1] Im Folgenden soll die Bezeichnung für Gruppenmehrsprachigkeit (die indivi-

1 Die Literatur zu dem Phänomen ist mittlerweile unübersehbar; vgl. zur Orientierung Auer & Wei (2007), Bhatia & Ritchie (2013), Coulmas (2018).

**Roland Marti**: Universität des Saarlandes, E-Mail: rwmslav@mx.uni-saarland.de

https://doi.org/10.1515/9783111338668-013

Open Access. © 2023 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. CC BY
Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.

duelle Mehrsprachigkeit voraussetzt) in einem geographischen Raum verwendet werden, die nicht in der Form der klassischen Diglossie[2] oder des Nebeneinanders von Standardsprache und von ihr überdachten Dialekten auftritt.[3]

Diese Situation der Mehrsprachigkeit ist in räumlicher oder zeitlicher Perspektive unterschiedlich beurteilt und je nachdem gefördert, toleriert oder bekämpft worden. Für Europa ging die Entwicklung grob von Indifferenz in der Zeit der Vorherrschaft der klassischen Sprachen (Lateinisch/Griechisch)[4] als alleiniger oder dominierender Schriftsprachen über (z. T. widerwillige) Toleranz im Kontext der Emanzipation der Volkssprachen bis hin zur Bekämpfung der Gruppenmehrsprachigkeit innerhalb von Nationalstaaten, die sich auch über eine alleinige Staatssprache definierten. Dies wurde erstmals in Frankreich im Rahmen der Revolution kompromisslos formuliert (Grégoire 2 [1794]) und wirkt dort trotz gewisser Modifikationen (vgl. Lüdi 2012) bis heute nach. Ein Nebeneffekt dieser Konzeption war, dass Mehrsprachigkeit grundsätzlich kritisch gesehen wurde, und zwar auch von der Wissenschaft. Es fehlte in der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht an Untersuchungen, die belegen sollten, dass Mehrsprachigkeit die geistige Entwicklung von Kindern behindert (vgl. Tabouret-Keller 2011). Erst in den letzten Jahrzehnten änderte sich das, und mittlerweile dominiert die umgekehrte Sichtweise, die Mehrsprachigkeit positiv bewertet und im Slogan „Einsprachigkeit ist heilbar“ (vgl. Ammon & Nelde 1997) ihren prägnanten Ausdruck gefunden hat.

Politisch zeigt sich diese neue Wertschätzung der Mehrsprachigkeit zum einen in der Europäischen Union. Sie ist als m.W. einzige supranationale Organisation grundsätzlich einem gemäßigt pantophonen (demokratischen) Sprachenregime verpflichtet (gemäß der Terminologie von Kloss 1969: 102), da die von den Mitgliedsstaaten benannten Amtssprachen auch alle „offizielle und Arbeitssprachen“ der damit gegenwärtig 24-sprachigen EU sind. („Gemäßigt pantophon“ ist sie, weil Minderheitensprachen der Mitgliedsstaaten nur dann berücksichtigt werden, wenn sie von einem anderen Mitgliedsstaat als „offizielle und Arbeitssprachen“ benannt wurden, wie z. B. Deutsch in Italien und Belgien oder Italienisch in Slovenien). Zu Beginn des neuen Jahrhunderts erklärte der Europäische Rat außerdem, die individuelle Mehrsprachigkeit mit dem Ziel der Dreisprachigkeit fördern zu wollen, und wiederholte mehrfach die Forderung nach Dreisprachigkeit der

**2** Vgl. Ferguson (1959) und die Erweiterung bzw. die Kritik des Konzepts durch Fishman (1967), Francescato (1986) u. a.

**3** Nach Mario Wandruszka wäre dies auch Mehrsprachigkeit, vgl. Wandruszka (1979).

**4** Im orthodoxen slavischen Bereich kam dazu das Kirchenslavische; vgl. zu diesem Sonderfall Keipert (1987).

Bevölkerung in der EU insgesamt.[5] Es ist allerdings ein offenes Geheimnis, dass Anspruch und Wirklichkeit in der EU gerade auf diesem Gebiet weit auseinanderklaffen.

Zum andern widmet sich der Mehrsprachigkeit der Bevölkerung Europas (nicht nur der EU) der Europarat mit seiner *Charta der Regional- oder Minderheitensprachen*.[6] Es geht zwar in der Charta nicht in erster Linie um Mehrsprachigkeit, aber die Bevölkerung, die eine Minderheitensprache spricht, lernt auch die Mehrheitssprache und wird damit mehrsprachig. Die Charta fördert damit Gruppenmehrsprachigkeit bei diesem Teil der Bevölkerung und bietet indirekt den Angehörigen der sprachlichen Mehrheit die Möglichkeit, mehrsprachig zu werden, da ein schulisches Sprachangebot in der Minderheitensprache auch von ihnen genutzt werden kann (vgl. Art. 7 (1) g der Charta). Die Tatsache, dass Minderheitensprachen durch die Charta speziell geschützt und gefördert werden müssen, ist allerdings ein deutlicher Hinweis darauf, dass die Mehrsprachigkeit vom Typ „Mehrheitssprache plus Minderheitensprache" offenbar in vielen Fällen gefährdet ist.

Damit ist ein soziolinguistisch problematischer Aspekt der Mehrsprachigkeit angesprochen, der angesichts der heute allgemein positiven Einstellung zur Mehrsprachigkeit in der psycholinguistischen und Spracherwerbsforschung m. E. zu wenig berücksichtigt wird: der Fall, dass Mehrsprachigkeit dieses spezifischen Typs nur eine Übergangssituation darstellt, eben der Anfang vom Ende der Mehrsprachigkeit sein kann. Diesen Aspekt will ich im Folgenden anhand eines konkreten Beispiels beleuchten, und zwar der deutsch-(nieder-/ober)sorbischen Mehrsprachigkeit in der Lausitz. Es handelt sich um einen Fall instabiler Gruppenmehrsprachigkeit in der spezifischen Situation des Nebeneinanders von dominanter Mehrheits- und dominierter Minderheitssprache innerhalb größerer (politischer, kultureller, religiöser) Einheiten.

**5** Erklärung von Barcelona 2002 (<http://europa.eu/rapid/press-release_PRES-02-930_de.htm>, Punkt 44). [Alle elektronischen Quellen wurden zuletzt am 29.04.2021 aufgerufen.] Entschließung des Rates zu einer europäischen Strategie der Mehrsprachigkeit (Amtsblatt EU 2008/C 320/01). Schlussfolgerung des Rates zur Mehrsprachigkeit und zur Entwicklung von Sprachenkompetenz (Amtsblatt EU 2014/C 183/06).

**6** Nr. STE 148 (<https://www.coe.int/en/web/conventions/full-list/-/conventions/rms/090000168007c07e>).

## 2 Das slavische Kontinuum und das Sorbische im Mittelalter

Die Situation des Sorbischen ist in historischer Perspektive im größeren Zusammenhang des slavischen Kontinuums zu sehen. Das Slavische hat sich von seiner vermuteten „Urheimat", den Prypjat'-Sümpfen (im heutigen Grenzgebiet zwischen Ukraine und Belarus'), im Frühmittelalter nach Westen bis über die Elbe ausgedehnt (vgl. Herrmann 1985, Stone 2016: 5–44, Brankačk & Mětšk 1977: 15–81). Die maximale Westausdehnung des slavischen Kontinuums dürfte im 9./10. Jahrhundert erreicht worden sein. Danach setzte eine allmähliche Germanisierung ein, deren Verlauf bis zur Reformation nur lückenhaft belegt ist, da ein Sprachwechsel im „einfachen Volk" in der schriftlichen Überlieferung kaum Erwähnung fand. Befördert wurde der Sprachwechsel durch deutschsprachige Herrschaftsstrukturen, die Wirkung der im Wesentlichen deutschsprachigen Städte auf das Umland und die Ansiedlung von nicht slavisch- bzw. sorbischsprachigen Bevölkerungsgruppen im Rahmen des Landesausbaus. Bis zum Ende des 15. Jahrhundert waren die Gebiete zwischen Elbe und Oder mit Ausnahme kleinerer Inseln (etwa dem Hannoverschen Wendland) und vor allem der Lausitzen, wo die Bevölkerung slavisch- bzw. konkret sorbischsprachig blieb, weitgehend germanisiert. Eine konsequent auf Germanisierung ausgerichtete Sprachenpolitik scheint es dabei kaum gegeben zu haben. Die als Gegenbeispiel angeführten Zunftordnungen, die z. T. ausdrücklich „Wenden" von der Mitgliedschaft ausschlossen, beabsichtigten wohl eher eine Beschränkung der Konkurrenz bzw. eine Vereinfachung des Zunftlebens (vgl. Kunze 2014). In den noch nicht germanisierten Gebieten behalf sich die deutschsprachige Administration mit Dolmetschern, die Kirche (mit Latein als offizieller Sprache) verfügte über Geistliche, die der Volkssprache mächtig waren, und Schulen gab es, wenn überhaupt, nur in den überwiegend deutschsprachigen Städten, während sie in den sorbischsprachigen ländlichen Gebieten weitestgehend fehlten (Kunze & Pech 2009: 3).

## 3 Das Sorbische im Gefolge der Reformation

Diese Situation änderte sich grundlegend durch die Reformation, die der Sprache der Gläubigen zum Durchbruch verhalf. Sie setzte sich in den sorbischsprachigen Gebieten mit Ausnahme der Region im Dreieck Budyšin/Bautzen – Kamjenc/Kamenz – Wojerecy/Hoyerswerda, die beim alten Glauben verblieb bzw. zu ihm zurückkehrte, rasch durch. Ein Grund dafür dürfte gewesen sein, dass das Zentrum der Reformation, Wittenberg, in unmittelbarer Nachbarschaft lag. Bemerkenswerterweise war es für die Ausbreitung der Reformation auch nicht schädlich, dass

Luther eine durchaus negative Einstellung zur sorbischsprachigen Bevölkerung, den „Wenden", hatte, die er in den Tischgesprächen mehrfach äußerte. Er verglich sogar seine Situation in sorbischer Umgebung (so seine Empfindung) mit derjenigen der ersten christlichen Gemeinden in jüdischem Umfeld:

> Sed pessima omnium natio est die Wenden, da unß Gott eingeworffen hatt. Deus enim semper ad pessimos quosque divertit populos, ut non fuit pertinacior populus quam Iudaei. [...] Sic venit etiam huc Christus unter die Wenden, ut destruat opus Diaboli et expellat Diabolos, qui domicilium tenent hic in rusticis et civibus. [...] Wenn ein böser volck wer dann die Wenden, so must das euangelium daselbst auffgangen sein. (Luther 1916: 606 (Nr. 4997)).[7]

Aus dem Grundsatz der Volkssprachlichkeit der reformatorischen Kirche folgte die Notwendigkeit, Übersetzungen ins Sorbische anzufertigen und sprachkundige Geistliche auszubilden. Erstmals war es deshalb wichtig zu wissen, welche Sprache(n) die Bevölkerung benutzte und verstand,[8] und entsprechendes Material zur Verfügung zu stellen. Dabei ergab sich die Schwierigkeit, dass das Sorbische bis zur Reformation in schriftlicher Form nicht existent war; Verschriftung und Verschriftlichung waren erst noch zu leisten. Dies geschah allerdings relativ rasch: die erste (handschriftliche) Übersetzung des Neuen Testaments von M. Jakubica, die auch schon für den Druck vorgesehen war, lag 1548 vor (Schuster-Šewc 1967: 415), das erste gedruckte Buch, ein Katechismus mit Gesangbuch und Kalender, erschien 1574 (Moller 1959), das zweite, ein Katechismus, 1595 (Schuster-Šewc 2001: 15–162). Durch diese beiden gedruckten Bücher war der Grundstein für eine Entwicklung gelegt, die bis heute für das Sorbische kennzeichnend ist, nämlich die Herausbildung von zwei selbständigen Schrift- und später Standardsprachen, Nieder- bzw. Obersorbisch. Im Falle des Obersorbischen führte die konfessionelle Spaltung außerdem dazu, dass seit dem Ende des 17. bis ins 20. Jahrhundert hinein zwei obersorbische Schriftsprachen, eine evangelische und eine katholische, nebeneinander bestanden. Dieser Dualismus wurde mit dem ersten gedruckten obersorbischen Buch für die katholische Bevölkerung begonnen, ebenfalls einem Katechismus, dem sprachlich ein südwestlicher, d. h. obersorbischer Dialekt zugrunde lag (Canisius 1685). Vorausgegangen war eine lateinisch geschriebene Grammatik des Übersetzers, Jakub Xaver Ticin[us] (Ticinus 1985).[9]

---

**7** Vgl. dazu (eher apologetisch) Malink (1983) und (2017: 9–12, 14–15) und (kritische Gegenposition) Mětšk (1983).

**8** Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass noch im Jahrhundert der Reformation (1593) erstmals eine Karte der Oberlausitz herausgegeben wurde (von Bartholomaeus Scultetus), in der die deutsch-sorbische Sprachgrenze („DEVTSCH/WENDISCH") verzeichnet war (<https://fotothek.slub-dresden.de/fotos/df/dk/0001000/df_dk_0001820.jpg>). Die Möglichkeit, eine lineare Sprachgrenze zu ziehen, lässt den Schluss zu, dass die Sprachgebiete weitgehend kompakt waren.

**9** Zur Entwicklung der sorbischen Schrift- bzw. Standardsprachen im Überblick vgl. Fasske (1994).

Die Notwendigkeit der Glaubensverkündung bzw. -praxis in der Volkssprache führte nach den Anfangszeiten, in denen wohl mit ad-hoc-Übersetzungen aus dem Deutschen gearbeitet wurde, zu gedruckten Übersetzungen insbesondere von biblischen Texten, Katechismen und Kirchengesangsbüchern. Dabei fällt auf, dass diese Drucke oft zweisprachig waren. Dies hatte mehrere Gründe: es erleichterte die Arbeit der Geistlichen, die auf den Dörfern sonntags vielfach den Gottesdienst zuerst deutsch (für die deutschsprachige Obrigkeit bzw. ihre Vertreter und ggf. weitere deutschsprachige Gemeindemitglieder), dann sorbisch (für die einsprachige Dorfbevölkerung) hielten; es erlaubte die Kontrolle der Übersetzung im Hinblick auf ihre sprachliche und konfessionsspezifische Korrektheit; und es konnte schließlich auch eine Dankesbezeugung gegenüber den meist nur deutschsprachigen hochgestellten Persönlichkeiten insbesondere aus dem pietistischen Umfeld sein, die solche Drucke durch ihre finanzielle Unterstützung erst ermöglichten. Beabsichtigt war wohl außerdem, das Deutsche in den einsprachig sorbischen, den sogenannten „stockwendischen" Gebieten zu verbreiten. Diese Entwicklung konnte auch dadurch gefördert werden, dass der deutschsprachige Gottesdienst zuerst gehalten wurde und sich der sorbischsprachige unmittelbar daran anschloss. Da es zwar möglich war, nach dem deutschsprachigen Gottesdienst die Kirche zu verlassen, nicht aber, erst zum sorbischsprachigen zu kommen, war auch der sorbischsprachige Teil der Gemeinde gezwungen, am deutschsprachigen Gottesdienst zumindest passiv teilzunehmen, nicht aber umgekehrt.

Die Reformation und die auf sie zurückzuführende Entstehung eines (zunächst rein religiösen) sorbischen Schrifttums war also für die Sprache ein „mixed blessing": durch sie wurde zwar eine vorher schriftlose Sprache geadelt, aber gleichzeitig kam eine ernsthafte Konkurrenz, das Deutsche, in vorher rein einsprachige Gebiete. Das führte bei der sorbischsprachigen Bevölkerung über kurz oder lang zur sorbisch-deutschen Mehrsprachigkeit, und die konnte zur deutschen Einsprachigkeit überleiten. Diese Entwicklung zeigte sich zunächst in den sprachlich schon gemischten Randgebieten, und zwar vor allem im niedersorbischen Bereich. Gerade die Niederlausitz hatte im Gefolge des Dreißigjährigen Krieges mit einem erheblichen Bevölkerungsverlust zu kämpfen, der die Position des Sorbischen zusätzlich schwächte. In der Niederlausitz betrug der Bevölkerungsrückgang infolge kriegerischer Handlungen und Seuchen bis zu 75 %, während es in der Oberlausitz zum Teil weniger als 20 % waren. Er wurde in den folgenden Jahren z. T. durch Zuwanderung Deutschsprachiger ausgeglichen (Brankačk & Mětšk 1977: 206), die den Sprachwandel zusätzlich beförderten, besonders wenn sie kompakt siedelten. So entstanden nämlich deutsche Sprachinseln, die dann in die sorbische Umgebung ausstrahlten.

Dazu kam ein inner-reformatorisches Problem, das sich in der Niederlausitz zu Ungunsten des Sorbischen auswirkte: die sorbischen Kirchgemeinden waren luthe-

risch (und wurden im 19. Jahrhundert z. T. altlutherisch), während das brandenburgische Herrscherhaus, das die Herrschaften Chóśebuz/Cottbus und Picnjo/Peitz (den späteren „Cottbuser Kreis"), den kurmärkisch-wendischen Distrikt sowie weitere kleinere niedersorbische Gebiete regierte, 1613 calvinistisch geworden war. Aufgrund der doppelten Sonderstellung der sorbischen Bevölkerung (anderssprachig und heterodox) wurden sorbische Drucke im kurmärkisch-wendischen Distrikt verboten, eingezogen und vernichtet, und zwar zunächst primär wegen ihrer Heterodoxie, später aber immer mehr mit der erklärten Absicht, das sorbischsprachige Gebiet zu germanisieren. So wurde in einem Reskript des Kurfürsten von 1667 „dero Lutherischer Prediger unzeitiger Eifer und Lästern" beklagt und festgestellt, dass „die wendischen Bücher, so seine kurfürstliche Durchlaucht zum Gebrauche dasiger Kirchen höchstselbst dermalen zu edieren und durch den Druck zu kommunizieren geruhet, an solchen Örtern die heilsame Lehre verketzern" und als Konsequenz gefordert: „Ihr möget die [...] erwähnten wendischen Bücher, maßen solche der Jugend das Odium wider die wahre Religion und deren Verwandte gleichsam in sanguinem convertieren trachten, bei denen Kirchen und Schulen konfiszieren und danach gänzlich liquidieren." (Mětšk 1969: 14).

Die Germanisierungspolitik galt ebenso für die restliche, zu Sachsen gehörende Niederlausitz nach dem Dreißigjährigen Krieg, und sie wurde gerade auch von der Kirche betrieben. In den Herrschaften Cottbus und Peitz dagegen, die eine brandenburgische Exklave waren, gestaltete sich die Sprachenpolitik aufgrund der exponierten Lage für das Sorbische günstiger, unterlag aber starken Schwankungen, die von eher widerwilliger Toleranz bis zur Förderung, z. B. von Drucken, reichte (vgl. Mětšk 1962).

In der Oberlausitz stellte sich die Situation anders dar, da hier, wie erwähnt, eine konfessionelle Konkurrenzsituation (evangelisch vs. katholisch) bestand. Das veranlasste einerseits die Regierungen im evangelischen Gebiet, die in den Landständen und im Sechsstädtebund zusammengefasst waren aber eine relativ große Selbständigkeit bewahrten, *contre cœur* eine recht tolerante Sprachenpolitik zu betreiben, die sich u. a. in staatlicher Förderung obersorbischer Drucke äußerte. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang die Formulierung des Entwurfs der Oberlausitzer Kirchenordnung von 1690:

> Von der wendischen Sprache. Obwohl dermalen die Intention in hiesiger Oberlausitz auf gänzliche Ausrottung solcher Sprache gerichtet gewesen, so soll sie doch fürderhin, damit die wendische<n> Untertanen nicht in unchristlichen Aberglauben und Katholizismum zurückfallen, bei denen ganz wendische<n> Gemeinen vor der Hand in den Städtlein und Dorfkirchfahrten beibehalten /: auch D. Lutheri Catechismus wendisch vertieret gedrucket werden, also daß die wendische<n> Knaben in der Schule zum wendischen Lesen und Schreiben mögen balde informieret und unterrichtet werden können [...] (Mětšk 1969: 18)

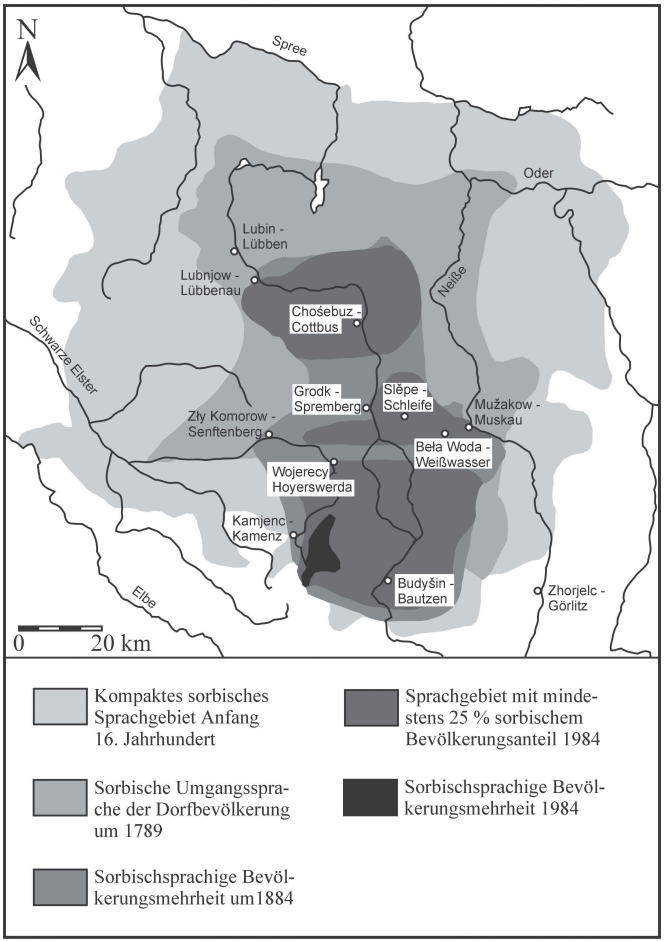



**Abb. 1:** Die Entwicklung des sorbischen Sprachgebiets vom 16. – 20. Jahrhundert.

Anderseits übte das Prinzip der Volkssprachlichkeit der Reformation einen indirekten Druck auf die katholische Kirche aus, in ihrem Einflussgebiet den Gläubigen kirchliche Texte in ihrer Muttersprache zur Verfügung zu stellen, was auch geschah und, wie erwähnt, zur Koexistenz einer evangelischen und einer katholischen obersorbischen Schriftsprache führte. Die katholische Kirche spekulierte möglicherweise sogar auf Rekatholisierung unter der sorbischen Bevölkerung. Dies wird aus der Dedikation deutlich, die ursprünglich für die erste Grammatik des katholischen Obersorbischen (Ticinus 1985) vorgesehen war. Dort hieß es nämlich:

> Spero fore, ut munusculum hoc, mole quidem exiguum, ast ob intentum finem palantes cives meos (quorum salutis ardens Te desiderium tenet) ad ecclesiæ romanæ gremium reducendi, magnum, æqui bonique consulas. (Hórnik 1878: 10).

Die gedruckte Dedikation verzichtete, wohl aus politischen Gründen, auf den Gerundialsatz. Das Zitat macht auch deutlich, dass die Furcht der evangelischen Seite vor einem möglichen Rückfall „in unchristlichen Aberglauben und Katholizismum“ (s. den vorhergehend zitierten Text) nicht ganz unbegründet war.

Das Problem der katholischen Seite war die fehlende staatliche Unterstützung. Der Übertritt des sächsischen Herrscherhauses zum Katholizismus 1697 (als Vorbedingung für die Wahl von Friedrich August I. [dem Starken] zum polnischen König August II.) führte nämlich, soweit bekannt, wider Erwarten nicht zu einer stärkeren Unterstützung der katholischen Sache im sorbischen Bereich, jedenfalls nicht in finanzieller Hinsicht. Deswegen wurden deutlich weniger katholische sorbische Bücher gedruckt, da die Wirtschaftlichkeit von Drucken aufgrund der zahlenmäßig eher kleinen katholischen sorbischsprachigen Bevölkerung nicht gegeben war. So lagen zwar zu Anfang des 18. Jahrhunderts eine katholische und eine evangelische obersorbische Bibelübersetzung vor, aber nur die evangelische wurde gedruckt, allerdings wohl aufgrund des Umfanges nur einsprachig obersorbisch (Biblia 1728). Eine vollständige katholische Bibel auf obersorbisch erschien erst 2006. Für den niedersorbischen Bereich lagen das Neue Testament zu Beginn und das Alte am Ende des 18. Jahrhunderts getrennt im Druck vor, aber die erste Gesamtbibel wurde erst 1824 durch Zusammenbinden des Alten Testaments mit einem Neuen Testament von 1822 realisiert. Auch hier dürften ökonomische Grunde eine Rolle gespielt haben, da niedersorbische Drucke, wenn überhaupt, nur in geringerem Maße staatlicherseits subventioniert wurden als im obersorbischen Bereich.

Die Situation bezüglich der Mehrsprachigkeit in den Lausitzen von der Reformation bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts stellte sich insgesamt so dar, dass die Randbereiche von sorbischer Einsprachigkeit über eine Periode sorbisch-deutscher (mit Sorbisch als dominantem Element), später deutsch-sorbischer Zweisprachigkeit (mit dominierendem Deutsch) zu deutscher Einsprachigkeit übergingen (S => S/d => s/D oder D/s => D). Dabei zeigt die Kartierung des sorbischen Sprachgebiets in seiner historischen Entwicklung (vgl. Abb. 1), dass dieser Prozess in der Niederlausitz in wesentlich größerem Umfang stattfand und abgeschlossen wurde, was zweifellos auch auf die weniger tolerante Sprachenpolitik von Staat und Kirche zurückzuführen ist (zu entsprechenden Erlassen, die mehrheitlich die Niederlausitz betrafen, vgl. Mětšk 1969). Eine über längere Zeit stabile deutsch-sorbische Zweisprachigkeit konnte sich, außer teilweise in den Städten, unter diesen Bedingungen nicht entwickeln, wurde aber, jedenfalls in der Niederlausitz, in der Regel auch nicht angestrebt.

# 4 Das Sorbische vom Wiener Kongress bis zum Zweiten Weltkrieg

Nach dem Wiener Kongress gehörte der größere Teil der Lausitzen (d. h. die gesamte Niederlausitz und ein Teil der Oberlausitz) zu Preußen, das, von wenigen Ausnahmen abgesehen (etwa während der Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. [1840–1858], des „Romantikers auf dem Thron"), eine klar auf Germanisierung ausgerichtete Sprachenpolitik verfolgte. Nur in dem Teil der Oberlausitz, der bei Sachsen verblieb, war die Sprachenpolitik toleranter (vgl. Kunze 2003). Allerdings veränderten sich in dieser Zeit die Rahmenbedingungen grundlegend, da die Modernisierung (zentralisierte staatliche Verwaltung, obligatorisches Schulwesen mit Deutsch als Unterrichtssprache zumindest in den höheren Klassen, obligatorischer längerer Militärdienst in deutschsprachiger Umgebung für die männliche Bevölkerung, Ausbau der Infrastruktur und damit Erschließung des Gebiets, höhere Mobilität der Bevölkerung, Ansiedlung von Industrie, Tourismus usw.) jetzt auch die Lausitzen erfasste. Dazu kam das von deutscher Seite propagierte Heterostereotyp des Sorbischen als einer minderwertigen und den Ansprüchen der neuen Zeit nicht genügenden Sprache, das teilweise von sorbischer Seite als Autostereotyp übernommen wurde und bis in die Gegenwart nachwirkt (Beispiele dafür finden sich bei Walde 2010).

Das Ergebnis war eine massive Ausweitung der sorbisch-deutschen Zweisprachigkeit, allerdings, abgesehen von einigen Ausnahmen, weiterhin nur in der sorbischsprachigen Bevölkerung. Das führte aber diesmal nicht (oder jedenfalls nicht so schnell) zu einem gleichsam automatischen Übergang zur deutschen Einsprachigkeit in ein bis zwei Generationen. Die Germanisierung schritt langsamer voran, und es entstand für kürzere Zeit eine instabile Zweisprachigkeit mit Sorbisch als „interner" und Deutsch als „externer" Sprache. Für einen Teil der sorbischsprachigen Bevölkerung spielte dabei die „sorbische" bzw. „slavische Wiedergeburt" eine Rolle, die sich als Gegenbewegung zu einem aggressiven, gegen alles Slavische gerichteten Pangermanismus (vgl. Korinman 1999) verstand und sich deshalb den Vorwurf des Panslavismus (vgl. aus verschiedenen Perspektiven Fischel 1919, Giusti 1941, Kohn 1953) einhandelte. Sie führte zur Entstehung eines sorbischen Vereinswesens (als Reaktion auf die Gründung deutscher Vereine), in dem neben dem eigentlichen Vereinszweck immer auch die Sprache gepflegt wurde. Letzteres galt in besonderem Maße für Kulturvereine (Theater-, Gesangs-, studentische Vereine). Der Schwerpunkt des sorbischen Vereinswesens lag in der Oberlausitz und trug auch zur besseren Bewahrung des Sorbischen in diesem Gebiet bei (vgl. Musiat 2001 und 2003).

Einen Sonderfall stellte dabei die katholische sorbischsprachige Bevölkerung der Oberlausitz dar. Sie war eine doppelte, nämlich konfessionelle und sprach-

liche Minderheit und war eine in sich geschlossene Bevölkerungsgruppe, welche die sorbische Einsprachigkeit und später die sorbisch-deutsche Zweisprachigkeit besonders gut bewahrte. Dazu trugen insbesondere die Endogamie (es waren nur sorbisch-katholische Ehen gesellschaftlich akzeptiert), ein gesondertes Vereinswesen und insgesamt das, was auch anderswo in Deutschland als „katholisches Milieu" bezeichnet wurde, bei (Walde 2000).

Die regionalen Unterschiede werden in der unterschiedlichen Geschwindigkeit des Sprachwechsels im 19. Jahrhundert deutlich (s. Abb. 1). Am stärksten schritt die vollständige Germanisierung wiederum in der Niederlausitz voran, wesentlich langsamer in der Oberlausitz, wo zum Ende des 19. Jahrhunderts von partieller sorbisch-deutscher Zweisprachigkeit (mit unterschiedlich guten Kenntnissen des Deutschen) auszugehen ist, in der Regel aber nur in der Form einseitiger Zweisprachigkeit der Minderheit.

Allerdings sind die Informationen zur Zweisprachigkeit lückenhaft. Die Angaben zum Sorbischen um 1884, die obiger Karte zugrunde liegen, stammen aus statistischen Erhebungen von A. Muka, der allerdings nicht an Zweisprachigkeit interessiert war, sondern an den noch vorhandenen sorbischen Sprachkenntnissen. Er erwähnt aber immer wieder, dass der Schulunterricht eine klar germanisatorische Tendenz hatte und zumindest die Kinder und Jugendlichen Deutsch in unterschiedlichem Maße beherrschten (Muka 2019). Auch in amtlichen Statistiken ist die Zweisprachigkeit nur schlecht dokumentiert. Die offiziellen Volkszählungen erfassten erst seit 1890 (Preußen) bzw. 1900 (Sachsen) getrennt „Personen mit nur wendischer Muttersprache" und „Personen mit deutscher und wendischer Muttersprache". Für 1910 waren die Zahlen für Preußen 60 053 gegenüber 2281, für Sachsen 23 439 gegenüber 17 028 (Burkhardt 1932: 1, 4). Zur sorbisch-deutschen Zweisprachigkeit bekannte sich also eher die Bevölkerung in der Oberlausitz.

In der Weimarer Republik änderte sich an dieser Situation wenig, aber im Dritten Reich wurde nach einer anfänglichen Periode der Toleranz das Sorbische aus dem öffentlichen Leben verbannt; vielfach wurde die Sprache vorsichtshalber auch innerhalb der Familie nicht benutzt. Damit war ihre Weitergabe von einer Generation zur nächsten auch nicht mehr sichergestellt.

## 5 Das Sorbische nach dem Zweiten Weltkrieg

Nach Kriegsende wurde das Sorbische in der SBZ bzw. später der DDR intensiv gefördert, zum einen als Wiedergutmachung für die vorangegangene Unterdrückung, zum andern, weil es sich um die Sprache einer slavischen Minderheit in einem slavisch dominierten politischen Umfeld, dem „Ostblock", handelte, und schließlich

als Musterbeispiel für marxistisch-leninistische Minderheitenpolitik. In Sachsen wurden Aktivitäten sorbischer Organisationen unmittelbar nach Kriegsende wieder zugelassen, ein besonders Kultur und Bildung förderndes Sorbengesetz verabschiedete der Landtag 1948. In Brandenburg ging es länger: eine entsprechende Verordnung wurde erst 1950 erlassen, d. h. nach Gründung der DDR. Die Förderung auf kulturellem Gebiet war auch eine Art Ersatz für die von der Besatzungsmacht nicht gewährte Alternative (politischer) Autonomie oder gar des Anschlusses an die Čechoslovakei oder Polen (vgl. die Darstellung aus offizieller DDR-Perspektive bei Schiller & Thiemann 1979 und im kritischen Rückblick bei Pech 1999).

Die Sprachenpolitik der DDR gegenüber der sorbischen Minderheit erkannte in ihrer Anfangsphase sogar erstmalig das Hauptproblem, nämlich die instabile, weil einseitig nur auf der Seite der Minderheit vorhandene sorbisch-deutsche Gruppenmehrsprachigkeit, und versuchte es durch die Förderung der allgemeinen Mehrsprachigkeit zu bekämpfen. Es wurde deshalb die Losung ausgegeben: „Die Lausitz wird zweisprachig! – Łužica budźe dwuréčna! – Łužyca buźo dwójorěcna!“, und geplant war ein Schulsystem, das helfen sollte, dieses Ziel (auch durch Erwachsenenbildung) zu erreichen. Aus politisch-ideologischen Gründen und auch wegen fehlenden Interesses bzw. sogar Widerstands seitens der deutschsprachigen Bevölkerung wurde das Ziel allerdings bald aufgegeben, und zwar schon Ende der fünfziger Jahre. Dies kommt deutlich in einem internen Dokument der Hauptabteilung Sorbenfragen der DDR von 1959 zum Ausdruck: „Die Losung ‚Die Lausitz wird zweisprachig‘ ist falsch. Sie desorientiert, weil das Ziel sein muss, die Lausitz wird sozialistisch […]“ (Pech 1999: 78); vgl. auch eine identische Aussage aus einem anderen Dokument aus demselben Jahr (Schurmann 2016: 565).

Die negativen Folgen anderer Bereiche der Partei- und Staatspolitik (Abbaggerung sorbischer Dörfer zwecks Braunkohlegewinnung, Kollektivierung, Industrialisierung, Behinderung kirchlicher Aktivitäten) und ihre Auswirkung auf die Zahl der Sorbischsprachigen durften öffentlich von der sorbischen Dachorganisation (Domowina) nicht angesprochen werden. Insbesondere war der Rückgang der sorbischsprachigen Bevölkerung ein Tabuthema. Eine Erhebung von A. Černik aus dem Jahre 1956, die allerdings nicht veröffentlicht werden durfte, ermittelte damals rund 80 000 Sorbischsprachige, eine Hochrechnung von 1987 kam auf 67 000, aber bis zum Ende der DDR wurde als offizielle Zahl 100 000 genannt, z. B. in Nowusch 1988: 13: „In der politisch-staatlichen Tätigkeit wird die sorbische Bevölkerung mit annähernd 100 000 Menschen beziffert.“ (Man beachte die gewundene Formulierung!)

Auch in der DDR bewahrte die katholische sorbische Bevölkerung ihre Sonderstellung. Der offiziell geförderte Atheismus führte dazu, dass sich diese Bevölkerungsgruppe nur noch enger zusammenschloss und der einzigen offiziell zugelassenen sorbischen Organisation gegenüber (der Domowina) eine kritische Distanz wahrte. Wie aus der Karte (s. Abb. 1) ersichtlich, ist die katholische Region auch heute

noch das Gebiet, in dem das Sorbische am stärksten verankert ist. Es wird gemeinhin als sorbisches „Kerngebiet“ bezeichnet und hat zur weit verbreiteten irrigen Vorstellung beigetragen, dass die sorbische Bevölkerung insgesamt katholisch sei. (Das Phänomen, dass die katholische Kirche „minderheitenfreundlicher“ ist als die reformatorische, ist übrigens auch anderswo feststellbar, vgl. dazu Zeiler 1964: 100–109.)

## 6 Die Situation des Sorbischen heute

Nach der deutschen Wiedervereinigung ging es den sorbischen Organisationen mit als erstes darum, ein objektives Bild von der Sprachsubstanz zu erhalten. Es war klar, dass die offizielle Zahl von 100 000 nicht realistisch war. Ebenfalls klar war, dass alle, die Sorbisch sprachen, zumindest zweisprachig waren (deutsch-sorbisch), so dass die Zahl der Sorbischsprachigen gleichzeitig die Zahl der (mindestens) Zweisprachigen sein musste. Da die Sorbengesetze von Sachsen und Brandenburg das Bekenntnisprinzip zugrunde legen und die Überprüfung des Bekenntnisses zum Sorbentum (z. B. durch Ermittlung der Sprachkenntnisse) verbieten und außerdem Deutschland seit der Wiedervereinigung keine Volkszählung mit Fragen zu Sprachen durchgeführt hat, ist man auf Hochrechnungen bzw. Schätzungen angewiesen. Für das Niedersorbische hat eine Hochrechnung aufgrund einer Untersuchung der Jahre 1993–1995 ergeben, dass die Gesamtzahl von „Personen mit Kenntnissen des Niedersorbischen“ „kaum über 7.000 liegen“ dürfte (Jodlbauer, Spieß und Steenwijk 2001: 39). Noch dramatischer war allerdings die Tatsache, dass sich darunter kaum jüngere Personen befanden. Das Verbot des Sorbischen im Dritten Reich und eine Art stiller Protest gegen die Politik der DDR führten in vielen Familien zum vollständigen Übergang von einer sorbisch-deutschen Mehrsprachigkeit zu deutscher Einsprachigkeit innerhalb einer Generation.

Für das Obersorbische liegen nur Schätzungen vor, die davon ausgehen, dass Obersorbisch von etwa 20 000 – 25 000 Menschen gesprochen wird (Pohontsch 2014: 291). Dabei gibt es, wie erwähnt, deutliche Unterschiede zwischen der evangelischen und katholischen Bevölkerung. Das Obersorbische der evangelischen Bevölkerung ist in einer leicht besseren Position als das Niedersorbische, da hier die Weitergabe der Sprache innerhalb der Familie häufiger zu beobachten ist. Gleichwohl geht die sorbisch-deutsche Mehrsprachigkeit zugunsten der deutschen Einsprachigkeit zurück. Nach Fishmans *Graded Intergenerational Disruption Scale GIDS* befindet sich das Niedersorbische auf Stufe 8 oder bestenfalls 7 (Fishman 1991: 87–109), d. h. auf der letzten oder zweitletzten Stufe und damit in einer ziemlich prekären Position. Die Situation des Obersorbischen im evangelischen Gebiet entspricht Stufe 6 bzw. 5, wobei Stufe 6, d. h. die mündliche Weitergabe des Sorbischen

(und damit die deutsch-sorbische Mehrsprachigkeit) als entscheidend für das Verhindern des Sprachwechsels, d. h. des Übergangs zur Einsprachigkeit gilt. Die Skala ist aber nicht ohne weiteres auf das Sorbische anwendbar, da die staatliche Förderung des Sorbischen (sowohl in der DDR als auch nachher in der Bundesrepublik) sich durchaus auf höheren Stufen befand: so wurde und wird z. B. Sorbisch auf universitärer Ebene unterrichtet, was eigentlich nur für Stufe 1 typisch ist. Allerdings fehlte diesen Angeboten eine feste Verankerung in der sprachtragenden Bevölkerung, jedenfalls im niedersorbischen Bereich.

Im katholischen Bereich ist das Sorbische noch nicht bedroht, da es die Umgangssprache in den Dörfern, auch unter den Jugendlichen, ist. Für die meisten Kinder ist es außerdem die zuerst erworbene Sprache. Deswegen ist hier auch die sorbisch-deutsche Mehrsprachigkeit durchaus lebendig. Problematisch ist aber einerseits der Geburtenrückgang seit der Wiedervereinigung und andererseits die schwierige wirtschaftliche Situation der Region, die viele zur Arbeitsmigration in rein deutschsprachige Gebiete zwingt. Dazu kommt, dass die Jugend sich nicht mehr der endogamen Tradition verpflichtet fühlt, was zunehmend zu sprachlichen Mischehen führt.

Wie schon in der DDR, wird auch jetzt von staatlicher und sorbischer Seite versucht, das Sorbische und damit die Mehrsprachigkeit zu stabilisieren und zu fördern. Im schulischen Bereich geschah das in der DDR durch A- und B-Schulen bzw. -Klassen, erstere mit sorbischer Unterrichtssprache, letztere mit sorbischem Sprachunterricht, wobei der Ertrag des B-Typus für das Sorbische eher gering war. Heute versucht man in Sachsen, durch das Nebeneinander von Sorbisch und Deutsch (und später weiteren Fremdsprachen) im Rahmen des Konzepts „2plus“ die Mehrsprachigkeit im sorbischen Siedlungsgebiet zu bewahren.[10] Von sorbischer Seite wird dem Konzept allerdings z. T. vorgeworfen, dass es weder bei den sorbischmuttersprachlichen Kindern zum Spracherhalt beitrage, noch bei den deutsch-muttersprachlichen zu einer ausreichenden Beherrschung des Sorbischen führe.

In Brandenburg, wo es kaum Kinder mit sorbisch-deutscher Mehrsprachigkeit gab, ließ sich Mehrsprachigkeit nur über die Revitalisierung des in der älteren Generation noch lebendigen Niedersorbischen sicherstellen. Der Sorbische Schulverein als privater Träger von vorschulischen Einrichtungen, inspiriert vom bretonischen DIWAN-Modell, eröffnete 1998 den ersten WITAJ-Kindergarten, der gemäß Konzeption die Kinder durch Immersion zum aktiven Gebrauch des Niedersorbischen führen sollte.[11] Daran schließen sich verschiedene Formen des bilingualen

**10** Vgl. die (sorbisch-deutsche) Beschreibung: <https://www.witaj-sprachzentrum.de/obersorbisch/wp-content/uploads/sites/3/2017/04/2plus_konzept.pdf>.

**11** Vgl. <https://www.sorbischer-schulverein.de/_download/sst_jubil__um_inhalt_f__r_Internet.pdf>.

Unterrichts in den Schulen an. Das Ziel ist wiederum die sorbisch-deutsche Mehrsprachigkeit. Der auch hier verschiedentlich erhobene Vorwurf, es würden nur unzureichende Sprachkenntnisse vermittelt, wurde erst kürzlich durch eine Evaluation belegt.[12]

# 7 Schlussbemerkungen

Betrachtet man die Geschichte der sorbisch-deutschen Mehrsprachigkeit, muss man feststellen, dass sie, abgesehen vom sorbischen katholischen Bereich, nie ein Beispiel für stabile Gruppenmehrsprachigkeit war. Die Entwicklung verlief insgesamt in der Regel von sorbischer Einsprachigkeit über eine Phase sorbisch-deutscher Mehrsprachigkeit zur deutschen Einsprachigkeit. Ein zentraler Grund für diese einseitige Entwicklung ist wohl die Tatsache, dass die umgekehrte Entwicklung von deutscher Einsprachigkeit zur deutsch-sorbischen Mehrsprachigkeit nur in seltenen Fällen vorkam und damit die Gruppenmehrsprachigkeit nur bei den Angehörigen der Minderheit existierte.

Der Ausnahme, d. h. der katholischen Region, ist es bis jetzt gelungen, die Gruppenmehrsprachigkeit zu bewahren. Das lässt sich mit der relativen Geschlossenheit dieses Teils der sorbischen Bevölkerung erklären, die zu einer spezifischen Form der Gruppenmehrsprachigkeit führt. Intern ist die Gruppe in der mündlichen Sprachverwendung faktisch einsprachig sorbisch und nur gegen außen oder in gemischten Gruppen mehrsprachig. Allerdings dringt die Mehrsprachigkeit zunehmend in den internen Bereich ein, v. a. über die Medien. Die Geschlossenheit dieser Gruppe mit sorbischer Muttersprache erschwert übrigens auch Revitalisierungsversuche im obersorbischen Raum, da die „new speakers“ häufig von den Sorbisch-Muttersprachlichen nicht als Gruppenmitglieder akzeptiert werden und man mit ihnen deutsch spricht, nicht zuletzt, weil die Sorbisch-Muttersprachlichen in der Regel Deutsch besser beherrschen als die „new speakers“ Sorbisch (vgl. Ratajczak & Dołowy-Rybińska 2019). Dazu kommt, dass die „new speakers“ in der Regel nur die Standardsprache gelernt haben, nicht aber die unter den Muttersprachlichen übliche obersorbische (katholische) Umgangssprache, die sich deutlich von der obersorbischen Standardsprache mit ihrem ausgeprägten Purismus unterscheidet (Scholze 2008).

**12** https://sorb.philol.uni-leipzig.de/download/0/0/1934998785/dbcd4acf2bc838adf836c07925beb1a9aeae8345/fileadmin/sorb.philol.uni-leipzig.de/uploads/dokumente/2018/Abschlussbericht.Evaluation.LISUM.pdf>.

Der Fall des Sorbischen zeigt, dass Gruppenmehrsprachigkeit in Situationen der Koexistenz von Mehrheits- (dominanter) und Minderheitssprache (dominierter Sprache) instabil ist und zu Einsprachigkeit in der dominanten Sprache führt, wenn nicht ganz spezifische Bedingungen die Position der Minderheitssprache stärken. Ob Revitalisierungsmaßnahmen eine solche Entwicklung aufhalten oder sogar umkehren können, ist schwer vorherzusagen.

Eine derartige instabile mehrsprachige Situation ist aber nicht nur für das Sorbische charakteristisch, sondern findet sich auch in Regionen, wo die Unterstützung der Minderheitensprache sogar noch ausgeprägter ist. Das klassische Beispiel ist Irisch (Gälisch) in der Republik Irland, das gemäß Verfassung sogar die erste offizielle Sprache des Landes ist, sich aber nur mit zunehmender Mühe gegenüber dem Englischen zu behaupten versucht. Auch dort sind die Probleme der „new speakers" ausgeprägt. Es scheint, dass fast alle „absoluten" Minderheitensprachen (d. h. solche, die nicht noch in einem anderen Land Mehrheitssprachen sind) mit diesen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Selbst eine ausgeprägt kompensatorische Sprachenpolitik, welche die für die Minderheitensprache negativen Faktoren durch eine überproportionale Förderung auszugleichen versucht, scheint nur beschränkt erfolgreich zu sein. Insofern sehen die Zukunftsperspektiven für diese Art von Minderheitensprachen nicht sehr gut aus, und die Gefahr, dass die Mehrsprachigkeit in solchen Fällen der Anfang vom Ende der Mehrsprachigkeit wird, ist durchaus gegeben.

## Literatur

Ammon, Ulrich & Peter Nelde (Hrsg.) (1997): *Einsprachigkeit ist heilbar – Überlegungen zur neuen Mehrsprachigkeit Europas. Monolingualism is curable – Reflections on the new multilingualism in Europe. Le monolinguisme est curable – Réflections sur le nouveau plurilinguisme en Europe* (Sociolinguistica 11), Tübingen: Niemeyer.

Auer, Peter & Li Wei (Hrsg.) (2007): *Handbook of Multilingualism and Multilingual Communication* (Handbooks of Applied Linguistics 5). Berlin, New York: Mouton de Gruyter.

Bhatia, Tej K. & William C. Ritchie (Hrsg.) (2013): *The Handbook of Bilingualism and Multilingualism* (Blackwell Handbooks in Linguistics). Chichester u. a.: Wiley-Blackwell.

Biblia (1728): *BIBLIA, To je Zyle Szwjate Pißmo Stareho a Noweho Sakona* […]. Budeſchin: Davit Richtar. (<https://digital.slub-dresden.de/werkansicht/dlf/2283/6/0/>)

Brankačk, Jan & Frido Mětšk (1977): *Stawizny Serbow I: Wot spočatkow hač do lěta 1789*. Budyšin: Ludowe nakładnistwo Domowina.

Burkhardt, Felix (1932): *Die Entwicklung des Wendentums im Spiegel der Statistik* (Die Lausitzer Wenden. Forschungen zu Geschichte und Volkstum der Wenden 6). Langensalza: Julius Beltz. (<https://www.lausitz.la/Burkhardt_Die_Entwicklung_des_Wendentums_im_Spiegel_der_Statistik.pdf>)

Canisius, Petrus (1685): *Deß Ehrwürdigen Patris Petri Canisii S.J. Theologi Chriftlicher Catholiſcher Catechiſmus/Teütſch und Wendiſch. Toho čzeſtće Doſtojnogo Patera Petra Caniſia z Jezuſowoho*

*Towarſtwa Theologa Kſſeſtianſky Katholſky Catechiſmus Němſky ha Serſky*. Prag: Academiſche Druckerey. (<http://digital.slub-dresden.de/id479969825c>)
Coulmas, Florian (2018): *An Introduction to Multilingualism. Language in a Changing World*. Oxford: Oxford University Press.
Fasske, Helmut (1994): Der Weg des Sorbischen zur Schriftsprache. In István Fodor und Claude Hagège (Hrsg.), *Language Reform. History and Future – La Réforme des langues. Histoire et Avenir – Sprachreform. Geschichte und Zukunft* VI, 257–283. Hamburg: Helmut Buske.
Ferguson, Charles A. (1959): Diglossia. *Word* 15, 325–340.
Fischel, Alfred (1919): *Der Panslawismus bis zum Weltkrieg*. Stuttgart, Berlin: Cotta.
Fishman, Joshua A. (1967): Bilingualism With and Without Diglossia; Diglossia With and Without Bilingualism. *Journal of Social Issues* 23 (2), 29–38.
Fishman, Joshua A. (1991): *Reversing Language Shift: Theoretical and Empirical Foundations of Assistance to Threatened Languages* (Multilingual Matters 76). Clevedon, Philadelphia, Adelaide: Multilingual Matters.
Francescato, Giuseppe (1986): Bilingualism and Diglossia in their Mutual Relationship. In Joshua A. Fishman, Andrée Tabouret-Keller, Michael Clyne, Bhadriraju Krishnamurti & Mohamed Abdulaziz (Hrsg.), *The Fergusonian Impact. In Honor of Charles A. Ferguson on the Occasion of His 65th Birthday. Vol. 2: Sociolinguistics and the Sociology of Language* (Contributions to the Sociology of Language 42), 395–401. Berlin u. a.: Mouton de Gruyter.
Giusti, Wolf (1941): *Il panslavismo* (Manuali di politica internazionale 28). Milano: Istituto per gli studi di politica internazionale.
Grégoire, [Henri Jean-Baptiste] (2 [= 1794]): *Rapport sur la nécessité et les moyens d'anéantir les patois et d'universaliser l'usage de la langue française*. [Paris].
Herrmann, Joachim (Hrsg.) (1985): *Die Slawen in Deutschland. Geschichte und Kultur der slawischen Stämme westlich von Oder und Neiße vom 6. bis 12. Jahrhundert. Ein Handbuch. Neubearbeitung* (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR 14). Berlin: Akademie-Verlag.
Hórnik, Michał (1878): Jakub Ticinus a jeho ryčnica z l. 1679. *Časopis Maćicy Serbskeje* 31, 9–16.
Jodlbauer, Ralph, Gunter Spieß & Han Steenwijk (2001): *Die aktuelle Situation der niedersorbischen Sprache. Ergebnisse einer soziolinguistischen Untersuchung der Jahre 1993–1995* (Schriften des Sorbischen Instituts 27). Bautzen: Domowina-Verlag.
Keipert, Helmut (1987): Kirchenslavisch und Latein. Über die Vergleichbarkeit zweier mittelalterlicher Kultursprachen. In Gerhard Birkfeller (Hrsg.), *Sprache und Literatur Altrußlands. Aufsatzsammlung* (Studia slavica et baltica 8), 81–109. Münster: Aschendorff.
Kloss, Heinz (1967): „Abstand Languages" and „Ausbau Languages". *Anthropological Linguistics* 9 (7), 29–41.
Kloss, Heinz (1969): *Grundfragen der Ethnopolitik im 20. Jahrhundert. Die Sprachgemeinschaften zwischen Recht und Gewalt* (Ethnos 7). Wien, Bad Godesberg: Braumüller.
Kohn, Hans (1953): *Pan-Slavism. Its History and Ideology*. Notre Dame: University of Notre Dame Press.
Korinman, Michel (1999): *Deutschland über alles. Le pangermanisme 1890–1945*. Paris: Fayard.
Kunze, Peter (2003): Die Sorbenpolitik in der Ober- und Niederlausitz vom Wiener Kongress bis zum Ersten Weltkrieg. In Edmund Pech & Dietrich Scholze (Hrsg.), *Zwischen Zwang und Beistand. Deutsche Politik gegenüber den Sorben vom Wiener Kongress bis zur Gegenwart* (Schriften des Sorbischen Instituts 37), 13–38. Bautzen: Domowina-Verlag.
Kunze, Peter (2014): Zunftordnungen. In Franz Schön & Dietrich Scholze, *Sorbisches Kulturlexikon*, 544–546. Bautzen: Domowina-Verlag.

Kunze, Peter & Edmund Pech (2009): Zur Entwicklung des sorbischen Schulwesens in der Oberlausitz von den Anfängen bis zur Gegenwart. *Lětopis* 56 (1), 3–30.

Lüdi, Georges (2012): Traces of monolingual and plurilingual ideologies in the history of language policies in France. In Matthias Hüning, Ulrike Vogl & Olivier Moliner (Hrsg.): *Standard Languages and Multilingualism in European History*, 205–230. Amsterdam: John Benjamins.

Luther, Martin (1916): *Werke. Kritische Gesamtausgabe. Tischreden IV*. Weimar: Böhlau.

Malink, Jan (1983): Die Beziehungen Martin Luthers zu den Sorben. *Lětopis B* 30 (1), 54–70.

Malink, Jan (2017): Luther, Melanchthon und die Sorben. In Jan Malink (Hrsg.), *Fünf Jahrhunderte. Pjeć lětstotkow. Die Sorben und die Reformation. Serbja a reformacija*, 9–17. Bautzen: Domowina-Verlag.

Měršk, Frido (1962): *Die brandenburgisch-preußische Sorbenpolitik im Kreise Cottbus vom 16. Jahrhundert bis zum Posener Frieden (1806)* (Deutsche Akademie der Wissenschaften, Veröffentlichungen des Instituts für Slawistik 25). Berlin: Akademie-Verlag.

Měršk, Frido (Hrsg.) (1969): *Verordnungen und Denkschriften gegen die sorbische Sprache und Kultur während der Zeit des Spätfeudalismus. Eine Quellensammlung* (Schriftenreihe für Lehrer und Erzieher im zweisprachigen Gebiet 1/69). Bautzen: Domowina-Verlag.

Měršk, Frido (1983): „Die Beziehungen Martin Luthers zu den Sorben“ in neuer Sicht? *Lětopis B* 30 (2), 174–182.

Moller, Albin (1959): *Niedersorbisches Gesangbuch und Katechismus, Budissin 1574* (Deutsche Akademie der Wissenschaften, Veröffentlichungen des Instituts für Slawistik 18). Berlin: Akademie-Verlag.

Muka, Arnošt (2019): *Statistik der Lausitzer Sorben*. Bautzen: Domowina-Verlag.

Musiat, Siegmund (2001): *Sorbische/wendische Vereine 1716 – 1937: ein Handbuch* (Schriften des Sorbischen Instituts 26). Bautzen: Domowina-Verlag.

Musiat, Siegmund (2003): Das Vereinswesen bis 1937 – ein Eckpfeiler der sorbischen nationalen Bewegung. In Edmund Pech & Dietrich Scholze (Hrsg.), *Zwischen Zwang und Beistand. Deutsche Politik gegenüber den Sorben vom Wiener Kongress bis zur Gegenwart* (Schriften des Sorbischen Instituts 37). Bautzen: Domowina-Verlag.

Nowusch, Hans (1988): *Die Gleichberechtigung der Bürger sorbischer Nationalität in der DDR – verwirklichtes Menschenrecht*, 243–252. Bautzen: Domowina-Verlag.

Pech, Edmund (1999): *Die Sorbenpolitik der DDR 1949–1970. Anspruch und Wirklichkeit* (Schriften des Sorbischen Instituts 21). Bautzen: Domowina-Verlag.

Pohontsch, Anja (2014): Obersorbisch. In Franz Schön & Dietrich Scholze (Hrsg.), *Sorbisches Kulturlexikon*, 291–294. Bautzen: Domowina-Verlag.

Ratajczak, Cordula & Nicole Dołowy-Rybińska (2019): Verlorenes Potenzial. Zur Problematik von sorbischen New Speakern. *Lětopis* 66 (2), 102–119.

Schiller, Klaus J. & Manfred Thiemann (1979): *Stawizny Serbow 4. Wot 1945 hač do přitomnosće*. Budyšin: Ludowe nakładnistwo Domowina.

Scholze, Lenka (2008): *Das grammatische System der obersorbischen Umgangssprache im Sprachkontakt* (Schriften des Sorbischen Instituts 45). Bautzen: Domowina-Verlag.

Schön, Franz & Dietrich Scholze (Hrsg.) (2014): *Sorbisches Kulturlexikon*. Bautzen: Domowina-Verlag.

Schurmann, Peter (2016): *Sorbische Interessen und staatliche Minderheitenpolitik in der DDR. Quellenedition (1947–1961)* (Schriften des Sorbischen Instituts 61). Bautzen: Domowina-Verlag.

Schuster-Šewc, Heinz (Hrsg.) (1967): *Das niedersorbische Testament des Miklawuš Jakubica 1548* (Deutsche Akademie der Wissenschaften, Veröffentlichungen des Instituts für Slawistik 47). Berlin: Akademie-Verlag.

Schuster-Šewc, Heinz (Hrsg.) (2001): *Die ältesten Drucke des Obersorbischen. Wenceslaus Warichius und Gregorius Martini. Eine sprachwissenschaftliche Analyse. Mit Faksimiledruck, Transliteration und Transkription*. Bautzen: Domowina-Verlag.

Stone, Gerald (2016): *Slav Outposts in Central European History. The Wends, Sorbs and Kashubs*. London u. a.: Bloomsbury.

Tabouret-Keller, Andrée (2011): *Le bilinguisme en procès, cent ans d'errance (1840–1940)*. Limoges: Lambert-Lucas.

Ticinus, Jacobus Xaverus (1985): *Principia linguæ wendicæ quam aliqui wandalicam vocant. Pragae 1679*. Bautzen: Domowina-Verlag 1985.

Walde, Martin (2000): *Gestaltung sorbischer katholischer Lebenswelt. Eine Diskursanalyse der religiösen Zeitschrift «Katolski Posoł» zwischen 1863 und 1939*. Bautzen: Lusatia Verlag.

Walde, Martin (2010): *Wie man seine Sprache hassen lernt. Sozialpsychologische Überlegungen zum deutsch-sorbischen Konfliktverhältnis*. Bautzen: Domowina-Verlag.

Wandruszka, Mario (1979): *Die Mehrsprachigkeit des Menschen*, München, Zürich: Piper.

Zeiler, Rudolf (1964): *Aspects politiques et psychologiques de la situation minoritaire*. Thèse Strasbourg.

Philipp Krämer

# Ein Jahrhundert der Mehrsprachigkeit im Saarland: Historische Dimensionen der Sprachpolitik von den Nachkriegszeiten bis zur Frankreichstrategie

**Zusammenfassung:** Mehrsprachigkeit war und ist im Saarland immer wieder Gegenstand politischer Debatten, besonders in den beiden Nachkriegsperioden des 20. Jahrhunderts. Anhand schriftlicher Quellen und neu erhobener Daten aus Interviews mit Zeitzeug*innen zeichnet dieser Beitrag nach, wie zur Zeit des Völkerbundsmandats in den 1920er Jahren und in der Autonomiezeit der 1950er die Förderung des Französischen mit politischen Motiven unterfüttert war und wie die Ziele zur Erweiterung der Mehrsprachigkeit in der Bevölkerung aufgenommen wurden. Es zeigt sich, dass die Sprachvermittlung im Bildungswesen wenig effektiv war und die politischen Zielsetzungen nur begrenzt durchdrangen. Ein positives Bild von Mehrsprachigkeit und produktive mehrsprachige Praktiken entwickelte sich dennoch: eher trotz als wegen der politischen Unterfütterung. Das Fallbeispiel Saarland dient auch dazu, die Potenziale der zeithistorischen Mehrsprachigkeitsforschung als Teilgebiet der Historischen Soziolinguistik zu verdeutlichen.

**Schlagwörter:** Saarland, Saargebiet, zeithistorische Mehrsprachigkeit, Historische Soziolinguistik, Französisch

## 1 Einleitung: Rückblick aus der Gegenwart

Im Januar 2020 feierte das Saarland sein 100-jähriges Bestehen.[1] Mit dem Inkrafttreten des Versailler Vertrags am 10. Januar 1920 wurde zum ersten Mal eine eigenständige politische Einheit gebildet, die *Saargebiet* genannt wurde. In den 100 folgenden Jahren wurde Mehrsprachigkeit immer wieder ein politisches Thema, insbesondere

**1** Für hilfreiche Impulse bei der Vorbereitung dieses Beitrags danke ich allen, die 2018 in Bozen am Workshop zur Historischen Mehrsprachigkeit teilgenommen haben, vor allem Roland Marti und Wolfgang Haubrichs für die sorgfältigen Reviews des Artikels. Besonderer Dank gilt den Zeitzeug*innen, die bereit waren, in oft enthusiastischen und bisweilen aufwühlenden Gesprächen ihre Erinnerungen zu teilen – sowie allen, die mithalfen, Kontakte und Interviews zu arrangieren.

**Philipp Krämer**: Vrije Universiteit Brussel, E-Mail: philipp.kramer@vub.be

https://doi.org/10.1515/9783111338668-014

Open Access. © 2023 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. CC BY
Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.

mit Blick auf die Bedeutung der Nachbarsprache Französisch. Zwei historische Abschnitte stechen in der Geschichte des Landes hervor, in denen besonders um die Sprachpolitik und die Sprachen im Bildungssystem gerungen wurde: nach dem Ersten Weltkrieg zur Zeit des Völkerbundsmandats im Saargebiet, und nach dem Zweiten Weltkrieg im autonomen Saarland. Die Stellung des Französischen war zu diesen Zeiten politisch stark aufgeladen und hoch umstritten.

In der jüngeren Vergangenheit entfalteten sich erneut Debatten um Mehrsprachigkeit im Saarland, seit die Landesregierung 2014 ihre *Frankreichstrategie* vorstellte, die unter anderem einen Ausbau der Mehrsprachigkeit vorsieht. Mit der schwindenden Verbreitung der deutschen Dialekte in Lothringen wird die Staatsgrenze immer mehr zur Sprachgrenze, nicht zuletzt aufgrund der restriktiven Sprachpolitik Frankreichs mit Blick auf die Regionalsprachen. Vor diesem Hintergrund und auch angesichts der bestehenden Verflechtungen etwa durch den grenzüberschreitenden Arbeitsmarkt und der Auswahl des grenznahen Frankreichs als Wohnort vieler Deutscher aus der Region erhält in beiden Ländern das Erlernen der Nachbarsprache als Weg zur Verständigung zusätzliche Relevanz.[2] Es wird nun angestrebt, dass das Saarland bis zum Jahr 2043 ein „mehrsprachiger Raum deutsch-französischer Prägung“ werden soll, in dem „Französisch in vielfältigen Situationen als Verkehrssprache verwendet wird“ (Landesregierung des Saarlandes 2014, 4, 12; vgl. ausführlicher auch die Beiträge in Lüsebrink, Polzin-Haumann & Vatter, Hrsg. 2017). Um dieses Ziel zu erreichen, sollen unter anderem alle Kindergärten mehrsprachig arbeiten und die Grundschulen künftig Französisch flächendeckend ab der ersten Klasse unterrichten, wie es seit 1993 schon ab der dritten Klasse der Fall ist.[3] Der Anteil der Einrichtungen, die diese Prinzipien bereits erfüllen, wächst langsam, aber stetig.

Eine Studie mit Daten aus dem Jahr 2017 zeigte bei einer Mehrheit von etwa 1.200 Befragten eine grundsätzlich positive Haltung zur Frankreichstrategie und ihren Zielen, wobei die einzelnen Teilaspekte der Strategie unterschiedlich bewertet wurden (Krämer 2019). In der öffentlichen Debatte und auch im Rahmen der Befragung werden immer wieder historische Vergleiche bemüht. Die folgenden Zitate stammen aus qualitativen Daten, die im Rahmen der Studie als Kommentare der Befragten erhoben wurden[4]:

**2** Auch im Saarland sind die Auswirkungen von Standardsprachideologien gegenüber der Verwendung des Dialektes spürbar, etwa in Bildung und Medien; die örtlichen Dialekte sind jedoch im Vergleich zu jenen in Lothringen deutlich stärker verankert.

**3** Die Bildungsdimension der Frankreichstrategie wird ausführlicher diskutiert in A. Mohr 2017; Polzin-Haumann 2017; Krämer 2018; Polzin-Haumann & Reissner 2020).

**4** Vgl. zu den qualitativen Daten und den darin feststellbaren historischen Referenzen ausführlicher Krämer (2019: 37–39, 57–59).

> Unsere Eltern und Großeltern wollten das auch nicht – Volksabstimmungen 1935 und 1955.
>
> Sicher hat diese Initiative den positiven Hintergedanken auch an dieser Stelle mittels der Sprache Barrieren abzubauen und so die Freundschaft zwischen diesen beiden Ländern zu stärken. Trotzdem wird man den Hintergedanken nicht los, dass es sich um eine Art schleichende Assimilation handelt, die das Saarland näher an Frankreich heranrücken soll.
>
> Ich wurde 1949 eingeschult, das Saarland gehörte nicht zur BRD, war nach Frankreich ausgerichtet. In der Schule hatten wir nach meiner Erinnerung ab dem 2. Schuljahr Französischunterricht, soweit meine Erinnerung mich nicht täuscht, fiel uns das Erlernen der Sprache leicht und hat auch Spaß gemacht. Leider war die Zeit so kurz nach dem Krieg wohl noch nicht reif […].

Wie diese Zitate zeigen, bleibt der Vergleich mit den Nachkriegsperioden und die Frage nach den Zielsetzungen der Mehrsprachigkeitspolitik für die gegenwärtige Debatte relevant. Die beiden zentralen Phasen der saarländischen Geschichte sind Bezugspunkte in der Diskussion sowohl als abschreckendes Beispiel als auch zur Unterstützung des aktuellen Vorhabens. Die historischen Bezüge bleiben dabei allerdings in der Regel oberflächlich. Sie werden kurz aufgerufen, aber nicht ausführlicher abgewogen.

Im Mittelpunkt dieses Beitrags werden deshalb die beiden genannten Zeiträume stehen, nämlich die Zwischenkriegszeit der 1920er bis 1930er und die Nachkriegsperiode der 1950er Jahre. Wie Hüser (2017) betont, war das 20. Jahrhundert im Saarland eine Zeit der ‚Frankreichstrategien' mit jeweils eigenen Ausprägungen im politischen Kontext, aber auch immer wieder ähnlichen Herausforderungen. Welche Position wurde dem Französischen und Mehrsprachigkeit insgesamt zugewiesen, etwa in der Bildung; welche politische Dimension hatte die Sprache? Besonders interessant sind in diesem Kontext die Reaktionen in der Bevölkerung auf sprachpolitische Regelungen und Vorhaben: Wie verhielt sich die Wahrnehmung der Mehrsprachigkeit bei den Menschen im Land zu den Zielsetzungen aus der Politik? Im Mittelpunkt steht dabei der Blick auf das Entstehen bzw. Wachsen von Mehrsprachigkeit im historischen Kontext innerhalb und außerhalb des Bildungswesens als ein Beitrag zur zeithistorischen Soziolinguistik. Nach einigen Vorüberlegungen zur zeitgeschichtlichen Mehrsprachigkeitsforschung und ihren Besonderheiten werden zunächst die Forschung und Quellen zur Zwischenkriegszeit eine erste Erkenntnisgrundlage liefern. Danach folgt ein Blick in vorhandene Quellen und Literatur zur Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg und eine Analyse neu erhobener Daten aus Interviews mit Zeitzeug*innen, die in den 1950er Jahren im Saarland zur Schule gingen.

## 2 Konzeptionelle Hintergründe: Zeithistorische Mehrsprachigkeitsforschung

Die Geschichte des Saarlandes in den letzten 100 Jahren ist relativ gut dokumentiert. Für den ersten Teil des Artikels über das Saargebiet im frühen 20. Jahrhundert wird die bestehende Sekundärliteratur als Zugang dienen, gelegentlich auch ein Blick in einige Primärquellen, vor allem für die Periode in den 1920er Jahren. Für den zweiten Abschnitt über die 1950er im autonomen Saarland stehen neben dieser Art von Dokumenten zusätzlich noch Zeitzeug*innen zur Verfügung, ein wertvolles Reservoir an Erfahrungen aus erster Hand ist also noch vorhanden – damit soll also eine Alternative zur Arbeit etwa mit Pressetexten als gut erschließbare Quellen erprobt werden. Für diesen Artikel wurden im Rahmen qualitativer Interviews zehn Personen befragt, die in diesem Zeitraum im Saarland zur Schule gingen. Die Daten aus den Gesprächen erlauben einen nuancierten Abgleich zwischen unmittelbaren Erlebnissen und offiziellen Leitlinien der Zeit. Die Periode nach dem Zweiten Weltkrieg wird im Text den größten Raum einnehmen, weil aus den Interviews bisher unpublizierte Daten vorliegen und weil die Periode auch konzeptionell von Interesse ist:

Die Forschung zur historischen Mehrsprachigkeit und die mit ihr verwobene historische Soziolinguistik stehen häufig vor Herausforderungen in der empirischen Arbeit. Wie in anderen Bereichen historischer Forschung ist die Quellenlage oft begrenzt, Überlieferungen bleiben fragmentarisch (Rutten et al. 2017: 2–3). Im vorliegenden Projekt sind die Einschränkungen weniger akut, denn es fällt in einen Zeitrahmen, mit dem es eher als *zeithistorische Mehrsprachigkeitsforschung* eingeordnet werden kann. Die Mitte des 20. Jahrhunderts steht, gesehen aus der Perspektive der frühen 2020er Jahre, in etwa an der Schwelle des Übergangs zwischen Zeitgeschichte und ‚Geschichte' im landläufigen Sinne (Metzler 2012). Einerseits ist der Blickwinkel ein historischer, sieht er doch die Gestaltung der Mehrsprachigkeit als eingebettet in den zeitgenössischen gesellschaftlichen, sozialen und politischen Rahmen – mithin also als historisch bedingt. Andererseits bleibt die Zeitdistanz (noch) auf weniger als ein Menschenleben begrenzt; die geschichtliche Erfahrung hat einen klaren Gegenwartsbezug. Dies rechtfertigt zusätzlich die Arbeit mit Zeitzeug*innen, deren Berichte möglicherweise in der Rückschau unzuverlässig, vage oder von gegenwärtigen Erwartungen überformt sein mögen, „[d]enn Zeitzeugen können uns sehr viel mehr als das sagen, was damals wirklich gewesen ist. Sie sind eine Quelle zur Funktion der Geschichte für unsere Gegenwart und Zukunft." (Thießen 2011: 19)

Die Kombination aus vorhandener Literatur, schriftlichen Quellen und Interviews mit Zeitzeug*innen folgt dem Streben nach *informational maximalism*, wie

ihn die historische Forschung in vielen Fällen anstrebt, und die auch Nevalainen (2015: 263) sowie Nevalainen & Raumulin-Brunberg (2012: 25–26) als wichtigen Zugang der historischen Soziolinguistik hervorheben. Die vorteilhafte Quellenlage durch die geringere zeitliche Distanz mindert die Begrenzungen, die Rutten et al. (2017: 8) im Forschungsfeld beobachten: „[T]he personal experiences of historical actors, their attitudes and views, and their daily practices in a multilingual environment have attracted much less scholarly attention. An important reason is, without any doubt, the difficulty of accessing the linguistic experiences of historical individuals."

In vielen Forschungsarbeiten zur historischen Mehrsprachigkeit, die Sprachpolitik einbeziehen, steht der Umgang mit bestehenden Kontaktsituationen im Vordergrund: „What planning measures are taken to coordinate the contact? […] Thus, historical societal multilingualism, be it the co-existence of different languages such as French and German or multidialectalism, sparked off language management." (Rutten et al. 2017: 6) Das Ziel der Sprachpolitik[5] in den genannten Phasen der saarländischen Geschichte war und ist demgegenüber weniger die Regelung einer Mehrsprachigkeitssituation, sondern vielmehr das Herbeiführen oder der Ausbau von Mehrsprachigkeit. Dabei war aus zeitgenössischer politischer Sicht eine zweisprachige Kombination aus Deutsch als Erst- und Französisch als privilegierter Zweitsprache angestrebt, also eine Form von Zweisprachigkeit. Berücksichtigt man aber das sprachliche Repertoire im Einzelnen mit Kompetenzen des Standarddeutschen und des Dialekts, weiterer Schulsprachen wie Englisch oder Latein und im individuellen Fall womöglich noch anderen Sprachen, so lässt sich als übergreifender Begriff sicherlich genauer von Mehrsprachigkeit mit Deutsch und Französisch als gemeinsamem Kern sprechen.

Im Zentrum des Interesses stehen in diesem Beitrag die Spracheinstellungen der Menschen im Saarland als „zu Haltungen verfestigte Meinungen eines Individuums zu Sprache und Sprechern, die mit den jeweiligen individuellen sprachlichen und allgemeinen (tatsächlichen oder vermeintlichen, stabilen oder vagen) Wissensbeständen in Beziehung stehen; als psychische Dispositionen können sie entscheidungs- und handlungsleitend sein; sie können den Sprechern in weiten Teilen unbewusst sein; und sie sind individuell unterschiedlich scharf konturiert." (Adler & Plewnia 2018: 63) Spracheinstellungen verfestigen sich in

**5** *Sprachpolitik* ist im Rahmen dieses Beitrags als Dachbegriff für die politische Gestaltung sprachlicher Verhältnisse zu verstehen. Innerhalb der bisweilen getroffenen Unterscheidung von *Sprachpolitik* und *Sprachenpolitik* wäre auch zweiteres eine zutreffende Bezeichnung, die aber womöglich wegen der herausragenden Stelle einer einzelnen Sprache, nämlich des Französischen, wiederum missverständlich sein könnte (vgl. auch Dovalil & Šichová 2017: 11–12).

größere Zusammenhänge von Sprachideologien als Erkenntnisrahmen dessen, wie das Wesen von Sprache anhand der Umgebungsbedingungen konzeptionalisiert wird. Sprachideologien sind demnach „beliefs and attitudes that shape speakers' relationships to their own and others' languages, mediating between the social practice of language and the socioeconomic and political structures within which it occurs." (Cavanaugh 2020: 52; vgl. umfassend auch Silverstein 1979; Woolard 2021) Sprachideologien sind daher von zentraler Bedeutung für die vorliegende Fragestellung, die das Zusammenwirken des historisch-politischen Umfelds und damit letztendlich von Machtverhältnissen mit Haltungen zur Sprache in den Blick nimmt.

Im Unterschied zur üblichen Spracheinstellungsforschung – die zudem meist synchron ist – geht die Betrachtung hier über die Einstellungen zu bestimmten Sprachen wie etwa dem Französischen hinaus, denn von Interesse sind auch die Einstellungen gegenüber Mehrsprachigkeit an sich im Rahmen der Sprach- und Bildungspolitik des Landes. Damit ist der Text eingebunden in die historische Soziolinguistik, oder genauer: in die historische *sociology of language* (McColl Millar 2012). Anders als in vielen Arbeiten der historischen Soziolinguistik liegt das Erkenntnisinteresse weniger auf der Verbindung zwischen sozialen und innersprachlichen Strukturen, sondern auf der sozialen Bedeutung von Sprache(n) im jeweils historischen Kontext (Nevalainen & Raumulin-Brunberg 2012: 30–31). Von Interesse sind hier also *ideologische Prozesse* wie sie Milroy (2012: 575) darstellt, das heißt Spracheinstellungen und -ideologien im zeitlichen Verlauf und in der Wechselwirkung mit ihren sozialen bzw. politischen Umgebungsbedingungen.

In der Summe soll dieser Artikel einen Beitrag zu einer zeithistorischen Mehrsprachigkeitsforschung liefern, und damit zum allmählich wachsenden Zweig der historischen Soziolinguistik im Bereich der jüngeren Vergangenheit (Säily et al. 2017: 11) – ein Zweig, der eine Stärkung der (zeit-)historischen *sociology of language* verdient.

## 3 Mehrsprachigkeit und Französisch im Saargebiet 1920–1935

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde mit dem Versailler Vertrag erstmals eine eigene Einheit namens *Saargebiet* gebildet. Von 1920 an bis zur Umsetzung der ersten Saar-Abstimmung 1935 stand die politisch wie ökonomisch bedeutsame Industrieregion unter dem Mandat des Völkerbunds. In der Verwaltung im Rahmen des Mandats war Frankreich stark vertreten und sein Einfluss war bis zum Höhepunkt der Kam-

pagnen vor der Abstimmung ein stetiger Gegenstand politischer Debatten und Konflikte (Behringer & Clemens 2009: 94–100; Burgard 2010: 187–202; Clemens 2012).

Der Sprach- und Bildungspolitik kam in den Diskussionen eine besondere Bedeutung zu. An ihr wurden Fragen der Zugehörigkeit bzw. Anlehnung an Deutschland oder Frankreich verhandelt. In der Unterstufe der Volksschulen wurde nun Französisch als fakultatives Fach angeboten, darüber hinaus strebte der Versailler Vertrag aber keine grundsätzliche Veränderung der sprachlichen Situation im Saargebiet an: „Die Einwohner behalten unter der Überwachung des Regierungsausschusses ihre örtlichen Vertretungen, ihre religiösen Freiheiten, ihre Schulen und ihre Sprache“ (Kap. II § 28 der Anlage in Abschnitt IV zum Saarbecken im Versailler Friedensvertrag, 1919). Dass ausschließlich das Deutsche gemeint ist, ist auch ohne direkte Nennung aus dem Singular ‚ihre Sprache‘ erschließbar. Das Saargebiet wird mit dieser Grundregelung nicht als mehrsprachige Gesellschaft konstruiert.

Parallel zum regulären Bildungssystem errichtete die französische Grubenverwaltung ein eigenes Schulwesen, wie es der Versailler Vertrag ebenfalls vorsah: „Der französische Staat kann jederzeit als Nebenanlage der Gruben Volksschulen oder technische Schulen für das Personal gründen und unterhalten und den Unterricht darin in französischer Sprache nach einem von ihm festgesetzten Lehrplan durch von ihm auserwählte Lehrer erteilen lassen.“ (Kap. II § 14 der Anlage in Abschnitt IV zum Saarbecken im Versailler Friedensvertrag, 1919). Diese sogenannten Domanialschulen waren demnach einerseits für Kinder der französischen Beschäftigten der Grubenverwaltung vorgesehen, sie standen aber andererseits Kindern saarländischer Familien nicht nur offen, sondern es war politisch durchaus erhofft, dass diese ebenfalls die französischen Schulen besuchten. An der Gesamtzahl der Schüler*innen im Saargebiet hatten die Domanialschulen nur einen Anteil im unteren einstelligen Prozentbereich (Ilgemann 1990: 3). Ihre politische Wirkung war dennoch groß, unter anderem wegen der „Penetranz und Intoleranz einzelner Angehöriger der französischen Grubenverwaltung, mit der sie schulpflichtige einheimische Bergwerkskinder und sogar grubenfremde Kinder zum Besuch der Schulen französischen Charakters zwangen […]“ (Küppers 1984: 31).

Die Schulen und besonders der Sprachunterricht wurden als Instrument zur Beeinflussung der Bevölkerung wahrgenommen, nicht zuletzt mit dem Ziel, bei der Abstimmung 1935 zur Zugehörigkeit des Saargebiets eine pro-französische Haltung zu erreichen. Der Gedanke war nicht unberechtigt, denn nach dem Ende des Völkerbundsmandats zog die französische Grubenverwaltung folgende Bilanz:

> Die französischen Schulen im Saargebiet wurden sowohl mit einer sozialen Zielsetzung als auch mit dem Ziel französischer Propaganda gegründet, wen man unter französischer Propaganda all das versteht, was geeignet ist, Frankreich im Ausland bekannt, geschätzt und beliebt zu machen. (Administration des mines domaniales françaises de la Sarre 1936: 48; Übers. PK).

Ähnlich zitiert der *St. Ingberter Anzeiger* im Jahr 1923, also wenige Jahre nach Beginn der Mandatszeit, aus einer Rede des lothringischen Abgeordneten Désiré Ferry:

> Sie werden sich klar sein über den Einfluß, den ein wohldurchdachter französischer Unterricht auf die Jugend dieses Landes ausüben kann. In 12 Jahren, wenn die Abstimmung stattfindet, werden die Kinder, die jetzt 9 Jahre zählen, das Alter haben, um daran teilzunehmen. In unseren Schulen ausgebildet, werden sie sich wahrscheinlich für den Anschluß an Frankreich aussprechen. […] Man ist überrascht, wie schnell in diesen Schulen die jungen Saarländerinnen unsere Sprache erlernen. […] Wir waren überrascht, sie ohne jeden elsässischen Akzent sprechen zu hören, sondern im Gegenteil mit einem sehr ausgesprochen lothringischen Akzent, dies läßt uns keinen Zweifel über die Abstimmung dieser jungen Saarländer. (*St. Ingberter Anzeiger* vom 9./10.6.1923, in Ilgemann 1990: 19–20)

In dieser Passage tritt die Verknüpfung von Sprache und politischer Zielsetzung deutlich zutage. Dass der Akzent von Kindern im Saarland demjenigen in Lothringen eher ähnelt als im Elsass, ist aufgrund der gemeinsamen rhein- und moselfränkischen Dialekthintergründe wenig überraschend – vielmehr ist es bemerkenswert, dass dieser Unterschied einen Abgeordneten aus Lothringen erstaunt. Die Ähnlichkeit scheint allerdings auch als politisches Indiz zu gelten: Der Akzent wird in Verbindung gebracht mit dem erwarteten Abstimmungsverhalten, er soll also auf frankreichfreundliche politische Neigungen hindeuten. In Ferrys Rede wird deutlich, wie die Förderung von Mehrsprachigkeit unmittelbar verbunden ist mit politischen Zielsetzungen und Beeinflussungen.

Neben dieser möglichen Deutung des Zitats bietet sein Kontext aber noch eine zweite Schicht von Interpretationen. Der *St. Ingberter Anzeiger* leitet es selbst als warnendes Beispiel ein: „In unverhüllter Form […] hat der französische Abgeordnete Desiré Ferry am 22.2. dieses Jahres […] in Paris in einer langen Rede die Ziele Frankreichs im Saargebiet dargelegt. Die Saarbevölkerung muss diese interessante Rede aufmerksam lesen und im Gedächtnis behalten.“ (*St. Ingberter Anzeiger* vom 9./10.6.1923, in Ilgemann 1990: 19) Der Text wurde wahrscheinlich übersetzt – so kommt beispielsweise die Frage auf, weshalb in der Rede explizit nur *Saarländerinnen* erwähnt werden.[6] Die Überlieferung der Rede gilt insgesamt als umstritten. (Schreiber 2020: 83) Selbst wenn die abgedruckte Fassung nicht authentisch ist, kann die Quelle dennoch als interessantes Zeichen dafür dienen, wie Mehrsprachigkeit und Bildung von französischer wie deutsch-nationaler Seite als empfindliche Bereiche politischer Loyalitäten gewertet und genutzt wurden.

In einem gemeinsamen Aufruf wandten sich ebenfalls 1923 insgesamt fünf Parteien des Spektrums zwischen dem katholischen Zentrum bis zur sozialdemokrati-

**6** Teile des Zitats finden sich wortgleich auf Deutsch ebenfalls in Früh (1958: 281).

schen Partei an die Bevölkerung des Saargebiets, um vor den Domanialschulen zu warnen:

> In deutscher Sitte und Sprache seid ihr großgeworden. [...] Mit tausend Gründen preist man Euch den Wert der französischen Sprache. Alles Schein und Irreführung! In den französischen Schulen werden wichtige Fächer zugunsten der französischen Sprache verdrängt. Dadurch werden die Kinder in ihrem späteren Fortkommen benachteiligt. Nach der Schulentlassung können sie weder richtig deutsch noch französisch. Was soll die französische Schule für deutsche Kinder? Französische Gesinnung zu erzielen, ist die Aufgabe der französischen Schule. [...] Soll Euer Kind die französische Sprache erlernen, dann kann es dies im fakultativen Unterricht der deutschen Volksschule. (Aufruf der politischen Parteien[7] und ihrer Fraktionen im Landesrat, Quellentext in Ilgemann 1990: 17–18)

Auffällig ist an der Argumentation zunächst wieder die Verknüpfung von Sprachvermittlung und nationaler bzw. politischer Gesinnung. Besonders interessant ist aber der Blick auf die Mehrsprachigkeit: Es wird nicht nur den deutschen Schulen ein politisch angemessenerer Französischunterricht zugeschrieben, sondern der Aufruf unterstellt zudem den französischen Schulen die Förderung einer schädlichen Form von Mehrsprachigkeit: Der Text warnt vor der Gefahr von ‚doppelter Halbsprachigkeit', also angeblich defizitärer Kompetenz aller beteiligter Sprachen – eine Vorstellung, die bis heute geläufig bleibt und vor allem mit denjenigen Sprachen verbunden wird, die als gesellschaftlich weniger erwünscht gelten (zur Kritik an dem Konzept vgl. Martin-Jones & Romaine 1986; Hinnenkamp 2005). Im Zusammenhang mit Französisch wird aufgrund dessen Stellung als Prestigesprache in Deutschland heute vor ‚doppelter Halbsprachigkeit' nur noch selten gewarnt. Der Vergleich des historischen Kontexts mit Einstellungen der Gegenwart etwa zu Arabisch und Türkisch, die häufig mit ‚doppelter Halbsprachigkeit' in Verbindung gebracht werden, zeigt sehr deutlich, dass dahinter vor allem ein Mechanismus der Ablehnung in Abhängigkeit von sozialen Gegebenheiten der Zeit steht.

Mehrsprachigkeit wurde im Saarland der 1920er Jahre indes nicht nur im Zusammenhang mit politischen Zielsetzungen als Problemursache beurteilt, sondern auch von der Regierungskommission des Völkerbundes, die das Saargebiet verwaltete und die zumindest formal politisch unabhängig agieren sollte. Eltern aus saarländischen Familien, die ihre Kinder auf eine der Domanialschulen schickten, erhielten ein offizielles Schreiben mit einer Belehrung, in dem unter anderem der folgende Hinweis enthalten war:

7 Der Aufruf wurde initiiert von der Deutsch-demokratischen Partei, der Deutschnationalen Volkspartei, der Liberalen Volkspartei, der Vereinigten Sozialdemokratischen Partei und der Zentrumspartei.

> [Es] ist vorauszusehen, dass ein ehemaliger Schüler der französischen Schule wenig Aussicht hat, seine Studien in einer höheren deutschen Schule fortsetzen zu können, noch bei einer deutschen Verwaltungsbehörde angestellt zu werden. Dafür wird er aber, da er des Deutschen und des Französischen mächtig ist, sich um Anstellung bewerben können, bei denen die Kenntnis beider Sprachen erforderlich ist. (Belehrungsschreiben der Regierungskommission für das Saargebiet, Fassung vom 14. Februar 1928, in: Schreiber 2020: 82)

Die mehrsprachigen Fähigkeiten nach dem Besuch der französischen Schule werden als Sonderfall dargestellt, der nur für eine klar umrissene Berufsplanung nützlich ist. Als Regelfall gilt dagegen weiterhin das einsprachige Individuum, das den regulären Bildungs- und Berufsweg einschlägt.

Gemeinsam ist all den gezeigten Äußerungen, dass Mehrsprachigkeit als Risiko verstanden wird, sei es für die politische Zukunft des Saargebiets oder für die individuelle Entwicklung der Kinder. Dies galt zunehmend auch für den Französischunterricht im regulären Schulwesen: „Obwohl der Französischunterricht als Zusatzangebot anfangs breit aufgenommen wurde, wurde er ideologisch von der Saarpresse oftmals als inakzeptable Provokation empfunden und propagiert und je näher die Saarabstimmung rückte, desto mehr schwand auch in der Bevölkerung die Wahrnehmung des Angebots.“ (Schreiber 2020: 78) Hieraus lässt sich erkennen, wie stark die diskursive Prägung in der Wahrnehmung von Mehrsprachigkeit wirkte, wenn es innerhalb weniger Jahre gelang, das anfängliche Interesse am Erwerb des Französischen erlöschen zu lassen.

Unbestritten blieben derartige Ansichten zu Mehrsprachigkeit und zum Erwerb des Französischen jedoch keineswegs. So weist noch im Jahr 1931 der *Saarbrücker Bergmannskalender* auf die Vorteile der Domanialschulen für die Kinder aus saarländischen Arbeiterfamilien hin:

> Und warum sollten denn nur die Kinder reicher Leute, deren Eltern für sie die Kosten einer höheren Schulbildung bezahlen können, in die glückliche Lage kommen, sich mit Leuten aus dem Nachbarvolk unterhalten zu können? – Gibt es unter den Kindern der ärmeren Bevölkerung nicht auch manchen hellen Kopf? Sollte er nicht auch die Möglichkeit haben, später einmal durch seine Sprachkenntnisse eine bessere Position im Leben zu erlangen, wie es seinen Eltern möglich war? […] Auch noch ein anderer Grund läßt den fremdsprachlichen Unterricht in der Volksschule wertvoll erscheinen, sodaß eine ganze Reihe hervorragender deutscher Schulmänner ihn dringend verlangt: das Lernen einer fremden Sprache ist nämlich eine vorzügliche Geistesschulung […]. (Saarbrücker Bergmannskalender 59/1931: 107, ohne Autor)

Im Gegensatz zu den zuvor angeführten Warnungen wird Mehrsprachigkeit in diesem Fall sowohl als kognitiver wie auch ökonomischer Vorteil herausgestellt, der sozialen Aufstieg verspricht. Auch diese Darstellung war alles andere als interessensfrei, denn der *Bergmannskalender* wurde von der französischen Gruben-

verwaltung herausgegeben, die ihn unter anderem zur Vermittlung französischer Sprache und Kultur an die breite Bevölkerung im Saargebiet nutzte. Einige Ausgaben der 1920er Jahre enthielten beispielsweise ein Glossar mit französischem Fachwortschatz für den Bergbau mit Aussprachehilfen (Slotta 2008: 30).

Durchsetzen konnte sich diese positive Perspektive auf Mehrsprachigkeit offenbar nicht – nicht zuletzt pflegte auch die Sprachwissenschaft sehr lange die Ansicht, dass davon eher Schaden als Nutzen zu erwarten sei (vgl. umfassend hierzu Tabouret-Keller 2011). Im politischen Spannungsfeld zwischen Deutschland und Frankreich, vor allem in der zunehmenden Wirkung nationalistischer Diskurse bis hin zur „Heim ins Reich"-Rhetorik der Abstimmung 1935, erfuhren die beiden Sprachen eine essentialistische Aufladung als Träger eines nationalen ‚Geistes' – auch dies ein Kennzeichen der akademischen Diskurse der Zeit in der Philologie und darüber hinaus. Zwei- oder Mehrsprachigkeit erschien in dieser Logik verdächtig, setzte sie doch voraus, dass ein mehrsprachiger Mensch in seinem Wesen den ‚Geist' zweier gegnerischer Nationen vereinen müsste. Hüser (2017: 43, 47) spricht für diese Phase der saarländischen Geschichte von einem „Höhepunkt des Nationalen" in einer Periode die „kaum geeignet für konstruktive frankreichbezogene Initiativen" war. Die Sichtweise auf Sprachen und Mehrsprachigkeit fügt sich damit ein in die weitreichenden Überzeugungen, die in die Angliederung ans nationalsozialistische Deutschland im Frühjahr 1935 mündeten.

## 4 Mehrsprachigkeit im autonomen Saarland der 1950er

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs kam das Gebiet des heutigen Saarlands zunächst zur französischen Besatzungszone und erlangte dann ab 1947 erneut einen politischen Sonderstatus: Es erhielt eine eigene Regierung, die formal weitgehend autonom handeln konnte, aber unter politischer Aufsicht Frankreichs stand.[8] Auch wirtschaftlich war das Saarland an Frankreich angebunden; erneut war der Zugriff auf Bergbau und Stahlindustrie als Schlüsselbranchen entscheidend. Die Verbindung mit Frankreich schlug sich entsprechend in der Sprach-, Bildungs- und Kulturpolitik nieder. Nach der zweiten Saar-Abstimmung im Jahr 1955 wurde das Saarland 1957 ein deutsches Bundesland; 1959 folgte die wirtschaftliche Eingliederung (Behringer & Clemens 109–114; Burgard 2010: 216–231; Linsmayer & Reichelt 2012).

**8** Hüser (2017) bietet einen umfassenden Überblick der Parallelen und Unterschiede der beiden Nachkriegsperioden im Hinblick auf die Beziehungen zu Frankreich.

## 4.1 Leitlinien der Sprach- und Bildungspolitik im autonomen Saarland

Dass das autonome Saarland kulturell und sprachlich eine Brückenfunktion zwischen Frankreich und Deutschland einnehmen sollte, wurde in der Verfassung von 1947 erkennbar, die für das Bildungssystem die folgende Regelung enthielt:

> Geschichte und politische Entwicklung des Saarlandes verpflichten alle Schulen zur Pflege des Geistes der Völkerversöhnung. Sie pflegen im Rahmen der christlichen und europäischen Kultur die deutsche Kultur und die deutsche Sprache und tragen durch die Lehre der französischen Sprache zur Entwicklung der kulturellen Beziehungen zwischen Frankreich und dem Saarland bei. (Art. 30 der Verfassung des Saarlandes von 1947)

Eine gleichgewichtige Zwei- oder Mehrsprachigkeit sah diese Regelung ausdrücklich nicht vor; die Situation des Saarlandes als primär deutschsprachiges Land stand nicht in Frage (Küppers 1984: 107). Die Formulierung, dass das Französische *gelehrt* werden soll, zeigt zudem, dass nicht von einer bestehenden Mehrsprachigkeit ausgegangen wurde, sondern diese erst wachsen sollte. Sie wurde zugleich ausdrücklich mit einem abstrakten Ziel verknüpft, nämlich als Mittel der Entwicklung engerer Beziehungen zu Frankreich.[9] Küppers (1984: 108) dokumentiert, wie „die forcierte Förderung der französischen Sprache offen politisch begründet wurde". Noch konkreter war das französisch-saarländische Kulturabkommen von 1948. Die Idealvorstellungen der Politik zur angestrebten Mehrsprachigkeit lassen sich daraus deutlich ableiten. So heißt es im Abschnitt zum Schulwesen:

> Die Regierung des Saarlandes verpflichtet sich, in ihren Unterrichtsplänen aller Grade dem Studium der französischen Sprache im Verhältnis zu dem der anderen lebenden Sprachen einen bevorzugten Platz einzuräumen und das Studium der französischen Sprache vom zweiten Volksschuljahr obligatorisch durchzuführen. (Art. 21 des Kulturabkommens zwischen der Regierung des Saarlandes und der Regierung der Französischen Republik vom 15.12.1948; amtliche deutsche Übersetzung)

Die privilegierte Stellung des Französischen im Rahmen des Abkommens hat eine eindeutig politische Dimension, nicht zuletzt da sie als Verpflichtung in einer bilateralen Übereinkunft verankert wurde. Die Formulierung gibt zudem Aufschluss darüber, wie man sich von offizieller Seite die Mehrsprachigkeit junger Menschen im Saarland vorstellte. Die Betonung des Verhältnisses zu „anderen lebenden Spra-

**9** Der Artikel wurde nach der Eingliederung in die Bundesrepublik in der folgenden Verfassung von 1956 grundlegend umformuliert, so dass Sprachen und Mehrsprachigkeit anschließend nicht mehr vorkamen (G. Mohr 2009: 240).

chen“ richtet sich besonders gegen das Englische, das im Schulwesen in Deutschland an Raum gewann. Schon in den 1920er Jahren wurde auf die Einführung von Englisch als erster Fremdsprache in Preußen hingewiesen, um damit im Saargebiet gegen die Vorrangstellung des Französischen zu argumentieren (Ilgemann 1990: 19). Zugleich wurde mit der Wortwahl „lebende Sprachen“ im Kulturabkommen der Status der klassischen Sprachen wie Latein und Altgriechisch nicht angetastet.

In der konkreten Ausgestaltung bedeutete die Regelung, dass Französisch in der zweiten Klasse mit zwei Wochenstunden unterrichtet wurde. Danach stieg der Unterrichtsanteil schrittweise an auf fünf Wochenstunden in der fünften bis achten Klasse (Früh 1958: 283). In den Mittelschulen und höheren Schulen war eine Stunde Französisch pro Schultag verpflichtend. Im Gymnasium wurde zuerst Französisch unterrichtet, je nach Schultyp kamen danach Latein und Altgriechisch hinzu, Englisch war üblicherweise dritte oder vierte Fremdsprache (Küppers 1984: 110).

Parallel zum stark ausgebauten Französischunterricht in den regulären Schulen wurde erneut ein eigenes französisches Schulsystem aufgebaut. Vor dem Hintergrund der Konflikte um die Domanialschulen in der Völkerbundszeit war die Regelung hierzu im Abkommen recht behutsam gefasst (Küppers 1984: 166–167):

> Bezüglich des Unterrichts für die schulpflichtigen Kinder kann eine Erweiterung oder Neugründung französischer Schulen nur insoweit erfolgen, als der Bedarf der Bevölkerung französischer Sprache oder besonders gelagerte Fälle es erfordern. Im übrigen stehen die Schulen […] den Angehörigen beider Länder offen. (Art. 20 des Kulturabkommens)

Die Vertragsparteien gehen grundsätzlich davon aus, dass es eine „Bevölkerung französischer Sprache“ im Saarland gibt. Angesichts der französischen Präsenz etwa in Verwaltung und Industrie war dies zu erwarten und es bestanden zum Zeitpunkt des Vertragsabschlusses bereits 19 französische Schulen im Land. Der Anteil saarländischer Schüler*innen, die diese Schulen besuchten, lag etwa bei einem Prozent der Gesamtanzahl im Land, also ungefähr ein ähnlicher Anteil wie in der Zeit des Saargebiets (Küppers 1984: 113–114, 166). Für Kinder aus saarländischen Familien wurden Übergangsklassen eingerichtet, in denen im Umfang von 10 bis 12 Wochenstunden Französisch nach der sogenannten *méthode directe* unterrichtet wurde, also ohne Zuhilfenahme des Deutschen im Sprachunterricht. Auch die anderen Fächer wurden auf Französisch unterrichtet, jedoch von Lehrkräften mit Deutschkenntnissen, die bei Bedarf unterstützend genutzt wurden. Je nach Sprachfortschritt konnten die Schüler*innen im Laufe der Zeit in die Regelklassen wechseln. Mit dieser Struktur wurde die individuelle Dynamik im Ausbau der Mehrsprachigkeit berücksichtigt, zugleich den saarländischen Kindern aber auch ein Sonderstatus zugewiesen.

Neben den Bestimmungen zum Schulwesen enthielt das Kulturabkommen einen eigenen Artikel zur Förderung der Mehrsprachigkeit durch die Erwachsenenbildung:

> Die Regierung des Saarlandes wird den Erwachsenen die erforderlichen Möglichkeiten schaffen, um die französische Sprache zu erlernen, und alle Massnahmen begünstigen, die diesem Zwecke dienen. (Art. 23 des Kulturabkommens)

Anhand dieser Festlegung wird deutlich, dass der Ausbau der Mehrsprachigkeit als Ziel für die gesamte Gesellschaft angestrebt wurde. Es wurden beispielsweise in Betrieben Abendkurse für Beschäftigte organisiert oder im Kino vor dem Hauptfilm kurze Sprachlehrfilme gezeigt.

Obwohl das Abkommen vor allem Kultur und Bildung in den Blick nahm, erfüllte die Förderung des Französischen auch wirtschaftliche Zwecke, wie Heinen (1996: 344) betont: „Erforderten die vielfältigen ökonomischen Bindungen an Frankreich nicht mindestens Grundkenntnisse des Französischen?“ Konkretere Vorstellungen zum angestrebten Niveau der Sprachkompetenzen, etwa den erhofften sprachlichen Fähigkeiten am Ende der Schullaufbahn, wurden auf politischer Ebene nicht formuliert. Mehrsprachigkeit trat in den Zielen und Grundlagen ausschließlich als Prozess in Erscheinung, vor allem als Bildungsweg, und nicht als zu erreichender Zustand.

Der Begriff *Mehrsprachigkeit* als solcher wurde in der politischen Kommunikation dieser Periode ohnehin nicht geläufig verwendet – durch das privilegierte Verhältnis des Französischen neben dem Deutschen war höchstens *Zweisprachigkeit* ein gelegentlich genanntes Konzept –, das Thema durchzog aber eine Vielzahl gesellschaftlicher Ziele und es stand klar im Dienste des übergeordneten Zwecks, eine enge und dauerhafte Verflechtung zwischen Frankreich und dem Saarland in der Breite der Bevölkerung zu verankern.[10] Dies schlägt sich auch darin nieder, dass Artikel 22 des Abkommens dem Kulturbeauftragten der Vertretung Frankreichs im Saarland das Recht einräumte „den französischen Unterricht aller saarländischen Schulen […] besuchen zu dürfen.“ Küppers (1984: 165) wertet dies als Möglichkeit der Beaufsichtigung und die Artikel des Abkommens zu Sprache und Bildung insgesamt als „weitgehende Zugeständnisse des Saarlandes an Frankreich“. Die rechtlichen Rahmenbedingungen und die offizielle Rhetorik legen es nah, dass die gesamte Konzeption von Mehrsprachigkeit im autonomen Saarland ähnlich wie in der Zwischenkriegszeit erneut erheblich politisiert war.

**10** Interessant ist an dieser Stelle der Vergleich etwa zur politischen Ausrichtung des Französischunterrichts in der DDR zur gleichen Zeit sowie der Zugang zu Erfahrungen aus der Sprachenlehre mittels Interviews mit Zeitzeugen, vgl. hierzu Hartleb & Morkötter (2019).

## 4.2 Erlebte Mehrsprachigkeit: Interviews mit Zeitzeug*innen

Neben den bereits erschlossenen oder weiteren noch zu bearbeitenden schriftlichen Quellen bieten für die Zeit des autonomen Saarlands auch Zeitzeug*innen noch Zugang zum Geschehen. Dies bietet die Möglichkeit, die dokumentierten Konzeptionen von Mehrsprachigkeit, insbesondere aus der politischen Rhetorik, mit dem persönlichen Erleben in der Bevölkerung abzugleichen. Mit dieser Zielsetzung wurden Interviews mit zehn Personen durchgeführt, die zwischen 1947 und 1955 im Saarland zur Schule gingen und damit zur wichtigsten Zielgruppe der damaligen Sprachpolitik im Land gehörten. Rekrutiert wurden die Befragten durch Aufrufe in sozialen Medien sowie die Aktivierung persönlicher Kontakte aus dem Familien- und Freundeskreis. Dabei wurde bei der Auswahl soweit wie möglich auf Ausgewogenheit im Hinblick auf regionale Verteilung und Geschlecht geachtet. Tabelle 1 gibt einen Überblick zu den Hintergründen der Befragten und den Interviews.

**Tab. 1:** Befragte im Interview. (Ortsangaben: Wohn- bzw. Schulort in den 1950er Jahren nach heutiger Einteilung der Landkreise)

| Pseudonym | Geburts-jahr | Ort | Beruf/ Ausbildung | Zeitpunkt des Interviews | Länge des Interviews |
|---|---|---|---|---|---|
| Erich | 1939 | HOM | Installateur | Dezember 2019 | 15 Minuten |
| Heidi | 1945 | SLS | Selbstständig im Einzelhandel | Dezember 2019 | 25 Minuten |
| Beatrice | 1933 | HOM | Sachbearbeiterin in der Verwaltung | Dezember 2019 | 25 Minuten |
| Robert | 1939 | SLS | Übersetzer und Dolmetscher | Januar 2021 | 45 Minuten |
| Ingrid | 1940 | WND/MZG | Ärztin | Januar 2021 | 60 Minuten |
| Grete | 1936 | SB | Übersetzerin und Dolmetscherin | Februar 2021 | 70 Minuten |
| Ingmar | 1944 | NK | Berufsschullehrer | März 2021 | 45 Minuten |
| Victoria | 1940 | NK | Erzieherin | März 2021 | 40 Minuten |
| Herbert | 1943 | HOM | Fahrlehrer/ Reiseleiter | März 2021 | 80 Minuten |
| Hagen | 1937 | SB | Chemiker | März 2021 | 95 Minuten |

Die ersten drei Interviews konnten noch in persönlicher Begegnung durchgeführt werden, durch die Corona-Pandemie musste nach einer Pause das Projekt auf Grundlage von Gesprächen per Videokonferenz (in einem Fall telefonisch) fort-

gesetzt werden.[11] Entlang eines zuvor erstellten Leitfadens wurden die semi-strukturierten Interviews aufgezeichnet und anschließend transkribiert. Sie fanden zumeist im lokalen Dialekt statt und wurden im Rahmen der Transkription möglichst nah an der dialektalen Äußerungsstruktur ins Standarddeutsche übertragen.

Mit der Software f4 Analyse wurden die Transkriptionen anschließend codiert, um die zentralen Diskursstränge zu identifizieren und mit den aus der Forschungsliteratur bzw. anderen schriftlichen Quellen antizipierten Gesprächselementen des Interviewleitfadens abzugleichen. In der Analyse ergaben sich drei wiederkehrende Segmente im Diskurs über Sprachenlernen und Mehrsprachigkeit, welche die Beschreibung und Gliederung in den folgenden Teilkapiteln leiten.

## 4.3 Schulalltag: Lernbedingungen und Methoden im Spracherwerb

Der Aufbau der politisch erwünschten Mehrsprachigkeit, der maßgeblich über die Schulen stattfinden sollte, hing logischerweise stark von den Lehr- und Lernbedingungen ab. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren Schulgebäude beschädigt, es fehlten Lernmaterialien und vor allem Lehrkräfte. Dies galt erst recht für den neu eingeführten frühen Französischunterricht in den Volksschulen, den deshalb vor allem in den frühen Jahren oft fachfremde Lehrkräfte erteilten (Küppers 1984: 109–110). Damaligen Schulkindern war dies offenbar durchaus bewusst:

> Weil, ob man da überhaupt nach Qualifikation fragen konnte, […] viele kamen ja gar nicht erst zurück und von den anderen hatten ja viele die Sprache vom Erbfeind gar nicht selbst gelernt. Wozu sollte man auch? Man war ja deutschnational. So dass ich also vermute, dass dieser Lehrer in Französisch nicht weiter war als seine Schüler. (Robert)

> Nur, es war so, wir hatten eine Lehrerin, die war so über 50. Und die konnte kein Französisch. Aber wir hatten halt ein französisches Lehrbuch, das hieß *J'apprends le français*, und die konnte das gar nicht richtig aussprechen. Die… das war halt eine Katastrophe. Wir haben die Bilder gesehen und sie hat dann so wie sie es für richtig gehalten hat das Französische dann vorgelesen. (Ingrid)

**11** Die kürzere Dauer der persönlich geführten Interviews ergibt sich einerseits aus dem Umfang der Erinnerungen der Befragten, andererseits aus dem explorativen Charakter der ersten Gespräche, auf deren Basis die nachfolgenden Interviews mit einem leicht überarbeiteten und erweiterten Leitfaden ausführlicher gestaltet werden konnten. In die Auswertung flossen die Daten aus allen Interviews gleichberechtigt ein.

> Unser Lehrer konnte überhaupt kein Französisch, ein paar Lieder und Reime und das war's. (Erich)

> Unserer Lehrerin hat Blut geschwitzt. Sie konnte selbst kein Französisch, sie wurde dazu verpflichtet. Der Unterricht bestand aus Frère Jacques und Sur le Pont d'Avignon. Sie las mühsam aus dem Französischbuch vor, davon blieb überhaupt nichts hängen. Eigentlich war sie Handarbeitslehrerin und sie sagte relativ bald: ‚Macht lieber Handarbeit, davon habt ihr mehr.' (Heidi)

Die Qualifikation der Lehrkräfte an den weiterführenden Schulen unterschied sich dagegen meist erheblich von denjenigen in den Volksschulen: Sie hatten in der Regel das Fach studiert und brachten bisweilen auch intensivere Erfahrungen aus dem Sprachgebiet mit. Wenn auch im Verlauf der Autonomie-Periode die Sprachausbildung der Lehrkräfte erheblich intensiviert wurde, waren die Qualifikationen für eine fruchtbare Vermittlung von Mehrsprachigkeit im Kindes- und Jugendalter insgesamt in vielen Fällen nicht ausreichend (Früh 1958: 283). Dies schlug sich auch in den Lehrmethoden nieder. Wie in vorhergehenden Passagen bereits erkennbar, beruhten diese häufig stark auf Reproduktion oder auf explizit formalem Sprachwissen:

> Nein, bestenfalls Lektüre, Lesen und Übersetzen. Aber darüber gesprochen, nein. (Robert)

> Und das war dann also auch, ich denke, grammatikorientiert, das weiß ich noch. Wir hatten ein Französischbuch, das war über die ganze Schulzeit das Gleiche und ich fand es eigentlich auch relativ langweilig, dieses Französisch, weil wir haben Vokabeln gelernt, haben Lektionen gelesen, aber es war nichts, was man jetzt mit lebendiger Sprache oder so hätte bezeichnen können. (Victoria)

Das methodische Vorgehen im Unterricht war, wie zu dieser Zeit üblich, von starker Hierarchie zwischen Lehrkraft und Schüler*innen sowie von schematisiertem Wissenserwerb geprägt. Die Gestaltung des Schulfachs Französisch konnte dadurch didaktisch nicht die Ziele erfüllen, die politisch gesetzt waren, denn die Sprachlehre und die Lernmethoden befähigten die Schüler*innen kaum dazu, in einen persönlichen kommunikativen Austausch mit den Menschen im Nachbarland zu treten. Vielmehr hielt die Schule an einem kanonischen und durchaus anspruchsvollen Bildungsideal fest, das stark auf literarische Sprache zugeschnitten war:

> Wir hatten in der Untersekunda Texte übersetzt oder auch Lektüre gehabt, die wahrscheinlich in späteren Jahren dem Abitur entsprochen hätten. (Robert)

> Dann haben wir mit kleiner Literatur angefangen. […] *Tartarin de Tarascon*, und danach kam […] Molière, *Bourgeois gentilhomme*, […] das waren dann die einfachen Sachen. […] Und dann gingen wir mit Racine und *Phèdre* schon los, also diese klassischen Dinge. (Hagen)

## 4.4 Einstellungen zur Sprache und politischer Kontext

Die Einstellungen der Befragten gegenüber dem Französischen an sich und dem Lernprozess lassen sich größtenteils in einem Spektrum zwischen positiv und neutral einordnen:

> Das war eben ein Fach in der Schule, und wenn man in der Schule ist, dann lernt man, was verlangt wird. Punkt. Da wurde gar nicht drüber diskutiert. (Robert)

> Nein, Spaß hat der Französischunterricht nicht gemacht, aber ich hab eingesehen, dass man es braucht. (Ingrid)

> Das war für uns Schüler normal, dass da eine Fremdsprache angeboten worden ist. Das war kein Problem. (Grete)

> Mir hat das Spaß gemacht. Ich hatte immer sehr gute Noten, mein Lehrer sagte zu mir: ‚Du bist ein Traum!' […] Wir fühlten uns über die anderen erhaben, die kein Französisch lernten. (Heidi)

Für den Aufbau der politisch angestrebten Mehrsprachigkeit waren bei manchen Kindern und Jugendlichen durchaus fruchtbare Bedingungen gegeben, an die man hätte anknüpfen können. In vielen anderen Fällen war zumindest keine Ablehnung zu spüren, sondern das Französische als Fach wurde als selbstverständlicher Teil des schulischen Repertoires akzeptiert und nicht hinterfragt.

Dies ist eine wichtige Beobachtung vor dem Hintergrund, wie sehr in der Rückschau das Fach Französisch in den 1950er Jahren als politisiert wahrgenommen wird. Die Befragten nehmen diesen Zusammenhang deutlich weniger wahr, als es aktuelle Debatten um das Sprachangebot im Saarland oder auch die Textquellen aus der Nachkriegsperiode an sich nahelegen:

> Das haben wir gar nicht so wahrgenommen, das politische Umfeld, warum man das gemacht hat, das ist uns glaube ich nicht bewusst gewesen. […] Aber ich muss ehrlich sagen, in den 50er Jahren habe ich keine politische Motivation gesehen, dass man uns dazu bringen wollte. (Ingmar)

> Und für uns war das auch Pflicht, das wurde nicht in Frage gestellt. Das musste man eben tun. (Erich)

Die Lehrkräfte erfüllten nach diesen Schilderungen jedenfalls nicht explizit eine Rolle als Multiplikator*innen der politisch angestrebten Zielsetzungen, indem sie in den Schulklassen das unterrichtete Fach mit Idealen wie Völkerverständigung oder kultureller Annäherung verbunden hätten. Die Sprachvermittlung des Französischen wurde als Teil regulärer schulischer Bildung gesehen, deren ausdrück-

liche Begründung oder gar Rechtfertigung nicht als notwendig galt. Ausnahmen von diesem Muster bezogen sich weniger auf den politischen Kontext, sondern eher auf die Nutzbarkeit von Sprachkenntnissen für die berufliche Qualifikation:

> Es ist höchstens mal kurz angesprochen worden, in Bezug auf die Wirtschaft. Aber weiter nicht. Wir haben auch nicht nachgefragt. (Grete)

> Man hat ja auch unheimlich davon profitiert. Dadurch, dass wir in der Schule getrimmt wurden, hat es einem keine Schwierigkeiten gemacht, auf der Uni französischen Vorlesungen zu folgen. (Hagen)

> Na gut, man hat uns schon auch gesagt, wenn du Französisch kannst, kannst du dich in einem fremden Land bewegen, das ist schon angedeutet worden. (Ingmar)

In diesen Erinnerungen sind bereits utilitaristische Diskurse zum Sprachenlernen angelegt, wie sie in der Gegenwart sehr stark wirksam werden: Sprachen werden nach ihrem Nutzen beurteilt, nach ihrem Wert als ökonomische Ressource und es wird vermittelt, dass Lernmotivationen sich nach diesen Kriterien ausrichten sollten. Lediglich aus dem letzten Zitat spricht eine vage Bestrebung, der Mehrsprachigkeit auch eine Dimension des Kulturkontakts und der kommunikativen Möglichkeiten zu verleihen.

In den 1950er Jahren wurden die Zielsetzungen der schulischen Bildung, und damit auch des Sprachenlernens, logischerweise nicht nur vom weiteren gesellschaftlichen Diskurs beeinflusst, sondern ganz wesentlich vor allem vom Elternhaus direkt geprägt:

> Das war natürlich erwünscht. Und meine Eltern haben das befürwortet. Frankreich war ja ganz nah, nur sechs Kilometer entfernt. Da war es ganz selbstverständlich, dass das eine gute Sache war. (Heidi)

> Die Eltern, die haben das also hingenommen und das gehörte zum Schulalltag und was denen wichtig war, das war nur, dass ich ein ordentliches Zeugnis nachhause gebracht habe. Alles andere haben die nicht in Frage gestellt. (Victoria)

Eine politische Dimension der Sprachvermittlung drang offenkundig zu den damaligen Kindern und Jugendlichen nicht vor. Den Gedanken, die Vermittlung des Französischen in der Schule sei als Zwang erlebt worden, lehnten alle Interviewten deutlich ab.

Ähnlich verhielt es sich bei den Befragten und ihren Familien in Bezug auf die französischen Schulen im Saarland, die ihnen zumindest theoretisch ebenfalls offen gestanden hätten. In der Praxis war ein Besuch dieser Schulen aber für die Befragten zumeist keine Option:

> Es kann sein, dass ich es am Rande mal gehört habe und dass es wie gesagt entfallen ist, aber ich hab nie gehört, dass man da eine solche Schule… dass das nun im ganzen Saarland war, oder nur in Saarbrücken? (Herbert)

> Das war nur eine kleine Elite, die ihre Kinder dorthin schickte. Das war nicht für uns, wir mussten zuhause zurechtkommen, uns um unsere Ernährung kümmern. (Beatrice)

> Davon wusste man eigentlich nichts, auf dem Dorf bei uns. Die Schule in Saarbrücken[12] war bekannt, aber das kam für mich gar nicht in Frage, weil ich im elterlichen Laden arbeiten sollte. (Heidi)

Die meisten Befragten bzw. ihre Familien zogen den Besuch einer französischen Schule nicht in Erwägung. In vielen Fällen waren sie ohnehin nicht bekannt oder wurden nicht als zugänglich wahrgenommen, obwohl sie durchaus an vielen Standorten im Saarland vorhanden waren. In manchen Fällen wurden sie als Angebot wahrgenommen, das sich an privilegierte Teile der Bevölkerung richtetet, zu denen man sich selbst nicht zählte. In der Folge wurde auch nicht in Erwägung gezogen, die Möglichkeit zu einem verstärkten Spracherwerb zu nutzen, oder umgekehrt: Das Potenzial zum intensiveren Erlernen des Französischen war kein ausreichender Beweggrund zur Wahl einer anderen Schule. Eher als eine prinzipielle Ablehnung des französischen Schulwesens, wie es aus der Erinnerung an die Debatten um die Domanialschulen in der Zwischenkriegszeit denkbar gewesen wäre, fehlte es vielmehr an Kenntnis und persönlichem Bezug.

Ein Idealziel, das mit gegenwärtigen Vorstellungen von Mehrsprachigkeit vergleichbar wäre, lässt sich zwar durchaus in den politischen Grundlagendokumenten finden, in das Bildungswesen der 1950er Jahre drangen diese Sichtweisen in der Breite allerdings nicht vor. Dasselbe gilt für die Hintergründe in den Familien, in denen die gesellschaftliche oder politische Dimension des Französischen und seines Unterrichts zumindest gegenüber den Kindern und Jugendlichen nicht ausführlich thematisiert wurde. Die Lehrkräfte wiederum verfolgten offenkundig eher gegenstands- als verwendungsbezogene Lernziele, wie das folgende Zitat verdeutlicht, in dem die Reaktion einer Lehrerin auf die fortgeschrittenen Sprachkenntnisse einer Mitschülerin geschildert werden:

> Ich hatte damals eine Freundin, eine Schulkameradin aus der Klasse, […] die hat dann perfekt Französisch gesprochen. Aber die durfte in der Klasse den Mund nicht aufmachen. Weil dann hieß es gleich: ‚C., sei still, du parlierst!' Also das war nicht gewünscht. (Ingrid)

**12** Gemeint ist das Collège und Lycée Maréchal Ney in Saarbrücken, Vorläufer des heutigen deutsch-französischen Gymnasiums.

## 4.5 Mehrsprachigkeit außerhalb der Schule

Selbstverständlich ist Mehrsprachigkeit nicht nur der Effekt schulischen Spracherwerbs. Gerade in einer Region wie dem Saarland mit seiner direkten Grenzlage und angesichts der politischen und ökonomischen Präsenz Frankreichs im Land während der Autonomiephase sind zahlreiche andere Szenarien denkbar, in denen junge Menschen ihre Sprachkenntnisse hätten ausbauen können.

Die Unterrichtsmethoden und -inhalte selbst bereiteten die Befragten jedenfalls nicht darauf vor, ihr erlerntes Sprachwissen in der direkten Interaktion anzuwenden:

> Die Grammatik saß. Was gefehlt hat, dass sehr viel Französisch gesprochen worden ist oder Englisch. Das war nur teilweise. (Grete)

> Da hätte man schnell vorgebaut: Parlez-vous français? – Non! (Victoria)

> Dann hat er ... Fragen gestellt, und dann... Formfragen, also zweite conditionnel von dem, und lauter so Dinger. Aber wie gesagt, das Ende vom Lied, in Frankreich... ich wollte Sprudel haben, das haben wir nicht gewusst, aber das zweite conditionnel. (Hagen)

Diese Erinnerungen sind erwartbar angesichts der erst relativ rezenten Entwicklung, im Sprachunterricht die Konversationsfähigkeit zu fördern. Das Ergebnis der schulischen Bemühungen war deshalb weniger Mehrsprachigkeit auf allen Verwendungsebenen, sondern höchstens ein Beherrschen bestimmter schriftsprachlicher Register.

Es wurde im Bildungssystem nur eingeschränkt daraufhin gewirkt, in direkten Kontakt mit Sprecher*innen des Französischen zu kommen. Schulbegegnungen waren entgegen den politischen Zielsetzungen zur Annäherung nach Auskunft der Befragten selten.[13] Eine institutionell organisierte Möglichkeit, Frankreich kennenzulernen, boten dagegen Ferienfreizeiten, die beispielsweise von der französischen Grubenverwaltung angeboten wurden. Diejenigen Interviewten, die an solchen Freizeiten teilnahmen, sahen darin im Rückblick allerdings keine nachhaltige Möglichkeit zum Spracherwerb. In anderen Fällen ergaben sich aus dem privaten Kontext Begegnungen, in denen sich die Gelegenheit ergab, Französisch zu sprechen. Die Befragten berichten von zufälligen Bekanntschaften auf dem Zelt-

**13** Hüser (2017: 59) weist zwar auf „forcierte Begegnungsmöglichkeiten und dauerhaft prägende Frankreichaufenthalte für junge Leute aus gehobenen wie aus Arbeiterkreisen“ hin, die jedoch entweder eine Zielgruppe jenseits des Schulalters ansprachen oder zumindest an den hier Befragten vorbeigingen.

platz, von Ausflügen mit den Eltern, familiären Beziehungen oder der Mithilfe im Familienbetrieb mit Geschäftsverbindungen nach Frankreich.

> Sprechen haben wir ja nicht geübt, aber durch das lebendige Gespräch, geh mal fragen ob die uns ihr Beil ausleihen, da merkte ich, man kann mit der Sprache mehr anfangen kann als nur stur Vokabeln und Grammatik pauken. Das hat dann angefangen mir Spaß zu machen. (Robert)

> Wir hatten Familie in Lothringen, zwei Dörfer hinter der Grenze. Die sprachen Französisch und ich war immer stolz, dass ich ein bisschen Französisch mit ihnen sprechen konnte, und meine Eltern hat das auch sehr gefreut. Sie wollten die Beziehungen zu diesem Teil der Familie pflegen. (Heidi)

> Meine Mutter, die hatte ziemlich viele Geschwister, und zwei davon waren nach Frankreich verheiratet [...] Die waren doch laufend bei uns auf Besuch. Bei großen Feierlichkeiten, Hochzeiten, Kindtaufe, egal was, Geburtstag, waren die da. [...] Und da hat man sehr, sehr viel... oder mehr Französisch gehört als in der Schule... oder mehr ist haften geblieben. Weil das ja praktische Anwendung war. (Herbert)

> Mein Vater hatte eine [...]fabrik und wir sind oft nach Frankreich gefahren [Rohstoffe] kaufen, also in die Vogesen, aber dann auch durch Lothringen oder nach Paris, und dann hat er mich oft mitgenommen und dadurch hab ich eben auch gesprochenes Französisch gelernt. [...] Das war ganz gut, dadurch dass mein Vater gar kein Französisch konnte aber ich doch ein bisschen, dann wurde ich immer losgeschickt und musste dann einkaufen, oder nach dem Weg fragen. (Ingrid)

Viele der Befragten berichten davon, dass sie die Motivation zur Beschäftigung mit dem Französischen aus solchen Erfahrungen selbst entwickelt haben, größtenteils losgelöst von der Vermittlung in der Schule. Die Relevanz der Mehrsprachigkeit wurde demnach nicht im Unterricht deutlich gemacht, sondern sie wurde durch eigenständiges Erleben erkannt.

> Also durch Selbstlernen im Land. Eher nach der Schule als in der Schule [...] Also von der Schule her wäre ich da... das war eher eine persönliche Motivation. Die Schule hat mich dazu nicht motiviert. (Ingmar)

Diese Trennung ist vor allem deshalb von Bedeutung, weil die französische Kultur durchaus beliebt war – die Rezeption von französischem Kino und Musik oder auch die Entwicklung der gastronomischen Ausrichtung auf Frankreich zeugen davon –, aber ohne dass davon die Sprachvermittlung im Bildungswesen profitieren konnte. Häufig entstand ein Interesse auch erst im Erwachsenenalter, obwohl die Schule dafür keine Basis gelegt hatte.

> Das war so… also wir waren alle sehr frankophil, unsere ganze Klasse. (Ingrid)

> Und zu Frankreich hatte ich nie eine Beziehung, das kam erst später, als wir eigene Kinder hatten und dann mit den Kindern jedes Jahr nach Frankreich, in die Vogesen gefahren sind zum Skilaufen. (Victoria)

Zu den eingeschränkten Berührungen mit Frankophonen trug auch ein räumlicher Faktor bei. Mobilität war für viele ohnehin noch eingeschränkt und in den erreichbaren Nachbarregionen Frankreichs in unmittelbarer Grenznähe waren Französischkenntnisse zur Verständigung noch nicht unbedingt notwendig:

> Wir hatten gar keine Gelegenheit, Französisch zu sprechen. Die Grenze fühlte sich für uns sehr weit weg an, wir hatten auch kein Fahrzeug, um überhaupt nach Frankreich zu fahren. Und auf der anderen Seite der Grenze wurde ja auch Deutsch gesprochen. Man musste gar kein Französisch sprechen. (Beatrice)

> Wenn, dann sind wir auch nur ins Elsass gefahren… Aber wahrscheinlich auch um noch eine Rückzugsmöglichkeit sprachlicher Art zu haben. (Hagen)

Die gesellschaftliche Mehrsprachigkeit in Lothringen und im Elsass zu einer Zeit, in welcher der Sprachwechsel von den fränkischen bzw. alemannischen Dialekten hin zum Französischen noch nicht so weit fortgeschritten war, begrenzte also im unmittelbaren Bewegungsradius die Relevanz der eigenen, individuellen Mehrsprachigkeit. Das politische Ziel im Saarland war der Erwerb der benachbarten Staatssprache, die im Grenzgebiet für viele nicht die vorherrschende Alltagssprache war. Andererseits bot der Dialekt nach Wahrnehmung der Befragten aus heutiger Perspektive wiederum durchaus einen guten Zugang zum Erwerb des Französischen:

> Zuhause hat man mehr gelernt, als in der Schule selbst. […] Hol mal die Buddel da drüben, *la bouteille*, […] oder geh vom Schässelong runter! Wenn man mit den Füßen… nimm die Füße vom Schässelong. Nur hat man natürlich diese Ausdrücke in der Schule nicht gelernt, das ist klar. (Herbert)

> Das Saarländische hat ja viele Dinge übernommen. Nicht nur vom Sprachgebrauch. Also das Wort ‚Bürgersteig' hat es nie gegeben in meiner Jugendsprache, das hieß immer ‚es Trottwa'. […] Oder ein Stück Seil hieß immer ‚e Fissääl'. […] Es ist nicht nur… auch das Mischen von Wörtern. Es ist auch dann, dass dir gar nicht bewusst ist, dass du die Grammatik anders gebrauchst. (Hagen)

In den Interviews werden hoch indexikalische Merkmale benannt, zumeist auf lexikalischer Ebene, die gemeinhin zur Charakterisierung dessen herangezogen werden, was als ‚das Saarländische schlechthin' gilt: Kontaktphänomene der Dia-

lekte im Saarland mit dem Französischen machen einen wichtigen Teil der Konstruktion sprachlicher Eigenheiten der Region aus. Diese Kontakteffekte sind in der Wahrnehmung der Befragten bereits an sich ein Phänomen ihrer eigenen Mehrsprachigkeit. Sie sorgten dafür, dass das Französische nicht als etwas völlig Fremdes wahrgenommen wurde und dass – zumindest in der Rückschau – das Durchdringen der Sprachsysteme zu einem selbstverständlichen Repertoire gehörte. Damit sahen die Zeitzeug*innen die Mehrsprachigkeit in der eigenen Dialektkompetenz bereits angelegt. Diese Kompetenz war unabhängig jeder politischen Erwünschtheit ohnehin längst vorhanden, allerdings wurde im Bildungswesen auf diesem Fundament wiederum nicht entscheidend aufgebaut.

Gefragt nach ihrem Selbstbild als Mehrsprachige betonen viele der Befragten zunächst die Grenzen ihrer Sprachkenntnisse im Französischen:

> Na gut, ich spreche ja kein perfektes Französisch und ich vergesse ja auch immer mehr. (Ingrid)

> Mehrsprachig nicht, meine Muttersprache ist, muss man sagen, Saarländisch… ist also Deutsch. […] Aber ich hab nicht den Ehrgeiz, perfekt zu werden, weil ich weiß, das ist sowieso nicht mehr machbar. Also… aber mit dem restriktiven Wortschatz komme ich bestens nach Frankreich, da brauche ich kein Wörterbuch dazu. (Hagen)

Der Maßstab, der an Mehrsprachigkeit angelegt wird, entspringt stark einem Ideal sehr weitreichender Sprachbeherrschung, wie es auch in breiten gesellschaftlichen Diskursen meist anzutreffen ist. Als mehrsprachig wird nach dieser Vorstellung nur angesehen, wer die entsprechenden Sprachen früh erworben hat und eine große Bandbreite in der Verwendung bedienen kann, insbesondere im Standard. Wer die Sprache später etwa in der Schule erwirbt, wie im vorliegenden Fall das Französische, muss dem Ideal zufolge diesen Kenntnissen sehr nah kommen, um als mehrsprachig zu gelten.

Nach einer Rückfrage, ob die Befragten mit ihren Sprachkenntnissen ihre kommunikativen Ziele erreichen und sich dadurch womöglich dennoch als mehrsprachig betrachten, relativieren sie das Selbsturteil durchaus:

> Man kann so das Übliche. Aber wenn man dann doch ernstere Gespräche führt, dann merkt man schon, dass man an seine Grenzen kommt. Aber so das was man im Alltag braucht, das läuft. (Ingrid)

> Mehrsprachig schon, aber natürlich mit unterschiedlichem Kenntnisstand, und eine Sache der Gewöhnung. (Hagen)

Eine bedarfsgerechte Mehrsprachigkeit haben die meisten Befragten demnach im Laufe ihres Lebens durchaus entwickelt. Die Schulzeit in der Periode der saarländischen Autonomie trug dazu nur eingeschränkt bei, sie lieferte in der Regel die

Grundlagen eines expliziten, stark formalen und meist von literarischem Schriftstandard geprägten Sprachwissens. Eine kommunikativ einsetzbare Mehrsprachigkeit, die zudem mit Zielen wie Kulturkontakt und Verständigung verbunden wird, wie es politisch in den 1950er Jahren angestrebt wurde, diese entwickelten sie neben oder nach der Schule. In der Bilanz ergibt sich für die meisten Befragten ein positives Bild von Mehrsprachigkeit und ein Kontext, in dem die Vermittlung des Französischen jedenfalls nicht als zwangsweise auferlegt wahrgenommen wurde:

> Wer sagte noch: Je mehr Sprachen du kannst, desto mehr Mensch bist du? Da ist doch auch was dran. Ich erweitere meinen Horizont doch dadurch. (Robert)

> Also politische Motivation war bei mir mit Sicherheit nicht ausschlaggebend, oder dass man mich vom Elternhaus her angehalten hätte, Französisch zu lernen. Das ist aus mir heraus gekommen. (Ingmar)

Dass diese Einschätzung in dieser Zeit keineswegs alle teilten, zeigt das Urteil des Lehrers und Schulrats Früh (1958: 283) kurz nach Ende der Autonomiezeit in der unmittelbaren Rückschau: „Überall in der Welt beginnt der fremdsprachliche Unterricht erst mit dem 5. Schuljahre. Hier tat man dem Kinde Gewalt an, man opferte es den politischen Plänen kalt und herzlos." Es verging noch einige Zeit, bis die frühe Förderung von Mehrsprachigkeit weithin als vorteilhaft anerkannt wurde. Hier zeigt sich exemplarisch eine wichtige Eigenschaft bei der Nutzung von Daten, die mit der Unterstützung von Zeitzeug*innen gewonnen werden, sei es in der zeithistorischen Soziolinguistik oder in anderen Forschungskontexten: Auch Erinnerungen aus erster Hand können durch Sichtweisen der Gegenwart geprägt sein.

## 5 Schlussfolgerungen: Mehrsprachigkeit auf Umwegen

In der Gesamtschau ergibt sich für die 1950er Jahre im Saarland eine Kombination aus drei Konzeptionen der Mehrsprachigkeit, die miteinander nur schwach verbunden sind:

A. Eine Mehrsprachigkeit entsprechend der offiziellen politischen Rhetorik
Diese Vorstellung der Mehrsprachigkeit dient vor allem abstrakten Idealen wie Völkerverständigung und Europäisierung oder Loyalität gegenüber Frankreich, die in der saarländischen Bevölkerung erreicht werden sollten. Die politisch erwünschte Mehrsprachigkeit war es, die ganz besonders konfliktbehaftete Debatten auf sich

zog, nicht zuletzt auf Basis ähnlicher Erfahrungen der Zwischenkriegszeit. Auf diese politische Mehrsprachigkeit nimmt auch die gegenwärtige Debatte zur Frankreichstrategie zumeist Bezug, wenn von ‚Zwang' zum Französischen die Rede ist.

B. Eine schulisch vermittelte Mehrsprachigkeit

Diese sollte eigentlich der Umsetzung der politisch-idealisierten Vorstellung dienen. Allerdings fehlten in vielerlei Hinsicht die nötigen Voraussetzungen, von Qualifikation der Lehrkräfte über Ressourcen bis hin zu effektiver Didaktik. Linsmayer & Reichelt (2012: 323) diagnostizieren, dass der französische Sprachunterricht „weit hinter den Erwartungen zurückblieb". Zudem wurde, wie die Zeitzeug*innen schildern, in der Schule wenig Bewusstsein für die gesellschaftliche Relevanz des Französischen bzw. von Mehrsprachigkeit an sich geweckt. Es wurden vornehmlich formalisierte Sprachkompetenzen vermittelt, die zur Verwirklichung des politisch gewünschten Ziels kaum geeignet waren: eine sehr theoretische, grammatik- und literaturlastige Kenntnis des Französischen, die kaum zur zwischenmenschlichen Verständigung befähigte. Das Fach Französisch wurde zumeist als unhinterfragte Selbstverständlichkeit betrachtet, das zwar nur bei Einzelnen Enthusiasmus weckte, ansonsten aber nicht prinzipiell abgelehnt wurde.

C. Eine informell erworbene, praxisnahe Mehrsprachigkeit

Die in der Schule erworbenen Kenntnisse bildeten, wie einige Zeitzeug*innen berichten, einen Grundstock, der aber für alltagsnahe Kommunikation nicht geeignet war. Dennoch erwarben viele im weiteren Verlauf durchaus umfassende und nutzbare Sprachkenntnisse. Diese erwuchsen allerdings in der Regel nicht aus dem Schulkontext, sondern aus privaten Begegnungen, individuellen Interessen und nicht selten aus Zufällen. Sie kamen dadurch aber wiederum der Herausbildung eines Bewusstseins für den Wert sprach- und kulturübergreifender Kommunikation zugute. Letztendlich erfüllte sich also in beträchtlichem Umfang trotzdem das politische Ideal einer mit europäischen Überzeugungen unterfütterten, individuellen Mehrsprachigkeit – die jedoch nicht auf dem Weg schulischer Erziehung zustande kam, demnach also entgegen heute verbreiteter Annahmen auch keineswegs erzwungen war.

Die Situation insbesondere in den 1950er Jahren stellt sich in den Interviews deutlich weniger politisiert und konfliktbeladen dar, als es im heutigen sprachpolitischen Diskurs rund um die saarländische Frankreichstrategie verallgemeinernd angenommen wird. Auch die Erfahrungen aus der Zwischenkriegszeit führten in der Periode nach dem Zweiten Weltkrieg nicht zu einer grundsätzlichen Abwehrreaktion gegen das Französische. Vielmehr blieb ausreichend Raum dafür, einerseits die in der Schule gelehrte Sprache von politischen Zielsetzungen getrennt zu betrachten, und andererseits auf eigenen Wegen eine positive Wahrnehmung der eigenen Mehrsprachigkeit mit ihren Potenzialen zu entwickeln.

Der komplexe Wirkmechanismus der drei Konzeptionen von Mehrsprachigkeit konnte durch die Interviews mit Zeitzeug*innen offengelegt werden: dass eine fest-

stellbare positive Einstellung nicht *wegen*, sondern vielmehr *trotz* der schulischen Sprachvermittlung entstand. Mit einer Betrachtung ausschließlich stark politisch geprägter Quellen wie Verwaltungs- und Gesetzesdokumenten oder Presseberichten wäre verborgen geblieben, dass das angestrebte Ziel auf einem gänzlich anderen Weg erreicht wurde, als ursprünglich vorgesehen. Das Fallbeispiel zeigt damit, dass die zeithistorische Soziolinguistik bzw. Mehrsprachigkeitsforschung in der Arbeit mit Zeitzeug*innen ein wichtiges Potenzial zur Unterfütterung und Nuancierung ihrer Erkenntnisse birgt, die auch für andere sprachliche Kontexte vielversprechend erscheint.

## Literatur


Adler, Astrid & Albrecht Plewnia (2018): Möglichkeiten und Grenzen der quantitativen Spracheinstellungsforschung. In Alexandra N. Lenz & Albrecht Plewnia (Hrsg.), *Variation – Normen – Identitäten*, 63–97. Berlin/Boston: De Gruyter.

Administration des mines domaniales françaises de la Sarre (1936): *Rapport sur l'exploitation des mines de la Sarre par l'État français. 10 janvier 1920 – 28 février 1935*. Paris: Imprimerie Nationale.

Behringer, Wolfgang & Gabriele Clemens (2009): *Geschichte des Saarlandes*. München: Beck.

Burgard, Paul (2010): *Kleine Geschichte des Saarlands.* Karlsruhe: Braun.

Cavanaugh, Jillian R. (2020): Language ideology revisited. *International Journal of the Sociology of Language* 263, 51–57.

Clemens, Gabriele B. (2012): Mandatsgebiet des Völkerbunds. In Herrmann, Hans-Christian & Johannes Schmitt (Hrsg.), *Das Saarland. Geschichte einer Region*. 218–261. St. Ingbert: Röhrig.

Dovalil, Vít & Kateřina Šichová (2017): *Sprach(en)politik, Sprachplanung und Sprachmanagement* (Institut für Deutsche Sprache, Literaturhinweise zur Linguistik 6). Heidelberg: Winter.

Früh, Otto (1958): Der französische Sprachunterricht in den Volksschulen des Saarlandes. In Altmeyer, Klaus, Jakob Szliska, Werner Veauthier & Peter Weiant (Hrsg.), *Das Saarland. Ein Beitrag zur Entwicklung des jüngsten Bundeslandes in Politik, Kultur und Wirtschaft*. 281–285. Saarbrücken: Verlag ‚Die Mitte'.

Hartleb, Felix & Steffi Morkötter (2019): Fremdsprachenunterricht in der DDR – historischer Überblick und Interviews mit Zeitzeuginnen aus Rostock. In Arnold, Rafael, Albrecht Buschmann, Steffi Morkötter & Stephanie Wodianka (Hrsg.), *Romanistik in Rostock. Beiträge zum 600. Universitätsjubiläum* (Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte 32). Rostock: Universität Rostock. 131–163. DOI: https://doi.org/10.18453/rosdok_id00002556.

Heinen, Armin (1996): *Saarjahre. Politik und Wirtschaft im Saarland 1945–1955*. Stuttgart: Steiner.

Hinnenkamp, Volker (2005): Semilingualism, Double Monolingualism and Blurred Genres – On (Not) Speaking a Legitimate Language. *Journal of Social Science Education* 4(1), 57–90.

Hüser, Dietmar (2017): Die Saar-Politik und die deutsch-französische Geschichte an der Grenze. Herausforderungen, Handlungsmargen, ‚Frankreichstrategien' in Völkerbunds-, Saarstaats- und frühen Bundeslandzeiten. In Lüsebrink, Hans-Jürgen, Claudia Polzin-Haumann & Christoph Vatter (Hrsg.), *»Alles Frankreich oder was?« – Die saarländische Frankreichstrategie im europäischen Kontext. Interdisziplinäre Zugänge und kritische Perspektiven*, 39–66. Bielefeld: transcript.

Ilgemann, Arnold (1990): *‚Franzosenschulen'. Die französischen Domanialschulen in der Völkerbundzeit* (Beiträge zur Regionalgeschichte 4). St. Ingbert: Geschichtswerkstatt.

Krämer, Philipp (2018): Von der Fremdsprache zum *français sarrois* – Meinungen zur Mehrsprachigkeitspolitik im Saarland. *Französisch heute* 4/2018, 12–16.

Krämer, Philipp (2019): Französisch im Saarland – Einstellungen zu Mehrsprachigkeit und Sprachpolitik im Rahmen der Frankreichstrategie. *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* 129, 31–71.

Küppers, Heinrich (1984): *Bildungspolitik im Saarland 1945–1955*. Saarbrücken: Minerva-Verlag Thinnes & Nolte.

Landesregierung des Saarlandes/Staatskanzlei (2014): *Eckpunkte einer Frankreichstrategie für das Saarland*, Saarbrücken, https://www.saarland.de/stk/DE/service/publikationen/_documents/Frankreichstrategie.html; letzter Zugriff: 02.05.2021.

Linsmayer, Ludwig & Bernd Reichelt (2012): *Das autonome Saarland.* In Herrmann, Hans-Christian & Johannes Schmitt (Hrsg.), *Das Saarland. Geschichte einer Region*. 313–338. St. Ingbert: Röhrig.

Lüsebrink, Hans-Jürgen, Claudia Polzin-Haumann & Christoph Vatter (Hrsg.) (2017): *»Alles Frankreich oder was?« – Die saarländische Frankreichstrategie im europäischen Kontext. Interdisziplinäre Zugänge und kritische Perspektiven.* Bielefeld: transcript.

Martin-Jones, Marilyn & Suzanne Romaine (1986): Semilingualism: A Half-Baked Theory of Communicative Competence. *Applied Linguistics* 7(1), 26–38.

McColl Millar, Robert (2012): Social History and the Sociology of Language. In Hernández-Campoy, Juan Manuel & Juan Camilo Conde-Silvestre (Hrsg.), *The Handbook of Historical Sociolinguistics*, 41–59. Malden/Oxford: Blackwell.

Metzler, Gabriele (2012): Zeitgeschichte – Begriff – Disziplin – Problem. In Bösch, Frank & Jürgen Danyel (Hrsg.), *Zeitgeschichte – Konzepte und Methoden*. 22–46. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Milroy, James (2012): Sociolinguistics and Ideologies in Language History. In Hernández-Campoy, Juan Manuel & Juan Camilo Conde-Silvestre (Hrsg.), *The Handbook of Historical Sociolinguistics*, 571–584. Malden/Oxford: Blackwell.

Mohr, Anne (2017): Die Frankreichstrategie des Saarlandes – eine Vision und ihr bildungspolitisches Potenzial. In Mentz, Olivier & Marie-Luise Bühler (Hrsg.), *Deutsch-französische Beziehungen im europäischen Kontext. Ein vergleichendes Mosaik aus Schule und Hochschule*. 161–192. Berlin: LIT-Verlag.

Mohr, Gerhard (2009): Kommentar zu Abschnitt 23, Art. 26–32 der Verfassung des Saarlandes (Erziehung, Unterricht, Volksbildung, Kulturpflege, Sport). In Rudolf Wendt & Roland Rixecker (Hrsg.), *Verfassung des Saarlandes. Kommentar*. 220–242. Saarbrücken: Verlag Alma Mater.

Nevalainen, Terttu & Helena Raumulin-Brunberg (2012): Historical Sociolinguistics: Origins, Motivations, and Paradigms. In Hernández-Campoy, Juan Manuel & Juan Camilo Conde-Silvestre (Hrsg.), *The Handbook of Historical Sociolinguistics*, 22–40. Malden/Oxford: Blackwell.

Nevalainen, Terttu (2015): What are historical sociolinguistics? *Journal of Historical Sociolinguistics* 1(2), 243–269.

o.A. (1931): Die Schulen der Bergverwaltung. In: *Saarbrücker Bergmannskalender* 59/1931. 99–108. Digitalisat: https://digital.sulb.uni-saarland.de/viewer/image/86316854X_0059/1/-/.

Polzin-Haumann, Claudia (2017): Frankreichstrategie und Bildungspolitik. Bestandsaufnahme und Perspektiven aus der Sicht der Angewandten Linguistik und der Sprachlehr-/Sprachlernforschung. In Hans-Jürgen Lüsebrink, Claudia Polzin-Haumann & Christoph Vatter (Hrsg.), *»Alles Frankreich oder was?« – Die saarländische Frankreichstrategie im europäischen Kontext. Interdisziplinäre Zugänge und kritische Perspektiven*, 97–121. Bielefeld: transcript.

Polzin-Haumann, Claudia & Christina Reissner (2020): Die Frankreichstrategie des Saarlandes: Ein aktueller Blick auf Herausforderungen für das Französische im regionalen Kontext und darüber hinaus. *Synergies Pays germanophones* 13, 73–90.

Rutten, Gijsbert, Joseph Salmons, Wim Vandenbussche & Rik Vosters (2017): Unraveling multilingualism in times past. The interplay of language contact, language use and language planning. *Sociolinguistica: International Yearbook of European Sociolinguistics* 3, 1–12.

Säily, Tanja, Arja Nurmi, Minna Palander-Collin & Anita Auer (2017): The future of historical sociolinguistics? In Tanja Säily, Arja Nurmi, Minna Palander-Collin & Anita Auer (Hrsg.), *Exploring Future Paths for Historical Sociolinguistics*, 1–19. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Schreiber, Catherina (2020): Schule im Saargebiet (1919–1935). *AK-Beiträge – Wissenschaftsmagazin der Arbeitskammer des Saarlandes* 12/2020, 68–93.

Silverstein, Michael (1979): Language structure and linguistic ideology. In Clyne, Paul R., William F. Hanks & Carol L. Hofbauer (Hrsg.), *The elements: A parasession on linguistic units and levels*, 193–247. Chicago: Chicago Linguistic Society.

Slotta, Delf (2008): 135 Jahre Bergmannskalender – Seit 1873 Zeitzeuge und Botschafter des saarländischen und deutschen Bergbaus. *Bergmannskalender* 2008, 24–39.

Tabouret-Keller, Andrée (2011): *Le bilinguisme en procès, cent ans d'errance (1840–1940)*. Limoges: Lambert-Lucas.

Thießen, Malte (2011): *Zeitgeschichte als Zumutung und Zugabe: Praxis, Probleme und Potenziale einer besonderen Epoche* (Oldenburger Universitätsreden 199), Oldenburg: BIS. Online: http://oops.uni-oldenburg.de/1320/1/ur199.pdf.

Woolard, Kathryn A. (2021): Language Ideology. In Stanlaw, James (Hrsg.), *The International Encyclopedia of Linguistic Anthropology.* Online. DOI: https://doi.org/10.1002/9781118786093.iela0217.

Gualtiero Boaglio

# Mehrsprachigkeit im Landtag von Görz-Gradisca (1861–1914)

**Zusammenfassung:** Der Beitrag erforscht die institutionelle Mehrsprachigkeit im Landtag von Görz-Gradisca, einem der drei Landtage des österreichischen Küstenlandes, und zeigt, wie die Gleichstellung der slowenischen Sprache mit der italienischen stets im Mittelpunkt von harten Auseinandersetzungen stand. Obwohl die Gleichberechtigung aller Sprachen im cisleithanischen Teil der Monarchie ab 1867 festgelegt wurde, übte das Italienische weiter eine Hegemonie in den Gremien der lokalen Verwaltung aus. Die italienischen Abgeordneten des Landtags waren zudem nicht bereit, den slowenischen auch nur die kleinste Konzession im Bereich der Sprachenrechte zu gewähren. Die Studie zieht die Sitzungsprotokolle des Landtags heran und untersucht die metasprachlichen und metapragmatischen Diskurse, die Spracheinstellungen und die Diskursstränge der Abgeordneten. Denn metasprachliche Diskurse wurden benutzt, um im Sinne der jeweiligen Eigeninteressen auf die Machstrukturen einzuwirken. Doch trotz der schwierigen und konfliktbeladenen Umstände, die den Gebrauch beider Sprachen in Fragen stellten, wurden meistens Kompromisse erarbeitet, die die Mehrsprachigkeit im Landtag zu einer gelebten und wesentlichen Kommunikationsform machten.

**Schlagwörter:** Mehrsprachigkeit, Habsburgermonarchie, Sprachkonflikt, Sprachkontakt, Sprachideologie, Sprach(en)politik, Polyglossie, Historische Soziolinguistik

## 1 Einleitung

Die Mehrsprachigkeit in der Habsburgermonarchie, ihre Anwendung im Alltagsleben der verschiedenen Provinzen und all ihre soziolinguistischen Implikationen erfreuen sich eines wachsenden Interesses seitens der Sprachwissenschaft. Die Forschungen widmen sich verstärkt den Archivquellen, um gut dokumentierte Fälle zu hinterfragen, die der Rekonstruktion der Sprachpraxis in den polyglossischen Kronländern dienen (vgl. z. B. Almasy et al. 2020; Fellerer 2020; Ptashnyk 2020, 2021). Dieser Beitrag soll eine Forschungslücke schließen, da die institutionelle Mehrsprachigkeit in den Organen der autonomen Landesverwaltung wie Statthaltereien, Landesregierungen, Gemeinden, Landesschulräten, Landesausschüssen oder

**Gualtiero Boaglio**: Universität Wien, E-Mail: gualtiero.boaglio@univie.ac.at

https://doi.org/10.1515/9783111338668-015

Open Access. © 2023 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. CC BY
Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.

Bezirksgerichten aus sprachwissenschaftlicher Sicht noch nie erforscht wurde. Dies trifft auch auf den im Jahr 1861 eingesetzten und bis 1914 existierenden Landtag von Görz-Gradisca zu. Die einzigen Hinweise auf die Sprachpraxis in diesem Landtag verdanken wir dem Bezirkshauptmann von Lussin und Volosca, Alfred Manussi von Montesole (1863–1945), der 1934 für das von Karl Hugelmann herausgegebene Werk über das österreichische Nationalitätenrecht den Abschnitt über die Adrialänder verfasste, sowie dem Historiker Harald Krahwinkler (2000). Als hoher Verwaltungsbeamter war Manussi von Montesole stets in die Sprachkonflikte und deren Lösungssuche involviert und sein Aufsatz liefert wichtige Informationen über die Sprachenfrage im Landtag von Görz-Gradisca: Es handelt sich hier um die Angaben eines Zeitzeugen mit eher subjektivem Charakter, was den Wert dieser Quelle jedoch keinesfalls schmälert.

Die Markgrafschaft Görz-Gradisca im cisleithanischen Teil der Habsburgermonarchie war ein Teil des österreichischen Küstenlandes, eines der aus historisch-soziolinguistischer Sicht interessantesten Kronländer der Habsburgermonarchie. Aufgrund seiner politischen, sprachlichen und ethnischen Diversität wurde das Küstenland im 19. Jahrhundert als „Mischgebiet“ bezeichnet und deshalb auch noch in drei autonome Kronländer mit jeweils einem Landtag aufgeteilt: Triest und Umgebung, Istrien und die Markgrafschaft Görz-Gradisca. Alle drei waren der Statthalterei in Triest unterstellt.

Der vorliegende Beitrag ist ausschließlich auf die Markgrafschaft Görz-Gradisca fokussiert. Im ganzen Küstenland wurden zwischen den vier größten Sprachgemeinschaften – der italienischen, der slowenischen, der kroatischen und der deutschen – in allen Sprachdomänen des Alltagslebens tagtäglich Konflikte ausgetragen (Brix 1982: 211). Diese sind durch sozioökonomische Faktoren und eine nicht in allen Domänen der Gesellschaft umgesetzte Gleichberechtigung der Sprachen, die vom Staatsgrundgesetz des Jahres 1867 hätte garantiert werden sollen, zu erklären. Das soziale Prestige des Italienischen und des Deutschen war in der Sprachpraxis so sehr verankert bzw. aus historischen Gewohnheiten garantiert, dass ein deutliches Ungleichgewicht zu den slawischen Sprachen herrschte. Ämter, Behörden und Vertreter der verschiedenen Sprachgruppen und der autonomen Verwaltung waren stets auf der Suche nach Kompromissen in politisch-ökonomischen Fragen wie auch im Sprachenstreit. Kooperation und Konflikt unter Bedingungen von Hybridität und Transkulturalität standen an der Tagesordnung, wobei der Machtkampf sehr oft über die Sprache ausgetragen wurde.

In dieser spannenden Konstellation, die sich aus Mehrsprachigkeit, fließenden Identitäten und unterschiedlichen Interessensgemeinschaften ergab, traten in Görz-Gradisca u. a. „Italiener“ und „Slowenen“ in Erscheinung und bekämpften einander. Unter diesen beiden Bezeichnungen sind nicht Nationalitäten im heutigen Sinn, sondern die italienisch- und slowenischsprachigen Bevölkerungsanteile

zu verstehen, deren Handlungen von verschiedenen gegensätzlichen politischen und ökonomischen Interessen geleitet waren.

Im ganzen Küstenland standen die Italiener unter dem Druck der stark wachsenden slawischen Sprachgemeinschaften und sie waren nicht bereit, den slawischen Abgeordneten auch nur die kleinste Konzession zu gewähren. Die Konflikte waren besonders virulent im Landtag Istriens, der im Jahr 1910 aufgrund einer Massenschlägerei zwischen italienischen und slawischen Abgeordneten sogar geschlossen und nicht wieder eingesetzt wurde. Obwohl die Markgrafschaft Görz-Gradisca wie der Rest des Küstenlandes ein polyglossisches Gebiet war und der Sprachnationalismus auch im Görzer Landtag verbreitet war, fielen die Diskussionen friedlicher aus und in bestimmten Momenten wurde die Gleichberechtigung der Sprachen tatsächlich realisiert. Die Ausgrenzung der slawischen Bevölkerung, die im Landtag Istriens akribisch verfolgt wurde (Boaglio 2019), hat in jenem von Görz-Gradisca eine eigene Dynamik.

Dieser Beitrag setzt sich zum Ziel, die in den Protokollen der Plenardiskussionen wiedergegebenen Auseinandersetzungen nachzuvollziehen, in deren Mittelpunkt die Bewertungen und Wahrnehmungen der eigenen und der konkurrierenden Sprachen standen. Dabei geht es um verschiedene Fragen, von der umstrittensten nach der Verhandlungssprache im Landtag über die Verteilung der Ressourcen unter den Sprachgruppen bis hin zur funktionalen Aufteilung der Sprachen. Die Metasprachdiskurse und zahlreiche metapragmatische Signale der Abgeordneten können anhand der Sitzungsprotokolle präzise rekonstruiert werden. Die Analyse erstreckt sich bewusst über mehrere Jahrzehnte von 1861 bis 1914 und zieht Fallbeispiele aus verschiedenen Diskurssträngen der Abgeordneten heran, um die Frage nach den nichtsprachlichen Interessen zu durchleuchten, die dem Sprachkonflikt zugrunde liegen. In diesem Zusammenhang stellen sich folgende Forschungsfragen: Welche Rolle spielte Sprache in den transnationalen und transkulturellen Begegnungen im Görzer Landtag? Wie legitimierten die Sprachagenten den Funktionsstatus der verschiedenen Sprachen diskursiv innerhalb des Landtages? Wurden seitens des Staates und der autonomen Behörden Konfliktlösungen erarbeitet, um die Widersprüche im Kontakt zwischen den Sprachen zu beseitigen?

Der Beitrag ist in vier Teile gegliedert: In einem ersten Schritt wird die institutionelle Mehrsprachigkeit des Görzer Landtags in ihren Grundzügen rekonstruiert. Dabei wird auf extralinguistische Phänomene und Prozesse eingegangen, welche die institutionelle Mehrsprachigkeit des Görzer Landtags beeinflusst haben und zu Sprachkonflikten führten. Daran anschließend wird der theoretisch-methodologische Ansatz zur Erfassung von Sprachideologien skizziert, der auf das Textkorpus angewendet worden ist. Der dritte Abschnitt präsentiert Fallbeispiele aus den Debatten im Landtag und dient dazu, die Sprachideologien, die durch diese

gesteuerten Spracheinstellungen sowie die Machtstrukturen zu durchleuchten, die hinter den Wortmeldungen bzw. den Wortgefechten stecken. Zuletzt wird in den Schlussfolgerungen kritisch herausgearbeitet, ob und inwieweit die institutionelle Mehrsprachigkeit des Landtags von Görz-Gradisca ein Gleichgewicht zwischen den Machtinteressen der Sprachgemeinschaften herstellen konnte.

## 2 Soziolinguistische Kontextualisierung

Da dieser Beitrag immer wieder auf die institutionelle Mehrsprachigkeit Cisleithaniens Bezug nimmt, soll in Erinnerung gerufen werden, dass diese zwiespältig war und immer wieder Anlass gab für Konflikte zwischen dem Zentrum der Macht – sprich Wien – und den autonomen Verwaltungsorganen der Peripherie.

In den höchsten repräsentativen Gremien des Staates – dem Reichsrat in Wien und den Landtagen in den Kronländern – war eine der am meisten diskutierten Fragen die Verhandlungssprache, denn ihr Geltungsbereich war nicht genau reglementiert. Im Parlament in Wien durfte man die eigene Muttersprache verwenden, dennoch sprachen die Abgeordneten meistens Deutsch und die stenographischen Protokolle wurden auch nur auf Deutsch verfasst.

Die Staatsverwaltung mit ihren Diensten war dagegen mehrsprachig organisiert. Das Amtsblatt der Habsburgermonarchie (*Allgemeines Reichs-Gesetz- und Regierungsblatt für das Kaiserthum Österreich* bzw. das *Reichsgesetzblatt für die im Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder*) wurde zwischen 1849 und 1852 in den zehn und zwischen 1870 und 1918 in den sieben vom Staat anerkannten landesüblichen Sprachen herausgegeben.[1] In den jeweiligen landesüblichen Sprachen erschienen auch die Landesgesetzblätter der verschiedenen Kronländer, im Küstenland waren sie dreisprachig. Das österreichische Staatsgrundgesetz von 1867 verbriefte das Recht, in Schulen, Ämtern und im öffentlichen Leben alle landesüblichen Sprachen zu verwenden. Anders als in Ungarn, wo Ungarisch Staatssprache war, gab es in der cisleithanischen Reichshälfte keine Staatssprache, obwohl das Deutsche de facto Vorrang genoss. In den öffentlichen Ämtern der Kronländer unterschied man zwischen der inneren und der äußeren Amtssprache: Erstere war schriftlich und meistens Deutsch, zweitere diente der Kommunikation mit der Bevölkerung und war in den landesüblichen Sprachen einer bestimmten Region oder Stadt gehalten.

**1** Ein vollständiger Einblick in die mehrsprachigen Amtsblätter der Habsburgermonarchie ist auf der Homepage der Österreichischen Nationalbibliothek unter dem Titel „Die österreichischen gesamtstaatlichen Gesetzblätter 1849–1940“ zu finden: Vgl. Österreichische Nationalbibliothek (Hrsg.) (2011).

Der Begriff „landesüblich“ war juristisch nicht genau definiert und bot deshalb stets Anlass für gegensätzliche Interpretationen und lokale Konflikte.

Da in den drei Landtagen des Küstenlandes die Italiener die politische Mehrheit hatten, verwendete man aus Gewohnheit das Italienische als einzige Verhandlungssprache, Slowenisch und Kroatisch wurden entweder toleriert oder – wie im Landtag Istriens – kategorisch abgelehnt. Dieses Sprachregime wurde ab dem Jahr 1867 von den slawischen Abgeordneten bekämpft, die für ihre Sprachen gleiche Rechte gegenüber dem Italienischen verlangten.

## 2.1 Die ethnischen Gruppen und ihre Sprachen

Eine Bestandsaufnahme der Mehrsprachigkeit im Küstenland verdanken wir Emil Brix (1982) und Andreas Gottsmann (2003: 266), die Archivmaterialien präsentieren, aus denen ersichtlich wird, wie sehr die Sprachverhältnisse im Küstenland zersplittert waren.

In den autonomen Organen hatten meistens die Italiener die Mehrheit, obwohl die Slowenen in der Bevölkerung zahlenmäßig am stärksten präsent waren. Den ethnischen Verhältnissen entsprechend waren Italienisch, Deutsch und Slowenisch die drei anerkannten landesüblichen Sprachen. Die folgende Tabelle stellt die Entwicklungen der nationalen Bevölkerung in Görz-Gradisca zwischen 1880 und 1910 laut den Volkszählungen dar:

**Tab. 1:** Die Entwicklung der nationalen Bevölkerung in Görz-Gradisca 1880–1910 (nach Brix 1982: 202–209).

| **Umgangssprache (in %)** | **1880** | **1890** | **1900** | **1910** |
|---|---|---|---|---|
| Deutsch | 1,29 | 1,03 | 1,55 | 1,80 |
| Slowenisch | 63,03 | 63,13 | 62,37 | 61,85 |
| Italienisch-Ladinisch | 35,64 | 35,78 | 36,00 | 36,06 |
| übrige Umgangssprachen | 0,04 | 0,06 | 0,08 | 0,29 |
| **Gesamtbevölkerungszahl** | **206.019** | **213.862** | **225.402** | **249.893** |

Die Tabelle zeigt, dass die slowenische Bevölkerung die absolute Mehrheit in Görz-Gradisca stellte, während der Anteil der Italiener und Friauler unter starkem zahlenmäßigem Druck stand. Die Gesellschaftsmorphologie von Görz-Gradisca ist bei Corsini (1980), Brix (1982) und Pleterski (1980) skizziert: Die slowenische Bevölkerung bestand zum größten Teil aus Kleinbauern und armer Stadtbevölkerung, Deutschsprachige und Italiener stellten das Bürgertum und das Beamtentum, wobei

die Italiener vor allem in den Küstenstädten angesiedelt waren. Pleterski spricht von wirtschaftlicher und sozialer Unterentwicklung der slowenischen Bevölkerung (Pleterski 1980: 802; 816–817).

Der österreichische Ethnologe Carl Freiherr von Czoernig erwähnt auch die Alltagssprachen von Görz-Gradisca, also Slowenisch im nördlichen Teil des Kronlandes, Friaulisch in der Stadt Gradisca und ihrer Umgebung sowie den venetischen Dialekt in der Gegend von Monfalcone und Grado. Italienisch kommt in dieser Konstellation nicht vor, wird aber dennoch als Sprache der Gelehrten und der Schulbildung erwähnt (Czoernig 1891: 45–46). Friaulisch und Ladinisch wurden von den alle zehn Jahre stattfindenden Volkszählungen nicht als Sprachgemeinschaften anerkannt und in den Statistiken dem Italienischen zugeschlagen. Laut Corsini war diese Lösung eine Konzession an die Italiener der Habsburgermonarchie und politisch motiviert: Wären die zwei Sprachgemeinschaften als eigenständige Gruppen betrachtet worden, hätte dies zu einem weiteren Rückgang der italienischen Bevölkerungsgruppe von Görz-Gradisca geführt und infolgedessen wäre ihre Position im nationalen Kampf mit den Slowenen und den Deutschen geschwächt worden (Corsini 1980: 859).

Obwohl in Görz-Gradisca Deutsche und Italiener zahlenmäßig den Slowenen deutlich unterlagen, hielten sie die politische und wirtschaftliche Macht. Das slowenische Bürgertum war meistens zweisprachig: Je nachdem, wo sie lebten, bedienten sich Slowenen neben der Muttersprache entweder des Deutschen oder des Italienischen als Kultursprache. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden zahlreiche slowenische (Kultur)Vereine und die Slowenen verwendeten verstärkt die eigene Muttersprache in vielen Bereichen des sozialen Lebens. Somit trat die slowenische Sprache in der mehrsprachigen Gesellschaft von Görz-Gradisca in eine neue Ausbauphase ein, übernahm eine sozialdistinktive Funktion und emanzipierte sich langsam vom Deutschen und vom Italienischen.

Der recht differenzierten Sozialstruktur von Görz-Gradisca entsprach ein ebenfalls differenziertes Sprachverhalten. Der erwähnten Zweisprachigkeit der slowenischen städtischen Bevölkerung stand die Einsprachigkeit der Italiener gegenüber, die für ihren sozialen Aufstieg Slowenisch nicht brauchten und Deutsch ausschließlich dann, wenn sie eine hohe Beamtenkarriere einschlagen wollten, die sie nach Wien führte. Da die Italiener vor allem in den Städten konzentriert waren, können wir davon ausgehen, dass auch die anderssprachige städtische Bevölkerung Italienisch sprach oder damit zumindest sehr vertraut war, während man im ländlichen Raum hauptsächlich Slowenisch sprach und Italienisch nur in Grundkenntnissen verbreitet war. In Anbetracht dieser Sprachverhältnisse im ländlichen Raum lässt sich sagen, dass sich bei der ländlichen Bevölkerung – meistens Kleinbauern – ein Sprachbewusstsein verzögert entwickelte. Es ist anzunehmen, dass sich die Dorfbevölkerung viel mehr mit den lokalen Institutionen wie Kirche, Gemeinde oder

anderen Lokalvertretungen identifizierte. In diesem Zusammenhang leistete innerhalb der Dorfbevölkerung das slowenische mittlere Bürgertum, und hier vor allem Priester mit national- und sprachpolitischem Aktivismus, ab den 1880er Jahren Pionierarbeit und trug entscheidend dazu bei, eine sprachliche Identität der slowenischen Bevölkerung zu schaffen.

Das sprachnationale Denken wurde in erster Linie von den gesellschaftlichen Eliten gepflegt und entwickelte sich ab den 1870er Jahren zum politischen Instrument für Slowenen und Italiener, um die Vormachtstellung des Italienischen in Frage zu stellen bzw. diese aufrechtzuerhalten. Bei den Slowenen kündigte sich dies schon in den 1860er Jahren an, als im Küstenland die Idee einer nationalen Sprachgemeinschaft entstand. Dies manifestiert sich auch in den Protokollen des Görzer Landtags, als die slowenischen Abgeordneten verstärkt als Vertreter einer Sprachgemeinschaft auftraten, die sich von der italienischen Sprachgemeinschaft abgrenzen und emanzipieren wollte.

## 2.2 Institutionelle Mehrsprachigkeit im Landtag

Nach einer von der österreichischen Regierung unterstützten Landtagswahlordnung, die den Zensus für slowenische Großgrundbesitzer senkte, ergab sich 1866 im Landtag fast eine Pattsituation zwischen Italienern (11 Abgeordnete) und Slowenen (10 Abgeordnete), weshalb die Stimme des Virilisten, des Fürsterzbischofs von Görz, bei Mehrheitsverhältnissen und Beschlussfähigkeit entscheidend sein konnte (Krahwinkler 2000: 1881).

Auf der Basis des schon erwähnten Aufsatzes von Manussi Montesole können wir die Sprachenfrage des Görzer Landtags in drei grundsätzlich verschiedene Perioden unterteilen (Manussi Montesole 1934: 603–605). Die erste erstreckt sich von 1870 bis ca. 1896, als die Gleichberechtigung der Sprachen Realität wurde: Die Eröffnungsreden der Regierungsvertreter und die Begrüßungsansprachen des Landeshauptmannes wurden in italienischer und in slowenischer Sprache gehalten, die Landtagsabgeordneten bedienten sich bei Reden beider Sprachen, die stenographischen Protokolle enthielten die Reden in der italienischen oder slowenischen Originalfassung, die Gesetzesentwürfe wurden in beiden Sprachen eingebracht und im Landesausschuss saß ein Vertreter der slowenischen Gruppe, der auch das Wahlrecht hatte. Die zuvor ausschließlich auf Italienisch erschienen Berichte des Landesausschusses wurden ab 1896 auch auf Slowenisch herausgegeben, nachdem slowenische und italienische Abgeordnete paritätisch im Landtag vertreten waren. Die zweite Periode von 1896 bis 1899 war von Auseinandersetzungen zwischen slawischen und italienischen Abgeordneten gekennzeichnet, die verschiedenen Sitzungen abwechselnd fernblieben. Die dritte und letzte Periode dieser Konflikte

lässt sich auf die Jahre ab 1900 bis zum Ende der Habsburgermonarchie eingrenzen, als die zwei Sprachgruppen einem wachsenden Nationalismus und politischen Fehden innerhalb der eigenen politischen Lager ausgeliefert waren. Doch trotz verbaler Auseinandersetzungen, gegenseitiger Blockaden und sich wiederholender Lahmlegungen des Landtages fanden die Abgeordneten einen *modus vivendi*, um den Gebrauch beider Landessprachen im Landtag und somit die Gleichstellung der Sprachen zu gewährleisten. Wenn man diese Periodisierung anhand weiterer zeitgenössischer schriftlicher Quellen kritisch hinterfragt, stellt man bald fest, dass diese Synthese von Manussi Montesole – vor allem was die erste Periode betrifft – nicht ganz der Realität entspricht, da er das Konfliktpotential der Sprachenfrage aufgrund seines Amtes als hoher Funktionär des Kronlandes nur am Rande thematisiert.

Die Frage der Zulässigkeit des Slowenischen als Verhandlungssprache im Landtag wurde schon in den 1860er Jahren debattiert, nach dem Inkrafttreten des Staatsgrundgesetzes 1867 über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger wurde das Slowenische sowohl in den Debatten als auch bei der Antragsstellung immer mehr verwendet. Deutsch genoss im ganzen Küstenland bei Ämtern und Gerichten zwar eine privilegierte Stellung, war jedoch als Verhandlungssprache im Landtag nie in Verwendung. Ab 1870 hielten die Abgeordneten ihre Wortmeldungen in der ihnen am meisten vertrauten Sprache, die stenographischen Protokolle enthielten die Reden in der Originalsprache, die Gesetzesentwürfe wurden in beiden Sprachen eingebracht. Jedoch ist aus den stenographischen Protokollen ersichtlich, dass Italienisch bis zum Ende der Monarchie weiterhin die Leitfunktion besaß, da Sitzungstermine, Zusammenfassungen der Sitzungen, Informationen allgemeiner Natur, Funktionsbezeichnungen der Amtsträger, Inhaltsverzeichnisse und dergleichen immer nur auf Italienisch erschienen. Auch die Debatten verliefen so, dass der Regierungsvertreter eine auf Slowenisch eingebrachte Interpellation erst auf Slowenisch und dann auf Italienisch beantwortete. Erst im Jahr 1895 wurde Slowenisch als gleichberechtigte innere Sprache des Landesausschusses akzeptiert, da die Slowenen konsequent von ihrer Muttersprache Gebrauch machten (Krahwinkler 2000: 1883).

Wie bereits erwähnt, spitzte sich ab 1896 der Konflikt zwischen den italienischen und den slowenischen Abgeordneten zu, die den Sitzungen abwechselnd und immer wieder aus Protest gegen bestimmte Beschlüsse im Rahmen der Sprachenfragen fernblieben und den Landtag damit beschlussunfähig machten. Laut Krahwinkler konnte nur durch die Intervention der österreichischen Regierung und der Statthalterei von Triest, die mit den beiden nationalen Gruppierungen verhandelten, gewährleistet werden, dass die Arbeit im Landtag „im Großen und Ganzen ruhig“ weitergeführt werden konnte (Krahwinkler 2000: 1897). Ab März 1914 wurde der Landtag aufgrund des Kriegsausbruchs nicht mehr einberufen.

# 3 Sprachkontakttheoretische Verankerung

## 3.1 Sprachregimes und Sprachkonflikte

Das Textkorpus des vorliegenden Beitrages besteht aus den stenographischen Protokollen des Görzer Landtages, die von der Österreichischen und von der Slowenischen Nationalbibliothek digitalisiert worden sind.[2] Sie decken den Zeitraum von 1861 bis 1914 ab.

Wir betrachten das umfangreiche Material anhand von metasprachlichen und metapragmatischen Diskursen, Spracheinstellungen, Sprachpraktiken und Sprachregimes, die Busch (2017: 81) als Sprachideologien definiert. Diese unterschiedlichen Dimensionen der Sprachideologien bezeichnet Silverstein (1979: 193) als „sets of beliefs about language articulated by users as a rationalization or justification of perceived language structure and use". Sprachideologien finden vielfach auch im Rahmen der Sprachkontaktforschung Anwendung, weil diese davon ausgeht, dass mehrsprachige Gesellschaften auf Grund einer ihr innewohnenden sprachlichen Asymmetrie ein großes Konfliktpotenzial bergen, sodass Sprachkontakt mit Sprachkonflikt einhergeht (Nelde 2005: 1348–1349; Rindler-Schjerve 2007: 41). Dieser Kontakt ist nicht ausschließlich ein Kontakt zwischen Sprachen, sondern vor allem ein Kontakt zwischen Sprachgemeinschaften, die ihr Wertesystem und ihre Machtinteressen behaupten wollen. Genau daran knüpft unsere Fragenstellung an. Da Sprachkonflikte den Landtag beherrschten, traten Sprachen während der Debatten in erster Linie als Symbol in Erscheinung und alle Konfliktfaktoren aus den Bereichen Politik, Wirtschaft, Verwaltung und Bildung können im Sinne von Nelde (1988: 76) unter dem Begriff Sprachkonflikt zusammengefasst werden. Der Görzer Landtag war ein institutionalisierter Raum, in welchem soziale und politische Machtverhältnisse im Mittelpunkt von Kämpfen standen, die entscheiden sollten, „welche Gruppen die gesamte Gesellschaft repräsentieren können und somit hegemonial werden" (Thomauske 2017: 24).

Sprachkonflikte äußern sich auch in einer Kollision von Wertigkeiten und Verhaltensnormen, hinter der politische Interessen und Machtbestrebungen liegen, die eine emotionale Basis haben (Nelde 1988: 74) und jene Sprachgemeinschaften betreffen, welche die Gesellschaft aktiv mitgestalten wollen (Bochmann 2003: 8). Hinter einem Sprachkonflikt stehen Bestrebungen nach materiellen Ressourcen

**2** Protocolli di sessione della dieta provinciale delle contre principesche di Gorizia e di Gradisca und Pertrattazioni della dieta provinciale di Gorizia e Gradisca (vgl. Bibliografie). In den Zitaten wird der Titel mit PDP abgekürzt.

wie Schulen und Ämtern bzw. nach immateriellen Ressourcen wie sozialer Anerkennung und Prestige, die über Sprachen und metasprachliche Diskurse ausverhandelt werden. Was wir im Landtag sehen, ist der Versuch der Italiener, weiterhin die Kontrolle über die konkurrierende Gruppe auszuüben, obwohl sich die sprachlichen Verhältnisse und das Sprachregime in Görz-Gradisca zu ihren Ungunsten entwickelt hatten. Die dominierende Sprachgemeinschaft versuchte also ganz im Sinne von Nelde (2005: 1348–1349) und Kremnitz (1994: 16), die konkurrierende Gruppe der Slowenen am sozialen Aufstieg zu hindern. Dies löste den Widerstand der Slowenen im Landtag aus, die diese Kontrolle über die materiellen und immateriellen Ressourcen seitens der Italiener nicht mehr hinnehmen wollten. Die wichtigsten Verwaltungsämter waren entweder von Österreichern oder von Italienern besetzt, die somit das soziale Leben steuerten. Diese ungleiche Verteilung von Macht, Ressourcen und Status (Rindler-Schjerve 2003: 48) löste Sprachkonflikte aus. Die wichtigsten immateriellen Streitobjekte waren die Verhandlungssprache und die mehrsprachige Protokollführung, materielle Streitobjekte waren die Errichtung von nationalen Schulen oder die ethnische Verteilung von Beamtenstellen.

Dennoch ist der Begriff *Konflikt* nicht immer ausschließlich negativ zu konnotieren, denn gerade in einem Mischgebiet wie Görz-Gradisca war die unausweichliche Suche nach Kompromissen an der Tageordnung und Konflikt- und Kompromisskultur sind in diesem Zusammenhang daher sehr oft synonym zu verwenden. Wie Bochmann schreibt (2003: 6), gehört der Sprachkonflikt zur sozialen Interaktion und kann zu Änderungen und Verbesserungen führen. Darüber hinaus kann Sprachkonflikt als Motor für Sprachentwicklung dienen (Mattheier 1987: 297).

## 3.2 Sprachideologien

Sprachkonfliktsituationen werden über sprachideologische Auseinandersetzungen hervorgerufen und ausgetragen. Unsere Wahrnehmung von Sprachideologie basiert auf der Ausführung von Schieffelin/Woolard & Kroskrity (1998: 3–50), die diesen Begriff als von einer Sprachgemeinschaft geteilte Auffassungen bezüglich der Eigenschaften einer Sprache und ihrer sozialen Rolle definieren. Die diskursive Konstruktion von Sprache geschieht explizit oder implizit und kann Sachverhalten und Sprachnutzerinnen bestimmte Charakteristika zuschreiben. Aus diesen metasprachlichen Diskursen über Sprache und ihre Verwendung können sich ganze sprachideologische Argumente entwickeln, die latente Sprachkonflikte in manifeste verwandeln. Sprachideologie dient dazu, moralische und politische Interessen durchzusetzen (Kroskrity 2000: 8) und ist deshalb immer an Machtpositionen und Machtgefälle gekoppelt. Die sozialen und politischen Machtverhältnisse

in Görz-Gradisca werden im Landtag durch Sprachideologie produziert und reproduziert, wobei der eigentliche inhaltliche Aspekt – die Legitimation der eigenen Machtansprüche – im Hintergrund bleibt, obwohl er überall präsent ist. Durch metasprachliche Äußerungen werden Machtverhältnisse legitimiert (Heller 2006: 3), soziale Wirklichkeiten konstruiert (Spitzmüller 2005: 254) und eine gruppenspezifische Kultur etabliert, die auf das Verhältnis zwischen Sprache und Gesellschaft fokussiert ist (Irvine 1989: 255). Durch die Thematisierung der Dominanz über die konkurrierenden Sprachen können Sprachideologien zum Sprachnationalismus führen, das heißt zur „Hypostasierung [der Sprache] zu einer Größe jenseits historischer und sozialer Bezüge“ (Maitz 2005: 78–79).

Hinterfragt man metasprachliche Diskurse kritisch, zeigt sich, dass die ideologisierte Darstellung der eigenen Sprache und des eigenen Sprachverhaltens und die negativ konnotierte Gegenüberstellung der anderen Sprachgruppe Narrative entwickeln können, die eine intolerante Wahrnehmung der konkurrierenden Sprachgemeinschaften propagieren. Aus diesen Narrativen können sich offene Konflikte entwickeln, die sogar innerhalb einer monolingualen Gemeinschaft auftreten, wie auch Mattheier (1984: 200–202) attestiert.

# 4 Die Metasprachdiskurse: Fallbeispiele

## 4.1 Das Entstehen des slowenischen Sprachbewusstseins

Die Interaktionen im Landtag Görz-Gradisca waren bis Anfang der 1870er Jahre von der italienischen Sprache beherrscht. Der Landtag öffnete sich ab diesem Zeitpunkt aber auch für die slowenische Sprache. Diese Öffnung war seitens der Slowenen erkämpft worden und wurde begleitet durch metapragmatische Signale wie Schreien, Flüchen, Klagen oder Beschimpfungen seitens beider Sprachgruppen. Ab ca. 1900 entwickelte sich eine Interaktionspraxis, die trotz verbaler Auseinandersetzungen und des Fernbleibens von den Sitzungen einen toleranteren Umgang mit Mehrsprachigkeit aufwies: Die Slowenen hielten ihre Reden auf Slowenisch, diese wurden vom Bezirkshauptmann ganz kurz auf Italienisch zusammengefasst, die Italiener erwiderten auf Italienisch und der Vertreter aus Wien äußerte sich auf Deutsch.

Es wurde schon erwähnt, dass der Status des Italienischen als einzige Verhandlungssprache des Landtages keine rechtliche Grundlage besaß, sondern etablierte Gewohnheit war, die dennoch die sprachlichen Interaktionen im Sinne der italienischen Abgeordneten regelte und letztendlich als Norm galt. Das Thema der Verhandlungssprache begann im Jahr 1861 debattiert zu werden, als der slowenische

Abgeordnete Filippo Coffou [Philip Kofol] in einer Interpellation geklärt haben wollte: 1. ob die Protokolle stets in italienischer Sprache zu verfassen waren; 2. ob die Abgeordneten auch auf Slowenisch sprechen durften, 3. ob die deutsche Sprache auch Verhandlungssprache sein würde (PDP, 10.04.1861: 7). Daraus entwickelte sich eine jahrzehntelange und nie wirklich abgeschlossene Diskussion, in welcher sich festgefahrene Positionen herauskristallisierten und in welcher, vor allem auf Seiten der italienischen Abgeordneten, Bewertungen der konkurrierenden Sprache sichtbar wurden. Die italienischen Abgeordneten hielten das Italienische – und dies bis zum Zusammenbruch der Monarchie – für die einzige zuzulassende Verhandlungssprache, der sich alle Abgeordneten zu bedienen hätten.

Als im Jahr 1870 ein slowenischer Abgeordneter eine lange Rede auf Slowenisch hielt, entstand eine hitzige Diskussion über die Frage, inwieweit eine von den Italienern vehement verlangte Übersetzung wirklich erforderlich sei. Während der Diskussion bot der slowenische Abgeordnete Carlo Doliac [Karlo Doljak] spontan seine Dienste als Übersetzer an, stellte diese aber bald darauf wütend wieder ein, weil die Italiener seine Übersetzung als „nicht wortwörtlich" bezeichnet hatten. Die Italiener unterstrichen ihr Recht auf eine Übersetzung, denn sie würden das Slowenische nicht verstehen. Daraufhin erwiderten die Slowenen, die Italiener sollten endlich Slowenisch lernen und falls sie auf eine Übersetzung bestünden, würden die Slowenen ebenso eine Übersetzung aller in italienischer Sprache gehaltenen Reden verlangen. Nach weiteren Wortgefechten verließen die Italiener aus Protest den Saal (PDP, 30.08.1870: 59–66).

## 4.2 Die Aufrechterhaltung der Macht

Sowohl die Übersetzungspraxis als auch die Redebeiträge auf Slowenisch setzten sich im Laufe der 1870er Jahre durch und blieben für zwei Jahrzehnte zumeist unbestritten. Erst mit dem wachsenden Sprachnationalismus ab Mitte der 1890er Jahre entbrannte die Diskussion von Neuem und beide Nationalitäten blockierten die Arbeiten des Landtages durch ihre Abwesenheit.

Der Versuch der Slowenen, das nach wie vor herrschende Ungleichgewicht zwischen den Sprachen dadurch zu beenden, dass sie als neue soziale Gruppe in fest verankerte sprachliche Praktiken und soziale Räume des Landtags eindrangen, wurde seitens der Italienischsprachigen mit der Begründung scharf abgelehnt, die slowenischen Abgeordneten hätten weder das Recht noch das Mandat gehabt, die slowenische Bevölkerung im Landtag zu vertreten: Die slowenischen Abgeordneten würden gegen die eigene Bevölkerung handeln, die sie bewusst in ein politisches Organ entsandt hätte, in welchem die Verhandlungssprache Italienisch sei, damit sie ihre Interessen auch auf Italienisch vertraten (PDP 1861: 17). Dieses

Argument kündigte sich schon im Jahr 1861 an, also vor der Gleichberechtigung aller Sprachen, wurde aber immer vehementer genutzt, je mehr Sprachenrechte die Slowenen erhielten. Die implizite oder explizite Aberkennung der Rechte der slowenischen Abgeordneten als Volksvertreter erfolgte durch eine Fremdkategorisierung der slowenischen Abgeordneten als:

- abgehobene „Wundertäter" („taumaturghi") die den Kontakt zur slowenischen Bevölkerung verloren hätten (PDP 28.01.1896: 95);
- Unruhestifter, da durch die Verwendung einer unverständlichen Sprache chaotische Zustände im Landtag mit verheerenden Auswirkungen auf die slowenische Bevölkerung herrschten (PDP, 19.02.1897: 44–48);
- unbesonnene, unpatriotische, armutsfördernde Menschen (PDP, 23.09.1898: 9);
- Hassprediger und anti-italienisch gesinnte Politiker (PDP, 23.09.1898: 16);
- amtsunwürdige, den politischen Willen der Slowenen missachtende Abgeordnete (PDP, 15.04.1899, 12–13).

Damit wurde den slowenischen Abgeordneten die Legitimität und das Recht aberkannt, den gleichen sozialen Raum mit den italienischen Abgeordneten zu teilen. Für die Italiener galt der Status des Italienischen von vornherein und aus historisch gewachsenem Gewohnheitsrecht als einzige Verhandlungssprache: So betonte zum Beispiel der Abgeordnete Giuseppe Del Torre „dass es überhaupt außer Frage steht, dass einige Abgeordnete in unserem italienischen Landtag eine andere Sprache als unsere benutzen." (PDP, 22.04.1861: 17/eigene Übersetzung).[3] Einsprachige Verhandlungen würden die Debatten effizienter machen und es würden ohnehin alle Italienisch verstehen. Deshalb sollte man alle dazu verpflichten, ausschließlich Italienisch zu verwenden

In der Diskussion kristallisierten sich die Italiener von Anfang an als hegemoniale Schicht und ganz im Sinne ihrer Gesellschaftsmorphologie als Vertreter der Einsprachigkeit im Landtag heraus, während die Positionen der slowenischsprachigen Abgeordneten, die 1861 noch eine Minderheit im Landtag darstellten, der Mehrsprachigkeit offen gegenüberstanden. Der slowenische Abgeordnete Carlo Doliac [Karlo Doljak] und der deutschsprachige Abgeordnete Francesco Grossmann [Franz Grossmann] verlangten vergeblich, dass jeder die Sprache verwenden dürfe, in welcher er sich am besten ausdrücken könne (PDP, 10.02.1863: 103). In der Tat setzte sich dieser Lösungsvorschlag – Protesten und Sitzungsboykotten zum Trotz – sehr

**3** Das Original lautet: „(…) essere affatto fuor di proposito che alcun Deputato si valga presso la nostra Dieta italiana di altra lingua che non è la nostra. Dacché tutti i deputati parlano l'italiano trovar egli opportuno di proporre, che per l'uniformità della discussione e la più retta intelligenza venisse deliberato che tutti i Deputati debbano parlare alla Dieta in italiano".

langsam durch. In den letzten Jahren der Habsburgermonarchie alternierten die slowenische und die italienische Sprache in den Debatten und in den schriftlichen Protokollen meistens frei.

## 4.3 Die Domänen Schul- und Gerichtswesen

Die Schulen als Ort der nationalen Erziehung und die Gerichte als normierende Instanz rückten eindeutig in den Mittelpunkt der Landtagsdiskussionen und der interethnischen Auseinandersetzungen, insbesondere ab den 1880er Jahren. Sprachideologien wurden in diesem Fall missbraucht, um die nationale Ausgrenzung der Slowenen im Landtag und darüber hinaus im Schulwesen zu legitimieren. In den metasprachlichen Stellungnahmen bezüglich der Eröffnung von Schulen spielte das literarische Prestige des Italienischen für die italienischen Abgeordneten die Hauptrolle, wohingegen die slowenische Sprache keine berühmte Vergangenheit, keine lateinische Abstammung, keine Standardisierung und keine Schönheit im Vergleich zur italienischen vorweisen könne. Die Gleichberechtigung des Slowenischen sei obsolet (PDP, 22.01.1895: 30; PDP 28.01.1896: 94). Somit fehle dem Slowenischen auch die historische Legitimation, über Schulen in der eigenen Sprache zu verfügen: Die italienische Sprache „zeichnet sich durch hochgeschätzte Werke aus allen Bereichen des menschlichen Wissens aus, wodurch sie sich als Geschäftssprache als besser geeignet erwiesen hat, da das Slowenische in hundert Sprachvarianten zersplittert und seitens der Sprechenden kontinuierlicher Variation ausgesetzt ist ," (PDP, 19.02.1897, 43/eigene Übersetzung).[4] Postuliert wird damit die Existenz einer einzigen wahren Sprache, die aus historischen Gründen dominant sei und daher zu Recht andere Sprachen unterbinden dürfe. In diesem Kontext kann man sowohl von Sprachnationalismus als auch von Sprachpurismus sprechen, die Sprache und Volk als eine Einheit verbinden (Busch 2017: 101).

Diese metasprachlichen Überlegungen wurden in den Reden der italienischen Abgeordneten stets thematisiert und auf die Slowenischsprechenden selbst übertragen. Die Argumentation entsprach dem zeitgenössischen Gegensatz zwischen den Italienern als „historischem Volk" und „Kulturnation", denen die Slawen als „geschichtsloses Volk" gegenüberstanden. Dabei beriefen sich die „historischen Völker" stets auf eine bedeutende Vergangenheit und Kulturleistungen, die sie den „geschichtslosen Völkern" absprachen (Cattaruzza 1988: 204; Kramer 1954: 22).

**4** Der Originaltext lautet: „[La lingua italiana] è quella che vanta un'illustre letteratura in tutti i rami dello scibile umano, meglio prestavasi alla trattazione delle pubbliche aziende, in confronto della slovena ancora incerta nelle cento varietà delle sue parlate e sottoposta ad un continuo rimaneggiamento da parte dei suoi cultori".

Letztendlich ging es in dieser Aberkennung einer Sprachlegitimation des Slowenischen darum, eine gerechte ethnische Verteilung der materiellen Ressourcen wie Schulen und Gerichte zu unterbinden.

Noch im Jahr 1896 unterstützten die italienischen Abgeordneten die Argumente der Gemeinde Görz gegen die Eröffnung einer slowenischen Volksschule. Der italienische Abgeordnete Ermanno Lovisoni drückte seine Missbilligung aus, denn die Slowenen hätten die vielen ausgezeichneten italienischen Schulen besuchen können. Eine slowenische Volksschule in einer mehrheitlich von Italienern bewohnten Stadt würde nur zu Chaos führen. Der Abgeordnete Carlo Venuti fügte hinzu, dass auch eine Volksschule eine Brutstätte nationaler Leidenschaften und ein Saatbeet zukünftiger Agitatoren sein könne (PDP, 24.01.1896: 71–73). Die heikle Angelegenheit wurde dem Reichsrat nach Wien weitergeleitet, wobei es der Gemeinde Görz nach einem positiven Beschluss des Verwaltungsgerichtshofs in Wien im Jahr 1899 sogar gelang, die Eröffnung dieser slowenischen Volksschule zu verhindern. Eine Eröffnung der Schule gelang Anfang 1900 nur durch den Einsatz des slowenischen Privatvereins *Solski Dom*.

Wie im Landtag diskursiv alles nach dem italienischen Muster kategorisiert wurde, zeigen auch die Metasprachdiskurse bezüglich des Gerichtswesens. Die verhältnismäßige Repräsentanz der verschiedenen Nationalitäten in vielen Domänen des öffentlichen Lebens wie auch in den Gerichten, wo das Italienisch und Deutsch vorherrschten, entsprach nicht der gesetzlichen Gleichstellung der Sprachen. Am 1. Oktober 1868 klagte der slowenische Abgeordnete Giuseppe Tonkli [Josip Tonkli] im Landtag ganz direkt, dass die slowenischen Beamten im Bezirksgericht Görz unterrepräsentiert seien, dass die Gerichtsprotokolle auf Deutsch verfasst würden und dass die Einvernahmen der Slowenen ohne Dolmetscher getätigt würden. Dies geschehe der Gleichberechtigung der Sprachen zum Trotz, obwohl Slowenisch landesübliche Sprache sei und die Slowenen in zahlreichen Orten die Mehrheit stellten (PDP 01.10.1868: 146–149). Das asymmetrische Verhältnis der Sprachen entsprach den ungleichen Machtverhältnissen in der Verwaltung, wo die Slowenen immer wieder eine gerechte Vergabe der Posten verlangten. Eine ungleiche Verteilung der Ressourcen zwischen den Nationalitäten verhinderte noch 1880 die Durchsetzung der Mehrsprachigkeit in den unteren Dienstkategorien der Verwaltung, wie die Korrespondenz zwischen dem Statthalter des Küstenlandes und Innenminister Taafe bestätigt (Gottsmann 2003: 263).

Obwohl die Standardisierung einer slowenischen Fachterminologie nicht zu leugnen ist, begann sich die Gleichberechtigung der Sprachen im Gerichtswesen im Küstenland erst Anfang 1900 durchzusetzen (Schjerve-Rindler & Czeitschner 1999: 371). Denn auch schon symbolische Akte der Gleichberechtigung wie das Anbringen von zweisprachigen Tafeln an Gerichtgebäuden wurden seitens der Italiener als Macht- und Exklusivitätsverlust interpretiert, wie der Abgeordnete Ermanno

Lovisoni dem Landtag klar mitteilte: Eine „neue Sprache [Slowenisch], unbekannt, kulturlos, trat in den Tempel der Gerechtigkeit ein, um ungerechterweise mit der italienischen Sprache die jahrhundertealte Herrschaft zu teilen“ (PDP, 28.01.1896: 93/eigene Übersetzung).[5]

Die Diskussionen die Bereiche Schulen und Gerichte betreffend zeigen auch, dass die Slowenen mit der Zeit ein hohes Sprachbewusstsein erlangt hatten: Während Forderungen nach Ressourcen in den 1860er und 1870er Jahren von den slowenischen Abgeordneten noch auf Italienisch – also in der prestigeträchtigeren Sprache – vorgebracht wurden, wurde ab den 1880er Jahren hierfür das Slowenische verwendet.

## 5 Schlussfolgerungen

Der Beitrag hat sich zum Ziel gesetzt, die institutionelle Mehrsprachigkeit im Landtag Görz-Gradisca zu untersuchen, um herauszufinden, welche Rolle Sprache in den transnationalen und transkulturellen Begegnungen spielte, wie der Funktionsstatus der Sprachen diskursiv legitimiert wurde und ob seitens der Staats- und Landesbehörden Sprachkonfliktvermeidungsstrategien erarbeitet wurden.

Die vorliegende Studie zeigt, dass die Sprachenfrage im Landtag Görz-Gradisca zwischen 1861 und 1914 die Landtagssitzungen beherrschte und Konflikte zwischen slowenischen und italienischen Abgeordneten an der Tagesordnung waren. Bezüglich der Rolle von Sprache in den transnationalen und transkulturellen Begegnungen lässt sich sagen, dass die eigene Sprache durch metasprachliche Diskurse in einem immer höheren Ausmaß benutzt wurde, um die Machstrukturen im Sinne der jeweiligen Eigeninteressen zu ändern und nicht, um den transnationalen Dialog und das multikulturelle Zusammenleben zu fördern. Die Debatten im Landtag illustrieren, wie Sprache Ideologien produziert und selbst „zu einer ideologischen Kategorie“ (Busch 2017: 81) werden kann. Durch die Ideologisierung der Sprachen entstand – insbesondere um 1900 – ein starker Sprachnationalismus, der vor allem seitens der Italiener das schwer erreichte Gleichgewicht der Sprachen bedrohte. Sprachideologien spiegelten im Görzer Landtag die in der Gesellschaft sehr verbreiteten Auseinandersetzungen zwischen den Nationalitäten wider und trugen entscheidend dazu bei, die konkurrierende Sprachgemeinschaft als Gefährdung des friedlichen Zusammenlebens darzustellen.

5 Das Original lautet: „(…) una lingua nuova, ignorata, inculta, faceva il suo ingresso nel tempio della giustizia, per assidersi colla lingua italiana e dividerne ingiustamente il secolare impero“.

Obwohl die Sprachgruppen vehement ihre jeweiligen politischen und ökonomischen Interessen, die hinter der Sprachkonflikte standen, in den Mittelpunkt stellten und jene der Kontrahenten zurückzudrängen versuchten, war die Mehrsprachigkeit gelebte, jedoch auch stets in Frage gestellte Realität, die immer wieder neu verhandelt werden musste. Da mehrere sprachliche Zentren – wie in unserem Fall Wien, Triest, Görz und Ljubljana – versuchten, den polyglossischen Kontext mit ihren sprachlichen und kulturellen Mustern zu regulieren, wurde Sprache im Landtag zu einem unbedingten Faktor für die Kohäsion und Distinktion der Gruppe. Der widerwillig erreichte Kompromiss, Slowenisch und Italienisch meistens gleichwertig zu verwenden, konnte die Sprachkonflikte zwar abschwächen, sie jedoch nicht wirklich beseitigen. Dies war dennoch nur möglich, weil die Zahl der slowenischen Abgeordneten und jene der italienischen seit dem Jahr 1865 fast paritätisch (11:10) und ab 1896 paritätisch (11:11) war, sprich, weil das Ungleichgewicht von politischer Macht konsequent sehr früh in eine konfliktfreie Balance gebracht wurde.

Zu den ausverhandelten Kompromissen im Görzer Landtag zählen u. a. improvisierte bzw. geplante mündliche Übersetzungen der slowenischen Reden, zweisprachig vorgetragene Gelöbnisse, die Interaktion in beiden Sprachen, slowenische Übersetzungen der Landtagsprotokolle, das korrekte Setzen der diakritischen Zeichen des Slowenischen – was den Verzicht auf Italianisierung bedeutete – oder die Wiedergabe der Slowenischsprechenden in vollem Wortlaut. Ein halbes Jahrhundert lang vereinbarte man mit viel Mühe diese Kompromisse, die jedoch aufgrund der in der Gesellschaft alltäglich auftretenden sozialen Sprachkonflikte extrem labil waren. In diesem Zusammenhang erweist sich Bochmanns Annahme (2003: 9), dass es keinen Sprachkonflikt gibt, der als endgültig gelöst gelten kann, als zutreffend.

In Bezug auf den Funktionsstatus der verschiedenen Sprachen können wir feststellen, dass sich der Sprachkonflikt im Landtag Görz-Gradisca verschärfte, als der Staat gleiche Statuszuweisungen an alle Sprachen erteilte, auch an jene mit niedrigem Prestige. Die italienischen Abgeordneten waren nicht bereit, diese Aufwertung der anderen Sprachen anzuerkennen, da im Landtag Görz-Gradisca konsolidierte Traditionen in der Verwendung der Sprachen vorherrschend waren. Für die italienischen Abgeordneten basierte der Status des Italienischen als einzige Verhandlungssprache auf Gewohnheitsrecht. Dies ist auf den Status als Kultursprache zurückzuführen, den die italienische Sprache im Vergleich zum noch nicht völlig kodifizierten Slowenischen genoss. Die Zentralregierung in Wien hatte die Einsprachigkeit des Landtags jedoch nie anerkannt, da – wie wir gesehen haben – in Görz-Gradisca die Slowenen die absolute Mehrheit stellten. Der Sprachkonflikt manifestierte sich dabei zwischen zwei Sprachgemeinschaften, die in zwei gegensätzlichen sozialen Strukturen organisiert waren: einer ruralen, jener der Slowenen, und einer urbanen, jener der Italiener. Diese gegensätzliche soziale Verankerung der

beiden Sprachen wurde sprachideologisch stark instrumentalisiert und im Landtag laufend thematisiert, vor allem seitens der Italiener, die in der ruralen und für sie minderwertigen Gesellschaft ein Argument sahen, um die italienische Sprache und Kultur als die einzig würdige zu inszenieren.

Der Konflikt zwischen den Vertretern der italienischen und slowenischen Sprachgemeinschaften im Landtag verschärfte sich im Laufe der Jahre, weil die Slowenen mehr und mehr ein sprachliches Bewusstsein erlangten und ihre Rechte vehement einforderten: Bei beiden Nationalitäten gewann damit der Sprachnationalismus die Oberhand über Mehrsprachigkeit und Hybridität. Obwohl Mehrsprachigkeit auch im Küstenland eine „tatsächlich ausgeübte soziokulturelle Praxis" (Stachel 2001: 20) darstellte, ist in den Landtagssitzungen zu bemerken, dass die Ethnien in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer mehr divergierten und Einsprachigkeit nach und nach zum neuen Ideal wurde. Obwohl der Begriff „Mischgebiet" die sprachliche und kulturelle Hybridität von Görz-Gadisca zum Ausdruck brachte, wurde ebendiese in institutionellen Organen wie dem Landtag von beiden Nationalitäten bekämpft. Der italienische Abgeordnete Luigi Pajer, dessen Mutter Slowenin und dessen Vater Österreicher war, beherrschte beispielsweise beide Sprachen sehr gut und wurde dafür seitens der Slowenen als „unser gefährlichster Gegner" (Krahwinkler 2000: 1900) bezeichnet. Kein besseres Schicksal widerfuhr der 1910 entstandenen slowenisch-italienischen politischen Gruppierung, die Folge des offenen Konflikts innerhalb beider monolingualen Gemeinschaften war und sich für transkulturelle Begegnungen aussprach: Ihre Abgeordneten wurden stets überstimmt.

Die metasprachlichen Diskurse der italienischen Abgeordneten ließen als Referenzvarietät immer nur die literarische Sprache Italiens gelten, nie sind Hinweise auf eine mögliche regionale Standardsprache des Küstenlandes zu finden. Als kohärentes und prestigeträchtiges Zeichensystem besitzt die Sprache der Literatur einen hohen Symbolwert und ihre Ideologisierung ließ die Abgeordneten zunehmend in Richtung Königreich Italien blicken. Somit konnte der politische Irredentismus über die Sprache eine Brücke zwischen den Italophonen in Görz-Gradisca und den Italienern im Königreich Italien schlagen. Sprache übernahm also zunehmend eine nationalsymbolische Funktion, die von den Volkszählungen und ihren Kategorisierungen noch verstärkt wurde: Diese sahen ein rigides System der Umgangssprachenerhebung vor, in dem man von der Bevölkerung die Angabe einer einzigen Umgangssprache verlangte, die zugleich die Nationalität der Personen bestimmte. Jegliche Art von hybriden Kategorien wurde vermieden, was auch die Mehrsprachigkeit unsichtbar machte.

Hier lässt sich eine Verbindung zur letzten Forschungsfrage und zum Thema der Konfliktlösungen spannen: Der Sprachkonflikt im Görzer Landtag wurde auch durch die vielen Widersprüche zwischen dem zentralistischen *status planning* des Staatsgrundgesetzes 1867 und dem tatsächlichen Sprachgebrauch bzw. den zahl-

reichen lokalen und autonomen Sprachregimen begünstigt. Die gesetzlich verankerte Gleichberechtigung garantierte allen Sprachen Zugriff auf alle Domänen des öffentlichen Lebens, ein lokales Organ wie der Landtag agierte dennoch nach internen Machtverhältnissen und konnte Rechte, die sich aus Bestimmungen aus dem Reichsrat in Wien ergaben, verwehren.

Gerade in einem polyglossischen Gebiet wie Görz-Gradisca war es geradezu eine Illusion, Individuen anhand der normierten Kategorien der Umgangssprachenerhebung erfassen zu wollen: Weite Teile der Bevölkerung erkannten sich nicht in einer bestimmten Ethnie oder Sprache, denn durch die vielen Migrationsbewegungen, die das Küstenland damals kannte (Fassmann 2010: 164), waren die Identitäten fließend und änderten sich mit der Zeit. Die Volkszählungen führten jedoch zu Kategorisierungen von Sprachen und Nationalitäten und schufen sowohl Sprachgrenzen als auch innere nationale Grenzen, wie der Historiker Judson (2006) beispielhaft gezeigt hat. Diese Grenzen wurden auch mittels geographischer Karten dargestellt, in denen die zahlenmäßigen Stärken thematisiert und visualisiert wurden. Es ist davon auszugehen, dass diese Gruppenstärken auch im Görzer Landtag wirkten und dazu beitrugen, die Asymmetrie zu verschärfen und die konkurrierende Sprachengemeinschaft als Bedrohung darzustellen.

Die Sprachenzählungen übernahmen in Görz-Gradisca so eine politisch aktivierende Symbolfunktion, über welche die italienische und die slowenische Sprachgruppe in diesem stark polyglossisch geprägten Kontext versuchten, sich als Nation abzugrenzen. In einem stark von Konflikten geprägten Gebiet wie dem Küstenland ginge es um die „Mobilisierung von Ethnizität“ (Stukenbrock 2005: 432), die zur Schaffung von Sprachvorstellungen und daher zur Konstruktion der eigenen bzw. der gegnerischen Sprache beitrug und zu einem verstärkten Nationalismus führte. Im Görzer Landtag wurde diese Strategie nicht bis zur letzten Konsequenz getrieben, weil der soziale Aufstieg der Slowenen an der Jahrhundertwende in vielen Fällen schon ausgeprägt war.

Trotz ihrer sprachlichen und sozialen Heterogenität herrschten unter italienischen und slowenischen Vertretern im Landtag bestimmte gemeinsame Interessen, wie die Anstrengungen, die sprachpolitischen Eingriffe aus Wien abzuwehren, zeigten, die von beiden Gruppen als Germanisierung empfunden wurden. Görz-Gradisca stellte ein Grenzgebiet zwischen der romanischen, der slawischen und der germanischen Welt dar und die deutsche Sprache wurde als die Sprache der Hegemonialmacht empfunden und als gemeinsames Hindernis bei der Entfaltung der eigenen Sprache und der eigenen Identität wahrgenommen. Die Bemühungen der Habsburgermonarchie, in Görz-Gradisca deutsche Schulen in größerem Ausmaß zu eröffnen, wurden im Landtag stets abgelehnt.

Obwohl die Regierung des Grafen Eduard Taaffe (1879–1893) eine konsequente Gleichberechtigungspolitik der Sprachen verfolgte, die der slowenischen Bevölke-

rung zugutekam, war eine konfliktvermeidende „sozioökonomische Gleichstellung“ (Nelde 1988: 82) aller betroffenen Sprachgemeinschaften nicht in Aussicht. Aus den Protokollen geht klar hervor, dass es in Görz-Gradisca keine Sprachkonfliktvermeidungsstrategie gab, die darauf ausgerichtet gewesen wäre, die Rechte aller Sprachgruppen auch in den autonomen Organen zu garantieren. Ohne Zuerkennung von lokalen Rechten ergaben sich aus der sprachlichen Asymmetrie größere Konflikte im Bereich der Ressourcenverteilung und bei der Vertretung in den lokalen Behörden.

Es ist davon auszugehen, dass außerhalb des Landtages auch noch Gespräche zwischen den Behörden und den Vertretern der Sprachgemeinschaften stattfanden und somit ein Krisenmanagement für Sprachkonflikte im Sinne von Haarmann (1996: 227) existierte, aber dies war nur zum Teil erfolgreich und eine Entemotionalisierung fand nicht statt. Nur wenn klare und von jeder Sprachgemeinschaft akzeptierte Regeln existierten, wie zum Beispiel im Falle der Übersetzungen, konnte man die Emotionen effektiv abbauen und mehr oder minder spannungsfreie Diskussionen führen.

## Literatur

Almasy, Karin, Heinrich Pfandl & Eva Tropper (2020): *Bildspuren – Sprachspuren: Postkarten als Quellen zur Mehrsprachigkeit in der späten Habsburger Monarchie*. Bielefeld: Tanscript.

Boaglio, Gualtiero (2019): Sprachideologie und Sprachkonflikte im istrianischen Landtag (1880–1910). In Roger Schöntag & Stephanie Massicot (Hrsg.), *Diachrone Migrationslinguistik. Mehrsprachigkeit in historischen Sprachkontaktsituationen. Akten des XXXV. Romanistentages in Zürich (08. bis 12. Oktober 2017)*, 289–318. Berlin u. a.: Peter Lang.

Bochmann, Klaus (2003): Linguistique de conflit. Considérations générales et plaidoyer pour une science critique. In Klaus Bochmann, Peter Hans Nelde & Wolfgang Wölck (Hrsg.), *Methodology of Conflict Linguistics/Methodologie der Konfliktlinguistik/Méthodologie de la linguistique de conflit* (Plurilingua 24), 3–12. St. Augustin: Asgard.

Brix, Emil (1982): *Die Umgangssprachen in Altösterreich zwischen Agitation und Assimilation. Die Sprachenstatistik in der zisleithanischen Volkszählungen zwischen 1880 bis 1910*. Wien u. a.: Böhlau.

Busch, Brigitta (2017): *Mehrsprachigkeit*. 2. Aufl. Wien: Facultas.

Cattaruzza, Marina (1988): Nationalitätenkonflikte in Triest im Rahmen der Nationalitätenfrage in der Habsburgermonarchie (1850–1914). In Sacha Zala (Hrsg.) (2012), *Die Moderne und ihre Krisen. Studien von Marina Cattaruzza zur europäischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Festgabe zu ihrem 60. Geburtstag*. Göttingen: V&R unipress.

Corsini, Umberto (1980): Die Italiener. In Adam Wandruszka & Peter Urbanitsch (Hrsg.), *Die Völker des Reiches* (Die Habsburgermonarchie 1848–1918 3.2), 839–879. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften.

Czoernig, Carlo barone de (1891): *La principesca Contea di Gorizia e Gradisca*. Gorizia: Paternelli.

Fassmann, Heinz (2010): Die Bevölkerungsentwicklung 1850–1910. In Helmut Rumpler & Peter Urbanitsch (Hrsg.), *Soziale Strukturen. Von der feudal-agrarischen zur bürgerlich-industriellen*

*Gesellschaft* (Die Habsburgermonarchie 1848–1918 9.1), 159–184. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften.

Fellerer, Jan Urban (2020): *Multilingualism in East-Central Europe. The Polish Dialect of Late-Habsburg Lviv* (Studies in Slavic, Baltic, and Eastern European Languages and Cultures). Lanham/MD: Lexington Books.

Gottsmann, Andreas (2003): La parità linguistica nell'amministrazione del Litorale austriaco (1848–1918). In Antonio Trampus & Ulrike Kindl (Hrsg.), *I linguaggi e la storia*, 243–271. Bologna: Il Mulino.

Haarmann, Harald (1996): Identität. In Hans Goebl, Peter Hans Nelde, Zdeněk Starý & Wolfgang Wölck (Hrsg.), *Kontaktlinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 12.1), 218–233. Berlin, New York: De Gruyter.

Heller, Monica (2006): *Linguistic Minorities and Modernity. A Sociolinguistic Ethnography*. 2. Aufl. London, New York: Continuum.

Irvine, Judith T. (1989): When talk isn't cheap. Language and political economy. *American Ethnologist* 16 (2), 248–267.

Judson, Pieter M. (2006): *Guardians of the Nation. Activists on the Language Frontiers of Imperial Austria*. Cambridge, London: Harvard University Press.

Krahwinkler, Harald (2000): Der Landtag von Görz-Gradisca und Istrien. In Helmut Rumpler & Peter Urbanitsch (Hrsg.), *Verfassung und Parlamentarismus*. *Die regionalen Repräsentativkörperschaften* (Die Habsburgermonarchie 1848–1918 7.2), 1873–1918. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften.

Kramer, Hans (1954): *Die Italiener unter der österreichisch-ungarischen Monarchie*. Wien, München: Herold.

Kremnitz, Georg (1994): *Gesellschaftliche Mehrsprachigkeit. Institutionelle, gesellschaftliche und individuelle Aspekte.* 2. Aufl. Wien: Braumüller.

Kroskrity, Paul V. (2000): Regimenting languages. Language ideological perspectives. In Kroskrity, Paul V. (Hrsg.), *Regimes of language. Ideologies, polities & identities*, 1–34. Oxford: James Currey.

Maitz, Péter (2005): *Sozialpsychologie des Sprachverhaltens. Der deutsch-ungarische Sprachkonflikt in der Habsburgermonarchie*. Tübingen: Niemeyer.

Manussi Montesole, Alfred (1934): Die Adrialänder. In Karl Gottfried Hugelmann (Hrsg.), *Das Nationalitätenrecht des alten Österreich*, 569–684. Wien, Leipzig: Braumüller.

Mattheier, Klaus J. (1984): Sprachkonflikte in einsprachigen Ortsgemeinschaften. Versuch einer Typologie. In Els Oksaar (Hrsg.), *Spracherwerb – Sprachkontakt – Sprachkonflikt*, 197–204. Berlin, New York: De Gruyter.

Mattheier, Klaus J. (1987): Sprachkonflikt. Terminologische und begriffsgeschichtliche Überlegungen. In Els Oksaar (Hrsg.), *Soziokulturelle Perspektiven von Mehrsprachigkeit und Spracherwerb* (Tübinger Beiträge zur Linguistik 320), 287–299. Tübingen: Narr.

Nelde, Peter Hans (1988): Sprachkonfliktforschung, *Folia Linguistica* 22 (1–2), 73–84.

Nelde, Peter Hans (2005): Research on Language Conflict/Sprachkonfliktforschung. In Ulrich Ammon, Norbert Dittmar, Klaus J. Mattheier & Peter Trudgill (Hrsg.), *Sociolinguistics. An International Handbook of the Science of Language and Society* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 3.2) 1346–1353. Berlin, New York: De Gruyter.

Nelde, Peter Hans (2006): Sprachkonflikt und Sprachpolitik. In Vittorio Dell'Aquila, Gabriele Iannàccaro & Matthias Stuflesser (Hrsg.), Soziolinguistica y language planning/Atti del convegno/Ac dl convegn/Akten des Symposiums. *Alpes Europa Sociolinguistica Europæa* 2, 172–187.

Österreichische Nationalbibliothek (Hrsg.) (2011): Die österreichischen gesamtstaatlichen Gesetzblätter 1849–1940. Verfügbar unter: https://alex.onb.ac.at/rgb_info.htm (letzter Zugriff 28.08.2021)

Pleterski, Janko (1980): Die Slowenen. In Adam Wandruszka & Peter Urbanitsch (Hrsg.), *Die Völker des Reiches* (Die Habsburgermonarchie 1848–1918 3.2), 801–838. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften.

Pertrattazioni della dieta provinciale di Gorizia e Gradisca: Verfügbar unter http://www.dlib.si/results/?&query=%27rele%253dPertrattazioni%2bdella%2bDieta%2bprovinciale%27&pageSize=25 (letzter Zugriff 26.08.2021)

Protocolli di sessione della dieta provinciale delle contre principesche di Gorizia e di Gradisca 1861–1911. Verfügbar unter http://data.onb.ac.at/rec/AC10220429 (letzter Zugriff 26.08.2021)

Ptashnyk, Stefaniya (2020): Language Variation in multilingual historical settings. Multilingual Practices at the University of Lemberg in the Late 19th Century. In Alexandra N. Lenz/Mateusz Maselko (Hrsg.), *VARIATIONist Linguistics meets CONTACT Linguistics*, 155–180. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprech.

Ptashnyk, Stefaniya (2021): Zwischen Codeswitching und Mixed Code: Multilinguale Schreibpraktiken in der Lemberger Presse des 19. Jahrhunderts. In Glaser Elvira, Michael Prinz & Stefaniya Ptashnyk (Hrsg.), *Historisches Codeswitching mit Deutsch. Multilinguale Praktiken in der Sprachgeschichte*, 405–438. Berlin u. a.: De Gruyter.

Rindler-Schjerve, Rosita & Eva Vetter (2003): Historical sociolinguistics and multilingualism: Theoretical and methodological issues in the development of a multifunctional framework. In Rindler-Schjerve, Rosita (Hrsg.): *Diglossia and Power. Language Policies and Practice in the 19th Century Habsburg Empire*, 35–66. Berlin u. a.: De Gruyter.

Rindler-Schjerve, Rosita (2007): Language conflict revisited. In Jeroen Darquennes (Hrsg.), *Contact Linguistics and Language Minorities* (Plurilingua 30), 37–50. St. Augustin: Asgard.

Schieffelin, Bambi, Kathryn Woolard & Paul Kroskrity (Hrsg.) (1998): *Language ideologies. Practice and theory* (Oxford studies in anthropological linguistics 16). Oxford, New York: Oxford University Press.

Schjerve-Rindler, Rosita & Susanne Czeitschner (1999): Polyglossie in der Domäne Gerichtswesen in Triest (1815–1918). In Brigitte Mazohl-Wallnig & Marco Meriggi (Hrsg.), *Österreichisches Italien – Italienisches Österreich? Interkulturelle Gemeinsamkeiten und nationale Differenzen vom 18. Jahrhundert bis zum Ende des Ersten Weltkrieges* (Zentraleuropa-Studien 5), 369–394 Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften.

Silverstein, Michael (1979): Language Structure and Linguistic Ideology. In: Paul R. Cline, William F. Hanks & Caroll L. Hofbauer (Hrsg.), *The Elements: A Parasession on Linguistic Units and Levels*, 193–247. Chicago: Chicago Linguistic Society.

Spitzmüller, Jürgen (2005): *Metasprachdiskurse. Einstellungen zu Anglizismen und ihre wissenschaftliche Rezeption* (Linguistik – Impulse und Tendenzen 11). Berlin, Boston: De Gruyter

Stachel, Peter (2001): Ein Staat, der an einem Sprachfehler zugrunde ging. Die „Vielsprachigkeit" des Habsburgerreiches und ihre Auswirkungen. In Johannes Feichtinger & Peter Stachel (Hrsg.), *Das Gewebe der Kultur. Kulturwissenschaftliche Analysen zur Geschichte und Identität Österreichs in der Moderne*, 11–45. Innsbruck u. a.: StudienVerlag.

Stukenbrock, Anja (2005): *Sprachnationalismus. Sprachreflexion als Medium kollektiver Identitätsstiftung in Deutschland (1617–1945)* (Studia Linguistica Germanica 74). Berlin, New York: De Gruyter.

Thomauske, Nathalie (2017): *Sprachlos gemacht in Kita und Familie. Ein deutsch-französischer Vergleich von Sprachpolitiken und -praktiken*. Wiesbaden: Springer.

Georges Lüdi †

# Mehrsprachigkeit in der Wissenschaft im 18. Jahrhundert am Beispiel der Basler Mathematiker und Naturwissenschaftler Daniel Bernoulli und Leonhard Euler

**Zusammenfassung:** Die Basler Wissenschaftler Leonhard Euler und Daniel Bernoulli waren bemerkenswert mehrsprachig. In ihren Publikationen bedienten sie sich abwechselnd des Lateinischen (der wissenschaftlichen Hauptsprache der Zeit), des neu aufkommenden Französischen und des sich als Wissenschaftssprache konstituierenden Deutschen. Besonders auffällig ist der Sprachgebrauch in ihren Briefwechseln innerhalb europaweiter kommunikativer Netzwerke, deren Bedeutung für die Konstruktion und Verbreitung von wissenschaftlichem Wissen im 18. Jahrhundert sehr wichtig war. Nicht nur wurden für verschiedene Briefpartner unterschiedliche Sprachen gewählt, viele dieser Briefe sich gemischtsprachig, wobei die Grenzen zwischen den Sprachen fliessend sind. In Momenten, in welchen neue wissenschaftliche Kenntnisse entstehen und in der sozialen Interaktion mit relevanten Anderen kommuniziert werden, nutzen die mehrsprachigen Forscher ihre Plurikompetenz, um die Grenzen der Leistungsfähigkeit der zur Verfügung stehenden Sprachen zu überwinden; sie machen damit Plurilanguaging in einem gewissen Sinn zur Wissenschaftssprache.

**Schlagwörter:** Latein, Französisch und Deutsch als Wissenschaftsprachen, Briefwechsel, Gelehrtenrepublik, Plurilanguaging, Mehrsprachigkeit, Sprachengemisch, Codeswitching, Plurikompetenz, Konstruktion und Verbreitung von wissenschaftlichem Wissen, Publikationssprachen, Euler, Bernoulli, Goldbach, Russische Akademie der Wissenschaften in Sankt Petersburg, Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin, *Académie des sciences* in Paris

## 1 Einleitung

Im 18. Jahrhundert, so eine gängige Meinung, habe sich Französisch als Wissenschaftssprache etabliert; sie sei im 19. Jahrhundert vom Deutschen bedrängt und im 20. Jahrhundert vom Englischen verdrängt worden. Obwohl in dieser Allgemeinheit

**Georges Lüdi**: Universität Basel

https://doi.org/10.1515/9783111338668-016

Open Access. © 2023 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. CC BY
Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.

zweifellos falsch, lassen sich zunächst eine Zunahme des Gewichts der deutschen Wissenschaft und ihrer Sprache und später eine Verschiebung in Richtung Dominanz des Englischen nicht verleugnen. Aber wie war das genau um 18. Jahrhundert? In welchen Sprachen wurde publiziert, unter Wissenschaftlern kommuniziert und an den Akademien beraten und diskutiert? Dies soll im Folgenden exemplarisch am Beispiel der Arbeitssprachen von zwei international vernetzten Vertretern der Basler Mathematik und Naturwissenschaften, Daniel Bernoulli (1700–1782) und Leonhard Euler (1707–1783), und ihrem Umfeld (namentlich Christian Goldbach [1690–1764], einem weiteren deutschsprachigen Mitglied der Sankt-Petersburger Akademie der Wissenschaften) diskutiert werden. Dabei wird die Hypothese vertreten, dass es viel weniger um die Ablösung einer Sprache durch die andere geht; vielmehr liest sich die Geschichte der Wissenschaft zugleich auch als die Geschichte der Mehrsprachigkeit. Eine wesentliche Rolle spielten die international besetzten Akademien von Paris, St. Petersburg, Berlin und London. So sollen an der 1724/25 gegründeten Sankt Petersburger Akademie der Wissenschaften über 50 % der Mitglieder Deutsche gewesen sein (mit Deutsch als Protokoliersprache). Umgekehrt hatte sich an der am Anfang des Jahrhunderts ins Leben gerufenen Königlich Preußischen Societät der Wissenschaften zu Berlin in der Regierungszeit Friedrichs II zwar eine „mehrsprachige Wissenschaftskultur“ (Kohl 2010: 8) entwickelt, faktisch wurde aber Französisch „zur Amtssprache der Akademie, weil es von Maupertuis und vor allem vom König durchgesetzt wurde“ (Jurt 2014: 60).

Die wahrhaft internationale Karriere von Leonhard Euler und die einzigartige Vielfalt seiner wissenschaftlichen Arbeit macht ihn als Fokus für Überlegungen zu den Wissenschaftssprachen des 18. Jahrhunderts besonders interessant. Er publizierte mehr als neunhundert Abhandlungen über Mathematik, Physik und Astronomie, aber auch über Architektur, Musiktheorie, Philosophie und Theologie. Nach seinem Studium in Basel wurde er bereits mit 20 Jahren an die Petersburger Akademie der Wissenschaften berufen, wo er ab 1730 eine Professur für Physik und ab 1733, als Nachfolger des Baslers Daniel Bernoulli, eine Professur für Mathematik innehielt. 1741 folgte er einem Ruf an die Preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin bis er 1766 nach St. Petersburg zurückkehrte, wo er, vollständig erblindet, 1783 starb.

Ein Vergleich mit seinem Basler Freund und Kollegen lässt Gemeinsamkeiten, aber auch auffällige Unterschiede hervortreten, schon in der Biographie. Daniel Bernoulli war ein Sohn des Mathematikers Johann I Bernoulli. 1720 promovierte er in Basel zum Dr. med. Im Anschluss an eine Studienreise nach Italien, wurde Bernoulli 1725 zusammen mit seinem Bruder an die Russische Akademie der Wissenschaften nach Sankt Petersburg berufen. Stadt, Land und Arbeitsplatz gefielen ihm überhaupt nicht, und so kehrte er 1733 nach Basel zurück und lehrte an der Universität bis an sein Lebensende, zunächst auf einem Lehrstuhl für Anatomie und Botanik, später für Anatomie und Physiologie und ab 1750 auf dem Lehrstuhl für Physik. 1744 und

1756 amtierte er als Rektor der Universität Basel. Er war Mitglied der Russischen Akademie der Wissenschaften in Sankt Petersburg, der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin und der *Académie des sciences* in Paris.

## 2 Sprachbiographien

Die Sprachbiographien Eulers und Bernoullis sind meines Wissens nie speziell analysiert worden (vgl. aber Hoffmann 2008). Beide besuchten in der deutschsprachigen Stadt Basel das Gymnasium, wo sie Griechisch und namentlich Latein lernten.[1]

*Daniel Bernoulli* wurde im Anschluss 1712 zur Erlernung der französischen Sprache für ein Jahr zu einem Pfarrer nach Courtelary im Berner Jura geschickt, im Basel des 18. Jahrhunderts keine unübliche Praxis (vgl. Voerkel 2017). Dem Magisterstudium Bernoullis folgte 1723/24 ein längerer Aufenthalt zur praktischen Medizinausbildung in Italien, wo er wohl das Italienische praktizierte (aber Briefe auf Italienisch sind keine erhalten). Das Englische, sagt er selber, würde er „so gar wenig verstehe[n]“ (D. Bernoulli an L. Euler, 14. November 1739; Fellmann & Mikhajlov 2016: 346) und ein Traktat nur wollen „wan er [sic] nicht auff Englisch getruckt ist“ (D. Bernoulli an L. Euler, 25. Dezember 1743; Fellmann & Mikhajlov 2016: 587). Auch Russisch hat er wohl im ungeliebten Petersburg nie gelernt. Seine Arbeitssprachen sind Latein, Deutsch und Französisch.

*Leonhard Euler* schloss seine propädeutischen Studien (wohl auch mit Sprachkursen) und sein Magisterstudium an der Universität Basel ab; in seiner ersten Petersburger Zeit lernte er – als Ausnahme unter den an die Akademie berufenen ausländischen Mitgliedern – so gut Russisch, dass er sich in Wort und Schrift darin ausdrücken konnte, wobei die Syntax seiner russischsprachigen Briefe seine deutsche Muttersprache habe erkennen lassen. Auch im Deutschen habe er seinen Schweizer Akzent nie abgelegt. Weiterhin hat Euler sehr viele Briefe in französischer Sprache verfasst (und gehörte in seiner Berliner Zeit zur französischen Gemeinde), aber auch englischsprachige Briefe seien von ihm überliefert (alle Angaben nach Hoffmann 2008); und 1747 ist er etwas entrüstet, dass sein Brieffreund Wettstein einen englischen Brief für ihn übersetzt hat:

**1** Cf. Lemmermeyer & Mattmüller (2015: 84, Fn. 8): „The teaching schedule of the Basel *Gymnasium* (as high schools were then called throughout the German-speaking part of Europe) in the early 18th century shows that an active mastery of Latin (and some Greek) was thought to be by far the most important qualification for embarking on an academic career, and the basic courses in the faculty of philosophy where every student – at the age of about 14 – had to prove his ability for formalised exposition and discussion drove this point home even more emphatically.“

> Je Vous suis bien obligé de l'extrait de la lettre de M^r^ Dobbs touchant le passage par la baye de Hudsons dans la mer pacifique: je suis faché que Vous Vous étés cru obligé lest de me traduire cette lettre, car je pense, que je l'aurois bien entendue en anglois: ayant traduit il y a quelques ans le traité de M^r^ Robins sur la *Gunnery* en allemand. (Bodenmann et al. 2017: 387)
> [Ich bin Ihnen sehr verpflichtet für den Briefauszug von Mr Dobbs, der die Passage durch die Hudson Bay in den pazifischen Ozean behandelt; ich bin verärgert, dass Sie sich dazu verpflichtet gefühlt haben, den Brief für mich zu übersetzen, da ich ihn, denke ich, schon auf Englisch verstanden hätte; habe ich nicht vor einigen Jahren die Abhandlung von Mr Robins zur *Gunnery* ins Deutsche übersetzt.]

Bernoulli und Euler gehörten mit anderen Worten beide, wie wir gleich noch im Detail sehen werden, zu jener Generation, für die Latein die privilegierte Wissenschaftssprache war. Wir fragen in der Folge zunächst nach der Sprache der Publikationen, anschliessend nach jener der Briefwechsel.

## 3 Publikationssprachen

Ein wichtiges Indiz für die Bedeutung der Sprachen für die Dissemination des Wissens ist, wer in welchen Sprachen publiziert. Euler und Bernoulli unterscheiden sich diesbezüglich nicht massgeblich.

Für *Euler* wurde das chronologische Werkverzeichnis von Gustaf Eneström (1910; 1913) ausgewertet (s. Abb 1):

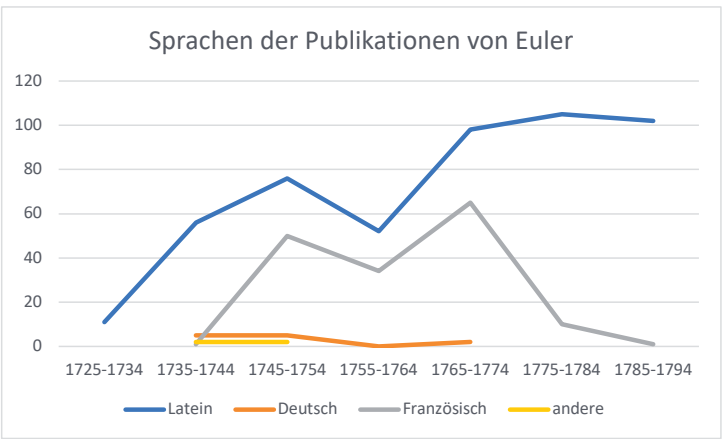


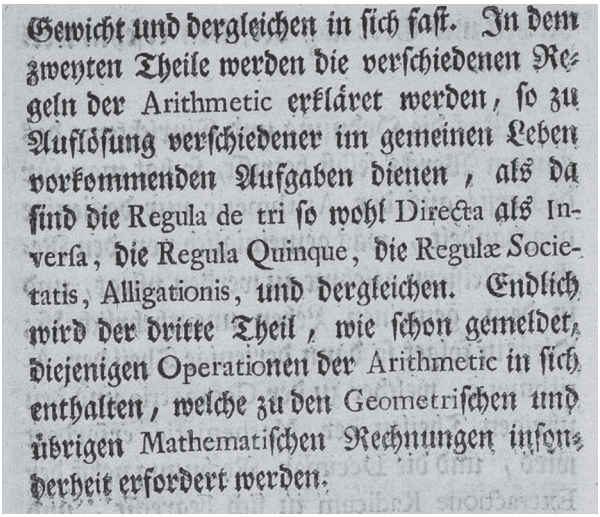

**Abb. 1:** Sprachen der Publikationen von Leonhard Euler

Demnach war seine Hauptsprache Latein (73 %), daneben verwendete er – namentlich in seiner Berliner Zeit – oftmals Französisch (24 %), Deutsch oder Russisch kommen selten vor (3 %). In seinen von Blindheit gekennzeichneten letzten Schaffensjahren schreibt (bzw. diktiert) Euler praktisch nur noch auf Latein. In den Jahrzehnten nach 1795 werden noch über 100 seiner Texte publiziert, mit zwei Ausnahmen – etwa die wohl 1781 der Akademie vorgelegten *Recherches sur le problème de trois nombres carrés tels que la somme de deux quelconques, moins le troisième, fasse un nombre carré* (E796) – alle auf Latein. Dasselbe gilt von den von Eneström aufgelisteten Schriften aus dem Nachlass. Die enorme Ausstrahlung Eulers ist also kaum auf seine eigene Mehrsprachigkeit zurückzuführen, sondern wurde ganz wesentlich durch die Tatsache geprägt, dass alle seine Hauptwerke (und viele kleinere Schriften) in zahlreiche Sprachen übersetzt wurden. Als Beispiel mögen die *Lettres a une princesse d'Allemagne sur divers sujets de physique & de philosophie* in drei Teilen gelten (E343, 344, 317; 1. Aufl., Sankt Petersburg 1768–1772). Euler schrieb sie auf Französisch an die Prinzessin Friederike Charlotte von Brandenburg-Schwedt (1745–1808) und an ihre jüngere Schwester Luise Henriette Wilhelmine (1750–1811). Ab der zweiten Auflage wurden die Briefwechsel auch in deutscher Sprache gedruckt (Leipzig/Sankt Petersburg/Riga 1769–1773). Gleichsam frisch ab Druckerpresse wurden sie anschliessend ins Russische, Holländische, Schwedische, Italienische, Dänische, Spanische, Englische usw. übersetzt.

Einer der Hauptgründe für Eulers Vorliebe für Latein gegenüber Deutsch liegt wohl neben der Endoxa („gute Wissenschaft schreibt man auf Latein") darin, dass Deutsch als Wissenschaftssprache noch nicht genügend ausgebaut war. Euler gilt denn auch als einer der Väter der mathematischen Terminologie: „Wie kaum ein anderer ist er [Euler] an der Bezeichnungsgebung der mathematischen Terminologie mitbeteiligt gewesen" (Albrecht & Baum 1992: 128).

Typisch für das Deutsch Eulers aus seinen frühen Schriften ist denn auch die Verwendung von eingedeutschten fachlichen Lehnwörtern aus dem Latein. Die Suffixe sind oft deutsch, wobei die Grenze zwischen Deutsch und Latein auch graphisch markiert wird (Operatio*nen*, Geometri*schen*, Mathemati*schen*). Abbildung 2 zeigt ein Beispiel aus der Druckversion der *Einleitung zur Rechen-Kunst* (St. Petersburg 1738).

*Bernoulli* hat wesentlich weniger geschrieben als Euler. Eine Auszählung seines Werkverzeichnisses (Cerulus & Radelet-de Grave 2004: 351 ff.) zeigt, dass auch bei ihm Latein die dominierende Publikationssprache ist; aber das Französische spielt bei ihm eine deutlich höhere Rolle als bei seinem Basler Kollegen (Latein: 66 %, Französisch: 33 %, Deutsch: 1 %). Die Sprachen verteilen sich zudem sehr unregelmässig über die Jahrzehnte seines Wirkens (s. Abb. 3).



Gewicht und dergleichen in ſich faſt. In dem zweyten Theile werden die verſchiedenen Regeln der Arithmetic erkläret werden, ſo zu Auflöſung verſchiedener im gemeinen Leben vorkommenden Aufgaben dienen, als da ſind die Regula de tri ſo wohl Directa als Inverſa, die Regula Quinque, die Regulæ Societatis, Alligationis, und dergleichen. Endlich wird der dritte Theil, wie ſchon gemeldet, diejenigen Operationen der Arithmetic in ſich enthalten, welche zu den Geometriſchen und übrigen Mathematiſchen Rechnungen inſonderheit erfordert werden.

**Abb.2:** Ausschnitt aus der Druckversion der Einleitung zur Rechen-Kunst von Leonhard Euler (1738)

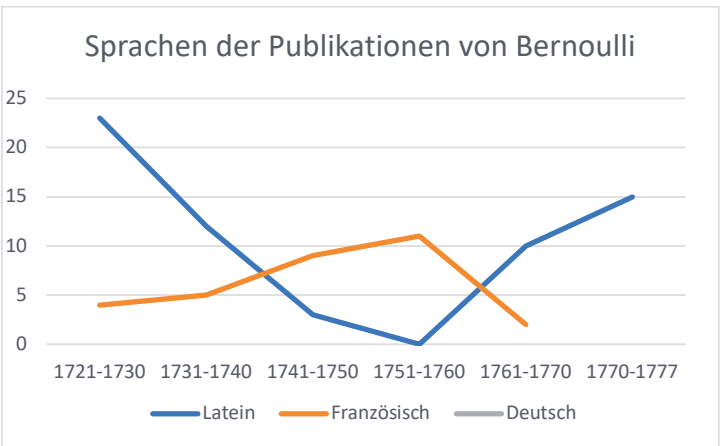



**Abb. 3:** Sprachen der Publikationen von Daniel Bernoulli

Die zunehmende Verwendung von Französisch zwischen 1740 und 1760 ist nicht zuletzt auf Bernoullis Teilnahme an Preisausschreiben der Pariser *Académie des sciences* zurückzuführen, die er mehrfach gewann. Allerdings hatte er 1734 seine Pariser Preisschrift über die Neigung der Planetenbahnen zuerst in lateinischer Sprache eingereicht, was vom Reglement her erlaubt war; für die Publikation lie-

ferte er dann selbst eine korrigierte und erweiterte französische Übersetzung nach; gedruckt wurden 1735 beide Versionen. Aber in seinen Altersschriften dominiert das Latein wieder deutlich, was dem Stereotyp der Zunahme des Französischen als Wissenschaftssprache im 18. Jahrhundert widerspricht.

## 4 Korrespondenzsprachen

Freilich sind die Publikationssprachen für sich genommen nicht allein massgebend. So wurde die Bedeutung der Briefwechsel für die Konstruktion und Verbreitung von wissenschaftlichem Wissen im 18. Jahrhundert, namentlich angesichts der mangelnden physischen Mobilität der Forschenden, schon vielfach betont:

> Lieux d'échange de nouvelles privées et publiques comme d'informations érudites, elle [la correspondence] unit ceux qui, séparés par l'espace, sont proches par l'esprit et le travail. Elle agit ainsi comme un ciment entre des individus qui ont le sentiment d'appartenir à une même communauté, la *Respublica litteraria* et comme un ferment de leur activité intellectuelle. (Bernés 1998: 36)
> [Als Ort für den Austausch privater und öffentlicher Nachrichten sowie für gelehrte Informationen vereint er [der Briefwechsel] in Geist und Arbeit die räumlich Getrennten. Er wirkt somit wie Zement zwischen Individuen, die das Gefühl haben, einer Gemeinschaft anzugehören, der *Respublica litteraria*, und er wirkt wie eine Keimzelle ihrer intellektuellen Aktivität.]

In einem bedeutenden Betrag zur Euler-Forschung streicht auch Bodenmann (2008) die wichtige Rolle heraus, welche der Briefwechsel – neben den Publikationen und den Sitzungen der verschiedenen Akademien – bei der Konstruktion des wissenschaftlichen Diskurses gespielt hat. Denn Wissenschaft ist und war nicht die Angelegenheit von Einzelforschern, sondern muss als eine soziale Praxis verstanden werden: „La science se fait donc dans une étroite collaboration et émulation entre les savants" [Wissenschaft entsteht in einer engen Kooperation und im Wettstreit zwischen Wissenschaftlern] (Bodenmann 2008 : 139–140). Sie manifestiert sich namentlich in einer Vielzahl von Briefen. Am Beispiel der Euler-Korrespondenz meint er dazu:

> Par le biais de cette correspondance, nous nous proposons d'étudier [...] les fonctions d'un commerce épistolaire dans le processus de la science qui se fait et de caractériser à travers lui la République des sciences en précisant ses usages, procédés et valeurs. Nous découvrirons la science dans sa dimension relationnelle: la science en tant que pratique sociale regroupant une communauté de savants mais aussi de non-savants que l'on a tendance à oublier. (Bodenmann 2008: 129)
> [Über den Umweg dieses Briefwechsels nehmen wir uns vor, die Funktionen eines Briefverkehrs im Entstehensprozess von Wissenschaft zu untersuchen, und über ihn die Gelehrtenre-

publik in ihren Gewohnheiten, Vorgehensweisen und Werten zu bestimmen. Wir werden die Wissenschaft in ihrer Beziehungsdimension entdecken: die Wissenschaft als soziale Praxis, die in sich vereint die Wissenschaftler aber eben auch die Nicht-Wissenschaftler, die man gerne vergisst.]

Natürlich sind viele Briefe verloren gegangen. Dennoch geben uns tausende von erhaltenen Briefen aus der Korrespondenz Eulers mit Goldbach, den Bernoullis und anderen[2] wichtige Einblicke in die Art und Weise, wie mathematisches und naturwissenschaftliches Wissen über Sprach- und Landesgrenzen hinweg konstruiert, diskutiert und verbreitet wird.

Bodenmann (2008: 135) publizierte folgende Karte der Korrespondenten der über 2800 erhaltenen Briefe von und an Leonhard Euler, dessen Netzwerk sich von Moskau und Sankt-Petersburg nach Pisa und von Berlin über Basel nach Paris und London erstreckt:

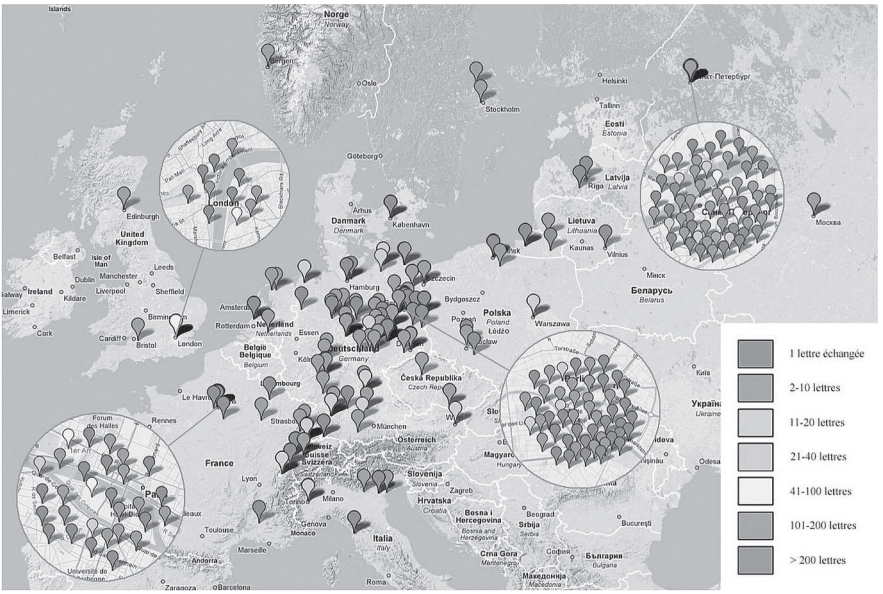



**Abb. 4:** Geographische Verteilung der Korrespondenten von Leonhard Euler (nach Bodenmann 2008: 135)

**2** Ein grosser Vorteil bei der Beschäftigung mit Bernoulli, Euler, Goldbach etc. ist die hervorragende Quellenlage; sehr vieles ist online greifbar, nicht zuletzt dank des Bernoulli-Euler-Zentrums der Universität Basel (https://bez.unibas.ch).

Im Folgenden werden wir uns auf die Briefwechsel zwischen Euler, Bernoulli und Goldbach konzentrieren, mit Berücksichtigung einzelner Westschweizer Briefpartner Eulers.

Wie wir schon andeuteten, gehörte Euler zu jener Generation von europäischen Gelehrten, die bei wissenschaftlichen Fragen noch lateinisch dachten. Dies illustriert beispielsweise sein Briefwechsel mit Christian Goldbach. Zunächst schrieben sich Euler und Goldbach auf Latein. Ab August 1740 – d. h. Monate vor Eulers Reise nach Berlin – wechseln sie auf Deutsch. Wenn Euler jedoch auf wissenschaftliche Probleme zu sprechen kommt, switcht er zum Latein, oft innerhalb desselben Satzes. Hier ein Beispiel dafür

> Ich habe vor langer Zeit auch solche ähnliche *Theoremata* gefunden: Als 4*mn* – *m* – 1 kann *nullo modo* ein *Quadrat* seyn. *Item* 4*mn* – *m* – *n* kan auch kein *Quadrat* seyn, *positis m et n numeris integris affirmativis.*
> Von den *Divisoribus quantitatis aa* ± *mbb si a et b sint numeri inter se primi* habe ich auch *curieuse proprietates* entdeckt, welche etwas *in recessu* zu haben scheinen, als da sind:
> *Theor[ema] 1. Omnes divisores primi formulae aa − 2bb continentur in forma 8n* ± *1.*
> (Lemmermeyer & Mattmüller 2015: 172)

Zunächst fallen lateinische Einzellexeme wie *Theoremata* oder *Quadrat* ins Auge, die mit der Zeit – teilweise selbst mit Pluralsuffixen – ins Deutsche übernommen wurden. Seit dem Frühneuhochdeutschen war auch die satzverknüpfende Partikel *item* geläufig. Syntaktisch am einfachsten ist die Einfügung ganzer Phrasen wie *in recessu* oder gar *positis m et n numeris integris affirmativis.* Bei komplexeren Mischformen findet ein Wechsel nach dem Artikel statt ‚Von den *Divisoribus quantitatis aa* ± *mbb*' (fortgesetzt wird der Satz auf Latein). Besonders merkwürdig ist die Nominalphrase ‚*curieuse proprietates*' aus einem Nomen mit einem französisch klingenden Adjektiv, aber mit deutscher Wortstellung; einige Zeilen weiter schreibt Euler ‚merkwürdige *Proprietates*'.

Bezeichnenderweise ist von Sprachmischung keine Rede, wenn Euler auf Französisch mathematische Probleme mit dem Genfer G. Cramer bespricht:

> [...] j'ai pourtant trouvé la solution de ce doute, dont j'espere que Vous seres satisfait: Je dis donc, qu'encore qu'il soit vrai, qu'une ligne de l'ordre *n* soit determinée par $\frac{nn+3n}{2}$ points, cette regle est pourtant assujettie à quelques exceptions: car l'equation generale des lignes de l'ordre *n* ayant $\frac{nn+3n}{2}$ coefficiens à determiner, il peut arriver qu'un pareil nombre d'equations, qu'on tire d'autant de points donnés, ne soit pas suffisant pour cet effet: ce qui est evident, lorsque deux ou plusieurs de ces équations deviennent identiques, ou equivalentes. Dans un tel cas on trouvera, après avoir reduit l'ouvrage à la determination du dernier coefficient, la valeur de celui-cy exprimée par une fraction, dont le numerateur et le denominateur deviennent = 0. (Lettre du 20 octobre 1744; Bodenmann et al. 2017: 199)

> Ich habe aber die Lösung für diese Unklarheit gefunden: ich hoffe, dass sie damit zufrieden sein werden: Ich sage also, dass – wiewohl es wahr ist, dass eine Gerade vom n-ten Grad über $\frac{nn+3n}{2}$ Punkte bestimmt wird – diese Regel einigen Ausnahmen unterworfen ist. Weil die allgemeine Gleichung der Geraden vom n-ten Grad mit $\frac{nn+3n}{2}$ als zu bestimmenden Koeffizienten ist, kann es passieren, dass eine gleiche Zahl an Gleichungen, die man aus gleich vielen gegebenen Punkten zieht, doch nicht für diesen Effekt ausreicht: Das ist offensichtlich, da zwei oder mehr dieser Gleichungen identisch oder äquivalent werden. In einem solchen Fall findet man, nachdem man bis zur Bestimmung des letzten Koeffizienten gekürzt hat, seinen Wert, ausgedrückt in einem Bruch, bei dem der Nenner und Zähler = 0 werden.

Es handelt sich offensichtlich um ein Problem der Wissenschaftssprache Deutsch.

In einem Brief an Goldbach von 1752 manifestiert sich im Übrigen Eulers Sorge um korrektes Französisch:

> Wegen der überschriebenen *Pas[s]age* des *P. Bouhours* habe ich erstlich den H. *De Maupertuis* als *un des quarante de l'Académie françoise* befraget, welcher nachdem er dieselbe nebst der *Critique* etlichemal überlesen gesagt, das er ohne einiges Bedenken sich so wohl des *devrois* als des *devois* bedienen würde, und fügte hinzu: *il est plaisant, qu'on a critiqué le Pere Bouhours sur ce mot*.
> *M.r Achard* [...] vermeint [...] das *devrois* besser sey: doch will er das *devois* nicht verwerfen. Ich habe darüber auch den H. *Beguelin* Hofmeister bey dem Prinz *Friderich* von Preussen, welcher für ungemein stark in der *Französischen* Sprache gehalten wird, befraget; und dieser *approbirt* die *Critique* vollkommen.
> *M.r De Maupertuis* hatte noch diesen Einfall, daß man untersuchen müsste, ob man auf *Latein* sagen soll, *quos legere non debebam* oder *non deberem*; und die *Decision* im *Lateini*schen, welche weder Er noch ich zu geben uns getraueten, würde auch im Frantzösischen gelten. Hieraus werden allso Ewr. Hochwohlgeb. Selbst die Sache am besten *decidi*ren.
> Mir kommt des H. *Beguelins* Entscheidung deswegen am gründlichsten vor, weil er die *Regul*n der Französischen Sprache mit allem Fleiß studirt hat, welche *M.rs de Maupertuis* und *Achard* nur *ex usu* wissen, und beyde sagen mir, daß Sie oft der Sache einen andren *Tour* geben müssen, weil sie in Zweifel stehen, ob gewisse *Expressio*nen, die sie brauchen wollten, recht sind oder nicht. (Lemmermeyer & Mattmüller 2015: 502)

Bei einer kursorischen Lektüre der Schriften Eulers waren keine vergleichbaren Stellen zur Sprachpflege des Deutschen zu finden.

# 5 Plurilanguaging

Unsere Überlegungen und Statistiken zur Sprache der Publikationen Bernoullis und Eulers gründeten in der impliziten Annahme, man wähle dazu die eine *oder* die andere Sprache. Demgegenüber hatten wir schon bei den deutschsprachigen Publikationen Eulers beobachtet, dass die Grenze zwischen Deutsch und Latein *inner-*

*halb* der Texte verlief. Dies ist in den Briefwechseln noch viel ausgeprägter. „Additive" Vorstellungen mehrsprachiger Kompetenzen erklären m.a.W. die tatsächliche Verwendung der mehrsprachigen Repertoires der Briefpartner nur unzureichend. Deren Umsetzung ihrer „Plurikompetenz" (Cook 2008) bzw. mehrsprachigen Ressourcen geht von der (fast) ausschliesslichen Verwendung einer Sprache im „monolingualen Modus" (Grosjean 1985; 2001) über verschiedene Mischformen wie „translanguaging" (García & Wei 2014), „plurilanguaging" (Lüdi et al. 2013; Piccardo 2017, 2018) oder „mehrsprachige Rede" (Lüdi & Py 2009).

Das Mischen von Elementen aus verschiedenen Sprachen oder Registern wurde jahrzehntelang als Mangel an Kompetenz angesehen. Man ging sogar davon aus, dass Kinder, welche gleichzeitig zwei oder mehr Sprachen ausgesetzt waren, mit geringerer Wahrscheinlichkeit je eine „muttersprachliche Kompetenz" erlangen könnten, sei es in der Erstsprache oder in einer anderen Sprache (Bloomfield 1927). Einige Theoretiker prägten Begriffe wie „Doppelte Halbsprachigkeit" (Ringbom 1962) oder „Begrenzte Zweisprachigkeit" (Cummins 1994). Entsprechend verbreitet war – und ist – die stereotype Vorstellung, Mischphänomene würden Personen mit sehr asymmetrischen Kompetenzen bzw. Lernende in der Eingangsphase ihres Zweit-/Fremdspracherwerbs charakterisieren, die aus der Not heraus auf andere Sprachen als die erwünschte Zielsprache zurückgriffen, namentlich um lexikalische Probleme zu überwinden.

In unserem Fall geht es selbstredend nicht um (Fremd-)Sprachenlernen. In Momenten, in welchen neue wissenschaftliche Kenntnisse entstehen und in der sozialen Interaktion mit relevanten Anderen kommuniziert werden, werden aber die Grenzen der Leistungsfähigkeit der zur Verfügung stehenden Sprachen sichtbar. Dies war schon in der von Alfons X gegründeten sogenannten *Übersetzerschule von Toledo*, der Fall, in welcher gemischte Teams aus Mozarabern, Juden und Christen wissenschaftliche und philosophische Schriften antiker Herkunft, die unter der Abbassiden-Herrschaft in Bagdad aus dem Griechischen ins Arabische übertragen worden waren, einem europäischen Publikum zugänglich machten. Übersetzt wurde zunächst ins Latein, später hauptsächlich ins Kastilische. Freilich war dieses zunächst keine Wissenschaftssprache. Am Beispiel der alfonsinischen Schriften, namentlich des *Libro de los juicios de las Estrellas* (auf dem Gebiet der Astrologie) und des *Lapidario* (über die medizinischen Eigenschaften verschiedener Gesteine und Edelsteine) lässt sich sehr gut nachvollziehen, wie Kastilisch im Zuge eines Elaborierungsprozesses für die Herstellung und Vermittlung wissenschaftlichen Wissens tauglich gemacht wurde. Eine ähnliche Rolle spielten Übersetzungen etwas später im Rahmen eines ersten Schrittes in Richtung der Standardisierung des (Alt) Französischen (Buridant 2003; Colón 1983; Thomasset 2005). Eulers „mehrsprachige Rede" illustriert ein vergleichbares Phänomen.

Namentlich die Alternanz ganzer Sequenzen vom Deutschen ins Lateinische und zurück (*Code-Switching*), aber auch andere Formen des *Plurilanguaging,* sind natürlich der bisherigen Forschung nicht verborgen geblieben (z. B. Lemmermeyer & Mattmüller 2015: 83–85). Bei Goldbach beobachtet man eine vergleichbare Mischung von Deutsch und Latein im Wesentlichen nur bei mathematischen Themen.

Bernoullis Deutsch wiederum ist nicht nur von Einsprengseln aus dem Lateinischen und Französischen geprägt, sondern auch aus dem lokalen Dialekt wie aus den folgenden Auszügen aus einem Brief an Euler vom 7. Juli 1745 ersichtlich wird:

> Der H. Maupertuis [...] hat ein generos gemüht und noble absichten. Dieses Zeügnus muß ich ihm geben, wan schon unser freündschafft zimlich erkaltet wo nicht gar verloschen ist. Er hat auch eine sonderbahre hochachtung für Ew.HEdgb. außnehmende merites, worzu ich vielleicht etwas bejgetragen, dan er nimt sich nicht die mühe durch sich selbst dergleichen sachen zu untersuchen, welches die ursach ist, daß er auch wohl eine sonderbahre estime für gantz unwürdige leüt fast. [...] unterdeßen hat mich dieses bewogen mir obbemeldete wercke [sc. von D'Alambert] anzuschaffen, und hab mit verwunderung gesehen, daß außert einigen wenigen sachen in seiner *Hydrodynamica* nichts als eine impertinente suffisance hervorleüchte; seine *criteria* sind bisweilen recht puerilisch und zeigen nicht nur, daß er kein sonderbahrer man ist, sondern so gar daß er es niemahls werden wird, indeme seine praesumtion viel zu gros umb von anderen leüten, und seine eigene einsichten viel zu gering umb von sich selbsten etwas sonderliches zu lehrnen. Bej der *reactione aquae ex vase erumpentis* refutiert er mich auch; *de motu aquarum per plura foramina transfluentium* refutiert er mich wieder und meint *velocitas seje eadem, ac si per simplex foramen effluer*et und an vielen anderen orten refutiert er mich, aber zugleich, welches mich frewet, die berühmteste männer macht er sich kein bedencken als des petits garçons zu critisieren; wan er meine raisonnemens nicht verstanden oder nicht hat untersuchen wollen, so hätten doch meine *experimenta* ihne ein wenig zuruck halten sollen. Den *situm aequilibrii corporum humido insidentium* hat er auch falsch determiniert etc. [...] Man solte doch darauff bedacht sejn zum behuff der wahren wißenschafften dergleichen junge lappi von ihren alzufreÿen critiques abzuhalten oder zum wenigsten zu verhinderen daß sie keine impression machen. Sonsten hat der H. D'Alembert mit obligeanten termes mich refutiert, so daß ich nicht anderst kan, als wegen meinem personal sehr wohl mit ihme zu frieden zu sejn. (Fellmann & Mikhajlov 2016: 644/645)

Die (kursiv gedruckten) Codeswitching-Elemente ins Latein entsprechen einerseits vielleicht Zitaten, kompensieren aber hauptsächlich auch einen diskursiven Ausdrucksnotstand im Deutschen (das Orthonym fehlt noch). Auffallend sind die vielen lexikalischen Einsprengsel aus dem Französischen, meist mit französischer Morphologie (*des petits garçons, raisonnemens, critiques*), manchmal mit deutscher Syntax (Voranstellung des Adjektivs in *impertinente suffisance*), oder auch eingedeutscht (*puerilisch, obligeanten, refutiert*). Diese Lehnwörter wurden freilich kaum aus terminologischen Gründen gewählt, sondern eher aus modischen, um das soziale Prestige des Schreibenden zu erhöhen. Gemäss der Einleitung der Heraus-

geber sei das inhomogene Gemisch von Deutsch (des 18. Jahrhunderts), Latein und Französisch „hie und da gewürzt mit alemannischen und spezifisch baslerischen Dialektausdrücken“ (Fellmann & Mikhajlov 2016: 4). Im zitierten Textausschnitt markiert etwa der Ausdruck *Lappi* (= Depp) Bernoullis regionale Zugehörigkeit.

Während wir oben Hinweise Eulers zu Sprachpflege in Deutschen vermisst haben, ist sich Daniel Bernoulli seines Sprachengemischs durchaus bewusst. So entschuldigt er sich bei Bernoulli am 6. Juni 1729:

> P.S. Weil ich aus Dero ersterem gesehen, daß Sie sonderlich rein teütsch zu schreiben sich beflißen, als zweiffle ich nicht, ich werde Dero keüsche ohren sehr mit meinen undermengten frantzösischen und lateinischen wörteren verletzet haben, weswegen sehr umb verzeihung bitte. Ade nocheinmahl. (Fellmann & Mikhajlov 2016: 97)

Hier noch ein Beispiel dafür (D. Bernoulli an L. Euler, 18. Mai 1737):

> Unsere basler Newigkeiten sind folgende. Der H. Dr. Iselin ist gestorben, wie auch der H.Oberstpfarrer ‚H. Burckhardt‘. An dieses letsteren statt wird der H.Oncle ‚J.H. I‘ Brucker ohne zweiffel in die erste wahl kommen zum Oberstpfarrer ampt, worzu ich vielleicht, als der ich in der Münster gemeind wohne, auch mit einer stimm werde contribuiren können. Das professorat wird à part bestelt werden. Es ist auch H. Mieg gestorben, an deßen statt sich H. Schwager Nörbel angeben thut. Weilen ich bej meines Vatters lebzeiten nicht kan *regentialis* werden, bin ich bej dieser occasion ohne consequenz. Vor etlichen tagen hab ich einen brieff bekommen von Venedig, darinn man mir meldet, daß der H.Marq[uis] Poleni gefahrlich kranck seje und schwärlich darvon kommen werde. Man hat mich auch sondiert, ob ich nicht im fahl seines absterbens gegen avantageuse conditionen selbige *cathedram* zu bekleÿden lust haben wurde, darauff ich aber geantwortet, daß wan ich außer meinem Vatterland hätte sejn wollen, ich gewislich meine station bej der Academie in Petersburg niemahls wurde verlaßen haben. Ich möchte wißen ob bej diesen conjoncturen niemand auß Rusland in Venedig sich befinde umb dieses Reichs interesse zu observieren. (Fellmann & Mikhajlov 2016: 212)

Neben der sprachlichen Vielfalt als solcher fällt in den Briefen Bernoullis auf, dass die Grenzen zwischen Deutsch, Latein und Französisch oft durchlässig sind und damit in einer gewissen Weise das *Plurilanguaging* – wohl nur teilweise bewusst – zur eigentlichen Wissenschaftssprache geworden zu sein scheint.

## 6 Fazit

Wie dies vorher und nachher der Fall war, wurden wissenschaftliche Erkenntnisse in der Zeit der Aufklärung in Kooperation bzw. in der Interaktion mit Fachkollegen erarbeitet. Aktiv konstruierte kommunikative Netzwerke spielen dabei eine entscheidende Rolle. Erstens werden viele Aufsätze an Akademiesitzungen vorgestellt

und diskutiert, zweitens zirkulieren die Publikationen rasch unter den weiteren Mitgliedern der „Gelehrtenrepublik". Drittens und besonders verbreiten und konfrontieren sich die neuen Ideen im Rahmen multilateraler Briefwechsel selbst über große Distanzen. Die „relevanten Anderen" der Forscher bilden die Knoten in einem europaweit geknüpften Netzwerk, dessen Umfang die lokalen Kontakte in Basel, Berlin oder Sankt Petersburg bei weitem übertrifft. Wie dies P.-Y. Beaurepaire formuliert: „[…] l'échange épistolaire contribue à nourrir le rêve d'une correspondance universelle et libre, harmonieuse et immédiate, qui sous-tend l'ensemble du projet des Lumières" [der Briefwechsel nährt in gewisser Weise den Traum eines universellen und freien, harmonischen und unmittelbaren Briefverkehrs, der das gesamte Projekt der Aufklärung unterstützt] (Beaurepaire 2002: 27). Die „typical instances of key situations or speech events which are critical given our analysis of the social and ethnographic background" (Gumperz 1982: 8) in diesem Wissenkonstruktionsprozess sind identisch mit den regelmässigen Briefpartnern.

Wir gehen von der Hypothese aus, dass diese Prozesse praktische und – zeitlich, räumlich und sozial – situierte Handlungen darstellen, die maßgeblich von der für die Formulierung verwendeten Sprache abhängig sind. Man kann nur wissen, was man auch sagen kann, auch und gerade, wenn die geeignete Sprache erst gefunden bzw. geschaffen werden muss. Das Wissen der Menschheit stellt die Integration einer Vielzahl an Puzzlesteinen dar, die zu verschiedenen Zeiten in unterschiedlichen Sprachen erstmals kodiert und anschließend immer wieder übersetzt wurden, auch wenn die Spuren ihrer Herkunft nie ganz verblassen. Der Entwicklungsweg von Spanisch, Französisch und Deutsch als Wissenschaftssprachen läuft nachweislich über eine Phase des Rückgriffs auf andere Sprachen von Seiten mehrsprachiger Forscher.

Dass im 18. Jahrhundert wichtige Fortschritte in den Bereichen der Mathematik, Physik, Ingenieurwissenschaften usw. erzielt wurden – und dass dies im Austausch zwischen Forschern verschiedener Herkunft und Sprachen stattfand – ist mit anderen Worten kein Zufall. Parallelbeispiele sind zum Beispiel aus dem Spanien des 13. Jahrhunderts bekannt (Lüdi 2017). Aber auch heute noch lässt sich erahnen, wie fruchtbar und kreativitätsfördernd die Arbeit in sprachlich und kulturell gemischten Teams in Forschungslaboratorien ist (Berthoud et al. 2013, Lüdi et al. 2016). Nicht nur haben alle maßgebenden europäischen Sprachen am Projekt der Aufklärung mitgewirkt; sie wurden, wie wir gesehen haben (vgl. auch unsere Beobachtungen zum Briefwechsel Albrecht von Hallers in Lüdi 2005), oft auch in unterschiedlichen Formen von „mehrsprachiger Rede" miteinander verwoben. Dies ist heute – auch im Lichte der Dominanz des Englischen – nicht anders.

# Literatur


Albrecht, Jörn & Richard Baum (Hrsg.) (1992): *Fachsprache und Terminologie in Geschichte und Gegenwart.* Tübingen: Gunter Narr.

Beaurepaire, Pierre-Yves (Hrsg.) (2002): *La plume et la toile. Pouvoirs et réseaux de correspondance dans l'Europe des Lumières.* Arras: Artois Presses Université.

Bernés, Anne-Catherine (1998): Correspondances. In Michel Blay & Robert Halleux (Hrsg.), *La Science classique: XVI^e^-XVIII^e^ siècle. Dictionnaire critique*, 36–43. Paris: Flammarion.

Berthoud, Anne-Claude, François Grin & Georges Lüdi (Hrsg.) (2013): *Exploring the Dynamics of Multilingualism. The DYLAN project.* Amsterdam: John Benjamins.

Bloomfield, Leonard (1927): Literate and Illiterate Speech. *American Speech* 2, 432–439.

Bodenmann, Siegfried (2008): La République des sciences vue à travers le commerce épistolaire de Léonhard Euler. *Dix-huitième siècle* 40 (1), 129–151.

Bodenmann Siegfried, Vanja Hug, Mirjana Ilić & Andreas Kleinert (Hrsg.) (2017): *Correspondance de Leonhard Euler avec des savants suisses en langue française* (= Leonhardi Euleri opera omnia, Series quarta A, Commercium epistolicum, Volumen septimum). Basel: Birkhäuser.

Buridant, Claude (2003): Le rôle des traductions médiévales dans l'évolution de la langue française et la constitution de sa grammaire. *Médiévales* 45, automne 2003, 67–84. DOI: https://doi.org/10.4000/medievales.637

Cerulus, Frans A. & Patricia Radelet-de Grave (Hrsg.) (2004): *Die Werke von Daniel Bernoulli. Band 8. Technologie II*. Basel: Birkhäuser.

Colón, Andrés (1983): *La syntaxe de Louis Meigret à travers «L'histoire de C. Crispe Saluste touchant la coniuration de L. Serge Catelin» (1547).* Bern: Peter Lang.

Cook, Vivian (2008): *Second Language Learning and Language Teaching.* London: Arnold.

Cummins, James (1994): Semilingualism. In Keith Brown (Hrsg.), *Encyclopedia of language and linguistics*. 2. Aufl., 3812–3814. Oxford: Elsevier Science.

Eneström, Gustaf (1910; 1913): *Verzeichnis der Schriften Leonhard Eulers. Ergänzungsband 4 zum Jahresbericht der DMV*. Erste und zweite Lieferung. Leipzig: B. G. Teubner.

Euler, Leonhard (1738): *Einleitung zur Rechen-Kunst. Zum Gebrauch des Gymnasii bey der* Kayserlichen *Academie der Wissenschafften in St. Petersburg.* St. Petersburg: Academische Buchdruckerey.

Fellmann, Emil A. & Gleb K. Mikhajlov (Hrsg.) (2016): *Leonhard Euler Briefwechsel mit Daniel, Johann II und Johann III Bernoulli. Briefwechsel Johann Albrecht Eulers mit Daniel Bernoulli. Briefwechsel Daniel Bernoullis mit Amtsträgern der Petersburger Akademie der Wissenschaften und mit Niklaus Fuss.* Teil 1 (= Leonhardi Euleri opera omnia, Series quarta A, Commercium epistolicum, Volumen tertium – Pars prima). Basel: Birkhäuser.

Fuss, Paul Heinrich (Hrsg.) (1843): *Correspondance mathématique et physique de quelques célèbres géomètres du XVIIIème siècle. Tome I. Tome II.* St.-Pétersbourg.

García, Ofelia & Li Wei (2014): *Translanguaging: Language, Bilingualism and Education*. New York: Palgrave Macmillan.

Grosjean, François (1985): The bilingual as a competent but specific speaker-hearer. *Journal of Multilingual and Multicultural development* 6, 467–477.

Grosjean, François (2001): The bilingual's language modes. In Janet L. Nicol (Hrsg.), *One mind, two languages: Bilingual language processing*, 1–22. Oxford: Blackwell.

Gumperz, John (1982): *Discourse strategies.* Cambridge: Cambridge University Press.

Hoffmann, Peter (2008): Leonhard Euler und Rußland. *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät* 94, 101–115.

Jurt, Joseph (2014): *Sprache, Literatur und nationale Identität: Die Debatten über das Universelle und das Partikuläre in Frankreich und Deutschland*. Berlin: Walter de Gruyter.

Koch, Helmut (2007): Der Briefwechsel von Leonhard Euler und Christian Goldbach. *Elemente der Mathematik* 62 (4), 155–166.

Kohl, Katrin (2010): Die Berliner Akademie als Medium des Kulturtransfers im Kontext der europäischen Aufklärung. In Michael Kaiser & Jürgen Luh (Hrsg.), *Friedrich der Große: Politik und Kulturtransfer im europäischen Kontext. Beiträge des vierten Colloquiums in der Reihe „Friedrich300" vom 24./25. September 2010* (Friedrich300 – Colloquien 4). https://perspectivia.net/publikationen/friedrich300-colloquien/friedrich-kulturtransfer/kohl_akademie.

Lemmermeyer, Franz & Martin Mattmüller (Hrsg.) (2015): *Correspondence of Leonhard Euler with Christian Goldbach. Part I.* (= Leonhardi Euleri opera omnia, Series quarta A, Commercium epistolicum, Volumen quartum – Pars prima). Basel: Springer.

Lüdi, Georges (2005): Suisses, plurilingues et citoyens du monde: Euler, Haller, Ochs et Stapfer. In Peter Schnyder (Hrsg,), *Visions de la Suisse. À la recherche d'une identité: projets et rejets*, 59–76. Strasbourg: Presses universitaires de Strasbourg.

Lüdi, Georges (2018): Mehrsprachigkeit im Wissenschaftsdiskurs. In Hans W. Giessen, Arno Krause, Patricia Oster-Stierle & Albert Raasch (Hrsg.), *Mehrsprachigkeit im Wissenschaftsdiskurs: Ein Panorama der Möglichkeiten und Schwierigkeiten*, 21–49. Baden-Baden: Nomos.

Lüdi, Georges, Katharina Höchle Meier & Patchareerat Yanaprasart (Hrsg.) (2016): *Managing plurilingual and intercultural practices in the workplace. The case of multilingual Switzerland*. Amsterdam: John Benjamins.

Lüdi, Georges & Bernard Py (2009): To be or not to be … a plurilingual speaker. *International Journal of Multilingualism* 6 (2), 154–167.

Piccardo, Enrica (2017): Plurilingualism as a Catalyst for Creativity in Superdiverse Societies: A Systemic Analysis. *Frontiers in Psychology*, December 2017, Volume 8, Article 2169, 1–13. https://doi.org/10.3389/fpsyg.2017.02169.

Piccardo, Enrica (2018): Plurilingualism: Vision, Conceptualization, and Practices. In Peter Pericles Trifonas & Themistoklis Aravossitas (Hrsg.), Handbook of Research and Practice in Heritage Language Education, 207–226. New York, NY: Springer International Publishing.

Ringbom, Håkan (1962): Tvåspråkigheten som forskningsobjekt [Bilingualism as an object of research]. *Finsk Tidskrift* 6, 263–269.

Thomasset, Claude (2005): Remarques sur l'élaboration d'un lexique du vocabulaire scientifique en ancien français. In *Lessicologia e lessicografia nella storia degli insegnamenti linguistici [2]. Atti delle giornate di Bologna, 13–15 gennaio 2005 = Quaderni del CIRSIL* 4 (2005), 31–41.

Voerkel, Elise (2017): ‚Daher kommt es, dass in Basel jedermann französisch spricht'. Jugendliche Baslerinnen im Welschland (18. und frühes 19. Jahrhundert). In *Genre & Histoire* [En ligne], 20 | Automne 2017, mis en ligne le 01 décembre 2017. http://journals.openedition.org/genrehistoire/2834.

# Register


Adel 11, 118, 198, 225, 230, 238
Adstrat 207
Affekt 62
Akademie 46, 215, 337–343, 346, 349
Alltagstheorie 151–152, 157
Alternation 61–62, 66, 69–71, 247, 259
Althochdeutsch 24, 179, 183–190, 193–197
Amtssprache 266, 318, 338
analytisch 25–26, 28–29, 32, 154
Antiqua 61, 64, 72
Arbeitskräfte 152, 162
Arbeitsmigration 152, 170, 278
Arbeitssprache 13, 266, 338–339
Asien 78, 96
Assimilation 265, 287
Attribut 26, 85–86, 111, 260
Ausdruckskraft 62
Ausgrenzung 9, 77, 90, 96, 317, 328
Australien 78, 81, 92

Berlinisch 109, 118, 124–126
Bildung 5, 27, 29, 32–33, 133, 199, 217, 227, 234, 237–238, 253, 258, 260, 276, 286–287, 292–295, 298, 302–303, 323
Bildungssprache 60, 74
Bilingualität 9, 19, 24, 27–31, 57, 59–60, 66, 69, 71, 73, 77, 83, 86–87, 89, 94–97, 107–108, 129–130, 134, 138–139, 142, 165–166, 169, 180–182, 184, 186, 188, 195, 197, 200, 244, 252, 258, 270, 273–278, 289, 298, 320, 329, 331, 347
Binnenmigration 10, 170
Binnenwanderung 162
Böhmen 225–227, 230, 234–235, 238
borrowing. *Siehe* Entlehnung
Bozen 8, 11, 77, 243–245, 248–251, 253–261, 285
Brasiliendeutsche 90
Brief 11, 39–43, 51, 62, 156, 159, 166, 168, 193, 198–199, 211, 231–232, 235, 237, 243–245, 247–261, 337, 339–340, 343–349
Briefwechsel 159, 243–245, 249–251, 253, 256–261, 337, 340–341, 343, 345, 347, 350

Charta der Regional- oder Minderheitensprachen 267
Cisleithanien 12, 315–318
Codemixing 252
Codeswitching 5, 19, 22, 28, 30, 37, 57–58, 61–63, 69, 71–73, 115, 247, 252, 337, 348
community of practice 4, 10–11
contact-induced change. *Siehe* kontaktinduzierter Sprachwandel
correspondence. *Siehe* Korrespondenz
Cree 96, 218

Dänisch 19, 22–23, 26–33, 341
DDR 275–278, 298
Desambiguierung 27
Deutlichkeitsstreben 62
Deutsch. *passim*
Dialekt 7, 21–24, 66, 70, 83, 113, 123–124, 147, 153, 191–196, 211–216, 266, 269, 286, 289, 300, 307, 320, 348
Dialog 58, 130–131, 133–135, 138–139, 141–142, 144–147, 156, 159, 165–168, 330
diffuse Sprachen 19
Diglossie 151, 170, 214, 222, 239, 266
Diglossiemodell 166
Diskriminierung 9, 77, 90, 96
Diskurslinguistik 155
Dissimilationsabsicht 92
Divergenz 19, 21
Diversität 1, 12, 78, 81, 88, 154–155, 160, 165–166, 168, 316
do-support 25
Dolmetscher 232, 237–239, 268, 329
Dreisprachigkeit 266
Drucker 10, 71–72, 129–134, 137, 139–140, 143–144, 146–147, 209, 214–217, 220, 222
Dutch. *Siehe* Niederländisch
Dutchification 52
education. *Siehe* Bildung

Ego-Dokumente 4, 225–228, 231
Einheimisch 29, 162, 168–169, 207, 210, 220, 291
Einsprachigkeit 11, 168, 237, 265–266, 270–280, 320, 327, 331–332

Einstellungen 3, 6, 168, 225–228, 231, 236–237, 290, 293, 302
Einwanderung 151–152, 168–171, 200
Elaboriertheit 22–24, 32, 84
Elsass 22, 185, 192–193, 292, 307
Emigration 159–161, 164
Englisch 12, 22, 24–25, 28–30, 33, 83, 92, 94–95, 132, 134, 137–139, 141, 145–146, 152, 180, 239, 280, 289, 297, 305, 337–341, 350
enregisterment. *Siehe* Registerbildung
Entlehnung 29–30, 38, 46–47, 53, 64, 71, 183, 191, 234, 237
Ersatzkonstruktionen 19, 25
Erstsprache 30, 73, 84, 89, 93, 110, 112, 164, 166, 168, 225, 231, 237–238, 245, 259, 347
Erstspracherwerb 94
Ethnolinguistik 88–89, 95
Europäische Union 266
Exaptation 19, 26–27
expressive Funktion 62

Färöisch 19, 22–23, 28–32
Foreign Language Making 10, 129–131, 133, 135, 137, 139, 141, 143, 145, 147
Fraktur 61, 64, 72
Franken 192, 197, 211
Fränkisch 182, 186, 188, 190–192, 197, 307
Frankreich 179–180, 192, 197, 214–216, 230, 234, 266, 286–287, 290–292, 295–296, 298, 303, 305–309
Französisch. *passim*
Fremdenfeindlichkeit 169
Fremdsprache 10, 57, 129–131, 133–137, 142, 145–147, 151, 153, 155, 167, 170, 192, 239, 278, 297, 302
Fremdsprachenlehrbuch, -lehrwerk 154–158, 166, 171
Fremdsprachenunterricht 129–133, 136–137
Fremdspracherwerb 9, 192, 220, 347
Frenchification 37–41, 43, 45, 47, 49, 51, 53
Friaulisch 320
from below 4, 244, 246, 249, 260
Frühe Neuzeit 57–59, 129–130, 132, 136–137, 146, 225–226
fokussierte Sprache 22
Futur 13, 24, 29, 53

Gallien 217
Gebrauchstext 9, 110–111, 124, 159, 167
Gedicht 58, 66–69, 159, 168
Gelegenheitsgedicht 67, 70
Gelehrtensprache 67, 71, 73
Genf 10, 139, 207–219, 222, 345
Germanic. *Siehe* Germanisch
Germanisch 24–26, 38, 40, 137, 146, 152, 179–187, 192–193, 198–199, 245, 259, 333
Germanisierung 188, 268, 274–275, 333
Germanisierungspolitik 271
Geschäftssprache 328
Geschlecht 4–5, 80, 230, 235, 238, 299
Gesprächsbuch 9, 129, 131–135, 147, 194–196
Gleichstellung von Sprachen 315, 322, 329
glottophag 78, 81
grammatische Replikation 24
Gruppenmehrsprachigkeit 11, 265–267, 276, 279–280

Habsburg 38, 140, 230, 244–245, 256
Habsburgermonarchie 12, 315–322, 328, 333
Handel 4, 7, 11, 20, 38–40, 42, 62, 66, 69–72, 87, 89, 108, 110–111, 115, 129–133, 142–144, 159, 169, 196, 211–212, 214–216, 220, 236, 243, 245, 247–249, 251, 253, 255–261, 267, 275, 287, 295, 316, 326, 346
Handelskolonie 80
Handelspidgin 87
Handschrift 60, 65, 194–195, 198
Heritage Language 20
Heterodoxie 271
historical sociolinguistics. *Siehe* Historische Soziolinguistik
Historische Soziolinguistik 3, 5–8, 10, 12–13, 37, 153, 171, 222, 225–226, 243, 246–247, 285, 288–290, 315
Hochdeutsch 9, 23–24, 27, 107–125, 142, 211–213
Hugenotten 39, 207, 215
Humanismus 59, 66, 73
Hybridform 69, 107, 112–113, 116, 118, 120–123, 125, 332
Hybridität 108, 121–122, 125, 155, 316, 332

Identität 23, 30, 84, 89, 92–95, 97, 133, 136, 165, 234, 316, 321, 333
- Gruppenidentität 9, 21–22

- Identitätsakt 92, 94, 97
- Identitätsmarker 5, 225, 233

Immersion 93, 278
Immigration 151, 245, 258
Immigrant 168–169, 232
Immigrantensprache 79
Imperium Romanum 10, 182, 192, 199
Individuum 6, 10, 152, 162, 171, 289, 294, 333, 343
Insertion 61–64, 66
Intentionalität 94
Interferenz 108, 125, 182
Interkulturalität 151, 154–155
Istrien 316–317, 319
Italianität 151, 153, 161
Italien 10, 12, 66, 139, 141, 143–144, 147, 151, 153, 161, 168–171, 180, 192–193, 211, 230, 266, 316–317, 319–321, 324–327, 329–332, 338–339
Italienisch 11–12, 66, 130, 134, 138, 141, 143–144, 151–155, 157–171, 180, 208, 210–211, 215, 219–220, 234, 238–239, 243–245, 247–250, 252–261, 266, 315–317, 319–322, 325–333, 339, 341

Javindo 78, 86–89, 96
Jekoudesch 70
Jenisch 70

Kategorisierung 151, 156, 237, 332–333
Katholizismus 89, 162, 269, 271–279, 292
Kaufleute 11, 23, 33, 41, 108, 132, 146, 211, 243–250, 253, 256–261
Klassentrennung 77, 90, 95–96
Koine 83, 248
Kolonialismus 78, 81, 86, 97
- koloniale Gesellschaftsordnung 77–79, 82, 90, 98
- koloniale Kontaktsprache 77–79, 83, 90–91, 94, 96–97
- kolonialer Kontext 77–78, 81–82, 87–88, 90, 94–96
- Koloniallinguistik 77
- Kolonisierung 5, 7, 78

Kommunikation 21, 31, 57–59, 73, 95, 165, 196, 225, 237–239, 298, 310, 318
Komplexität 8, 19–21, 23–29, 31–33, 186
kontaktinduzierter Sprachwandel 19, 21, 23, 37–38, 41–42, 79
Kontaktlinguistik 2, 179
Kontaktphänomene 6, 9, 57, 307
Kontaktsituation 7, 19, 53, 155, 166, 289
Kontaktsprache 9, 23, 27–28, 32–33, 77–98, 121
Kontaktsprachengenese 77–97
Kontaktzone 191, 200
Kontextualisierung 62, 318
Konvergenz 23
Konversationsmethode 158
Korrespondenz 4, 11, 13, 108, 119, 225, 227–229, 235–236, 243–245, 249–251, 253, 256–261, 329, 343–344
Kreolsprache 5, 9, 20, 77, 79, 83–84, 86–87, 89, 91–94, 96–97
Kronländer 315–316, 318, 320, 322
Kulturkontakt 22, 171, 303, 309
Kulturnation 133, 151, 328
Kulturvergleich 155

L1. *Siehe* Erstsprache
L2. *Siehe* Zweitsprache
Ladinisch 319–320
langage savoyard 213
language contact. *Siehe* Kontakt, Sprachkontakt
Language Making 10, 129–131, 133, 135, 137, 139, 141, 143, 145, 147
Latein 22–24, 32, 40, 45–47, 53, 59–60, 132, 134, 138–141, 143–144, 163, 179–180, 186, 192, 194, 198–199, 208–210, 212, 217, 222, 234, 238, 246–247, 249–250, 268, 289, 297, 337, 339–349
Lausitz 267–268, 273–274, 276, 280
Lautverschiebung 119, 184–185, 188, 195
Lehnmorphologie 37, 41
Lehnwort 10, 53, 58, 179, 182–183, 186, 188, 191–192, 199, 234, 237, 341, 348
Lehnsuffix 37–38, 40–42, 45, 47–48, 50–53
Lehrbuch, -werk 9–10, 129–131, 133–135, 140–142, 145, 151, 153–159, 161, 163, 165–168, 170–171, 214–215, 300
Leiden (Niederlande) 8, 37–39, 41–44, 50, 52, 143, 256
Lernende 20, 91, 133, 151, 153–154, 156–157, 162, 164–166, 169, 171, 347
Lingua Franca 9, 42, 57, 67, 92, 146

loan morphology. *Siehe* Lehnmorphologie
loan suffix. Lehnsuffix
loan word. *Siehe* Lehnwort
Lothringen 181, 186, 286, 292, 306–307

Maccaronische Dichtung 9, 57, 59, 66–73
Matrixsprache 62, 64–65, 73, 116
Mehrheitssprache 11, 265, 267, 280
Mehrsprachigkeit. *passim*
- gesellschaftliche Mehrsprachigkeit 10–11, 23, 177, 222, 307
- individuelle Mehrsprachigkeit 1, 22, 152, 207, 265–266, 307, 310
- literarische Mehrsprachigkeit 57–59, 66
- territoriale Mehrsprachigkeit 151–152, 162, 170

Mehrsprachigkeitsdidaktik 155
Mehrsprachigkeitsdiskurs 10, 151, 153, 155, 170–171
merchant. *Siehe* Kaufleute
Metasprachdiskurs 317, 325, 329
Michif 95
Migration 5, 7, 39, 86, 140, 151, 162, 169, 245
Minderheitensprache 11, 21, 152, 265–267, 280
Minderheitskultur 170
Mischehe 86, 89, 95, 278
Mischsprache 9, 57, 66, 69–71, 73, 77, 83, 86–87, 89, 94–97
Mission 80, 89, 92–93
Mittelfränkisch 195
Morphologie 26, 37, 41, 47, 53, 65, 70, 72, 81, 348
Moselromania 179, 182, 186–190, 192–193
Multiethnolekt 83
Mündlichkeit 4, 71, 158
Muttersprache 29, 32, 210, 216–217, 272, 275, 279, 308, 318, 320, 322, 339

Nationalsprache 136, 152
Nativisierung 84
Navajo 95
Negation 25
Niederdeutsch 9, 21–27, 107–125, 211
Niederlande 1, 129–142, 147, 179–180, 230
Niederländisch 8, 33, 37–42, 45, 47, 51–53, 78, 86–87, 89, 96, 129–135, 137–139, 141–147, 180, 183–184, 260
Niederlausitz 270–271, 273–275
Norm 3, 6, 21–22, 27, 30, 32–33, 52, 92, 130, 142, 192, 207, 215, 217, 222, 302, 325, 333

Österreich 12, 226, 228, 231, 315–323, 332

Panslavismus 274
Papua-Neuguinea 8, 77, 80, 84, 88, 92
Parallelbildung 19, 29–30, 32
Paraphrasierung 62
Petjo 77–78, 89, 96
Philologie 1–2, 5, 222, 295
Phonologie 70, 81, 85, 109, 114–120, 123
Pidgin 5, 9, 20, 77, 83–97
Pitkern 82, 92–93
Plurikompetenz 337, 347
Plurilanguaging 13, 337, 347–349
Polyglossie 315
Portugiesisch 33, 138, 140–141
Pragmatik 155
Prestige 3–4, 6, 33, 53, 65, 71, 74, 207, 231–238, 247, 316, 324, 328, 331, 348
Prestigesprache 108, 293
Primarschule 157
Produktionsbedingung 57–58
Psycholinguistik 73, 97, 118, 267
Publikationssprache 13, 337, 341, 343

Rassentrennung 77, 90, 95–96
Reanalyse 26
Reformation 207, 213–214, 268–270, 272–273
Regionalsprache 7, 21, 286
Register 9, 107, 109, 112, 118, 125, 233, 237, 248–249, 305, 347
Registerbildung 107, 109, 125
Relexifizierung 69
Religion 44, 48–50, 231, 237, 271
Relikt 182–183, 189, 199
Repertoire 81, 112–113, 125, 136, 225, 243–249, 259, 261, 289, 302, 308, 347
Replikation 23–24, 28–30
Revitalisierung 265, 278
Rezeptive Fähigkeiten 30–31, 156–157, 166
Romani 70, 180, 182, 194
Romanisch 38, 82, 146–147, 152, 158, 179–190, 192–199, 210, 243, 245, 259–260, 333
Römer 180, 217

Römisches Reich. *Siehe* Imperium Romanum
Runen 24
Russenorsk 87

Saargebiet 285–286, 288, 290–295, 297
Saarland 1, 10, 12, 179, 265, 285–309
Sachsen 192, 198, 211, 271, 274–278
Salienz 122, 124–125
Schriftlichkeit 60–61, 65, 71–73, 93, 108
Schriftsprache 22, 108, 207, 209, 266, 269, 272
Schulbildung 209, 294, 320
Schule 154, 158, 164–165, 168, 268, 271, 278–279, 287–288, 291–310, 318, 324, 328–330, 333
Schulunterricht 30, 275
Schulwesen 274, 291, 294–298, 304, 328
Schweiz 1, 10, 22, 151–155, 157, 159, 161–165, 167–171, 208, 211–213, 339
Sekundarschule 154, 157, 170
Selbstzeugnis 11, 225–239
Skandinavisch 8, 23–24, 27–28, 33
Slowakisch 21
Slowenisch 12, 315–316, 319–323, 325–333
Solski Dom 329
Sorbengesetz 276–277
Sorbisch 11, 265–280
- Niedersorbisch 265, 270–273, 277–278
- Obersorbisch 269, 271–273, 277–279

Sozialer Missstand 77, 90, 96
Soziolinguistik 2–3, 5–8, 10, 12, 153, 155, 171, 222, 225–226, 239, 285, 287–290, 309, 315
Spanisch 33, 129, 132, 134–147, 230, 341, 350
Sprachpolitik 11–12, 152, 265, 268, 271–276, 280, 285–286, 289, 299
Sprachangebot 129, 137, 267, 302
Sprachauffassung 10
Sprachausbau 19, 24, 27
Sprachbiographie 13, 208, 222, 226, 339
Spracheinstellung 225–227, 238–239, 289–290, 315, 318, 323
Sprachenrecht 315, 327
Sprachenzählung 333
Spracherwerb 20, 25, 30, 59, 65, 91, 94, 304–305
Sprachevolution 77–78, 98
Sprachgebiet 108, 152, 160–162, 211, 269, 272–273, 301
Sprachgefährdung 78, 80–81
Sprachgemeinschaft 9, 12, 22, 78–81, 84, 88, 92, 98, 152, 162, 170, 316–325, 330–332
Sprachgrenze 10, 179–181, 192, 195–198, 269, 286, 333
Sprachideologie 4, 9, 13, 97, 107, 124–125, 130–135, 152, 171, 207, 290, 315–332
Sprachinsel 90, 179, 182, 188, 190, 199, 270
Sprachkompetenz 96, 169, 225, 232, 298, 310
Sprachkonflikt 207, 316–317, 323–324, 331–332
Sprachkontakt 2, 5, 8, 10, 20, 22–24, 33, 37, 42, 79–80, 82, 88, 90, 151–171, 207, 226, 247–248, 323
- Sprachkontaktforschung 94, 109, 239, 323
- Sprachkontaktsituation 13, 168
- Sprachkontakttheorie 6, 83

Sprachlehrwerke 10
Sprachmischung 9, 57–73, 345
Sprachname 129, 145, 147
Sprachnationalismus 317, 325–332
Sprachnorm 215, 219
Sprachpolitik 11–12, 152, 285–289, 299
Sprachpurismus 279, 328
Sprachregion 159, 161, 164
Sprachtod 78, 81
Sprachtrennung 72
Sprachunterricht 132, 278, 291, 297, 305, 310
Sprachvermittlung 12, 285, 302–303, 306, 311
Sprachwandel 3–9, 17–20, 23, 32–33, 77, 91, 97, 119, 270
Sprachwechsel 58, 61, 80–81, 107–110, 118, 238, 268, 275, 278, 307
Stabilität 19, 21, 23, 88
Standardisierung 5, 131, 209, 328–329, 347
standard language. *Siehe* Standardsprache
Standardsprache 82, 133, 136, 142, 266, 269, 279, 332
Standarsprachenideologie 286
Statussymbol 65
Stilisierung 71
Substrat 25, 109, 120, 217
Südtirol 243–249, 260
Superdiversität 6
Superstrat 207
Syntax 31, 210, 339, 348
synthetisch 25, 32

Tayo 89
Tessin 151–154, 159–166, 169–171
Textlinguistik 151, 155
Textsorte 155, 157, 159, 165, 167
Theaterstück 58, 66
Theodisk 179–180, 192–199
Tischrede 9, 57–66, 71–72
Tok Pisin 79, 85–86, 92–93
Toponym 179, 183–184, 191
Tourismus 167, 170, 274
trade. *Siehe* Handel
Transferprozess 70
Translationskompetenz 232
Triest 256, 316, 322, 331
Triglossie 260
Tschechisch 21, 140, 146, 228, 232–239
Typographie 58
Typologischer Wandel 19, 24, 32–33

Übernahmen 19–20, 22, 24, 333
Übersetzung 22–24, 27–28, 62, 135, 145, 159, 163, 195–198, 208, 210, 221, 269–270, 296, 326–331, 343, 347
Ungarndeutsch 65, 90
Ungleichheit 4, 171
Unserdeutsch 77, 79, 84–95, 98
Unterdrückung 9, 77, 80, 96–97, 275
Unterricht 92, 130–132, 140, 151, 155–158, 169, 192, 209, 215, 271, 278, 286, 291–294, 297–298, 301, 304, 306, 309
Unterrichtssprache 274, 278

Varietät 5, 7, 9, 20–23, 30, 33, 70, 72, 81, 83, 89–90, 94, 109, 111, 118, 125, 129–131, 136, 140, 142, 146–147, 152, 154, 164, 239
Verhandlungssprache 317–319, 322, 324–327, 331
Verkehrssprache 286
Vermittler 169
Vernakularsprache 41, 60
Vertikalisierung des Hochdeutschen 107
Verwandtschaft 23, 32, 142
Völkerverständigung 302, 309
Volkssprache 9, 22, 67, 107–125, 131, 266, 268, 270
Volkszählung 275, 277, 319–320, 332–333

Wenden 268–269, 280
Westfränkisch 193, 195–198
Widerstandsidentität 97
Wissenschaftssprache 13, 337–350

Zielsprache 32, 91–94, 151, 156–157, 169, 182–183, 347
Zitieren 62, 220
Zürich 157–161, 170, 220
Zweisprachigkeit 9, 19, 24, 28–29, 57, 59–60, 71, 73, 166, 180–181, 197, 273–275, 289, 298, 320, 347
Zweitsprache 20, 25–26, 30–33, 59–60, 83–84, 86–87, 89–94, 192, 239, 289
Zweitspracherwerb 8–9, 20, 83–86, 90–94, 105, 120